

Sozialräumliche Prozesse in urbanen Räumen der Schweiz

Dissertation
zur
Erlangung der naturwissenschaftlichen Doktorwürde
(Dr. sc. nat.)
vorgelegt der
Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät
der
Universität Zürich

von
Corinna Heye

aus
Deutschland

Promotionskomitee
Prof. Dr. Hans Elsasser (Vorsitz)
Dr. André Odermatt (Leitung der Dissertation)
Prof. Dr. Kurt Brassel

Zürich, 2007

Zusammenfassung

In dieser Arbeit werden die sozialräumlichen Prozesse, die aufgrund der Überlagerung von Sub- und Reurbanisierung entstehen, für die Schweizer Agglomerationen analysiert. Zu diesem Zweck wurden Querschnittsanalysen von Volkszählungsdaten mit Längsschnittanalysen von Umzugsdaten kombiniert. Dabei wird nicht nur die Stadt in ihren administrativen Grenzen, sondern jeweils die gesamte Agglomeration betrachtet.

Um die sozialräumlichen Prozesse analysieren zu können, wird ein Konzept einer theoriegeleiteten Sozialraumanalyse vorgestellt, das den postmodernen Bedingungen der heutigen Gesellschaft gerecht wird und zeitliche Vergleiche zulässt. Damit leistet die Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Methodenforschung. Eine Stärke des hier vorgestellten Konzeptes ist seine Übertragbarkeit auf andere Länder, da es sich auf das „Modell des sozialen Raumes“ nach *Bourdieu* stützt, welches nicht nur für die Schweiz Gültigkeit besitzt.

Mithilfe dieses Konzeptes einer theoriegeleiteten Sozialraumanalyse wird das Gefüge urbaner und suburbaner Wohnumlieus nach Status und Lebensstil modelliert. Die Ergebnisse zeigen, dass die sozialökologischen Modelle, die eine sektorale Verteilung nach Status und eine konzentrische Verteilung nach Lebensstilen postulieren, auch heute noch Gültigkeit besitzen. Interessant ist dabei, dass die räumlichen Unterschiede in der Konzentration der ausländischen Bevölkerung in den Schweizer Agglomerationen primär auf Status- und Lebensstilunterschiede zurückzuführen sind und nicht auf ethnisches *community building*.

Der Reurbanisierungsprozess hat in allen grossen Agglomerationen der Schweiz eine starke soziale Aufwertung (Gentrifizierung) der meisten Kernstadtquartiere zur Folge. Obwohl die Suburbanisierung mit einer Abwanderung von Familien weiter anhält, haben sich im Zuge der Reurbanisierung die negativen Folgen, die durch die anhaltende Suburbanisierung entstanden sind, deutlich abgeschwächt. Die Unterschiede zwischen Kernstadt und ihrem suburbanen Raum sind nicht länger sozioökonomischer Natur, sondern manifestieren sich vor allem in unterschiedlichen Lebensstilen. Das unter dem Begriff der A-Stadt bekannte Phänomen der Konzentration von Alten, Armen, Arbeitslosen, Auszubildenden und ausländischen Personen in den Kernstäd-

ten hat sich deutlich abgeschwächt. Es ist eine Verlagerung der A-Stadt-Phänomene in den suburbanen Raum zu beobachten.

Es bestätigt sich, dass Gentrifizierung vor allem ein Konflikt verschiedener Lebensstilgruppen ist, bei dem es zu Verdrängungsprozessen kommt. Der Prozess der Gentrifizierung wird vor allem durch Zuziehende aus anderen Gemeinden initiiert. Dabei nehmen die Anteile der ausländischen Bevölkerung und der Familien zugunsten der „neuen urbanen Mittelschicht“ ab. Entgegen den gängigen Annahmen ist der soziale Aufwertungsprozess allerdings nicht zwingend mit einer Verbesserung der Bausubstanz in diesen Kernstadtquartieren verbunden.

Die Verdrängung verstärkt die sozialräumliche Polarisierung innerhalb der Kernstädte und führt zur Ausbildung von marginalisierten Quartieren. Diese sind aber nicht durch hohe Fluktuationsraten und überdurchschnittlich hohe Anteile der ausländischen Bevölkerung geprägt. Vielmehr handelt es sich um ehemals sehr stabile Quartiere am Stadtrand mit sehr geringen Anteilen ausländischer Bevölkerung, die nun mit einem starken Zuzug ausländischer Personen konfrontiert sind.

Insgesamt zeigt sich, dass sich der soziale Wandel in einer sozialräumlichen Polarisierung innerhalb der Schweizer Agglomerationen zwischen 1990 und 2000 niederschlägt. Es kann bestätigt werden, dass die grösseren sozialen Unterschiede in *global cities* eine stärkere sozialräumliche Polarisierung mit sich bringen.

Vorwort

Zu allererst möchte ich mich bei meinem Doktorvater Prof. Dr. Hans Elsasser herzlich dafür bedanken, dass er mir ein so optimales Arbeitsumfeld geboten hat und mir stets mit Rat und Unterstützung zur Seite stand.

Dr. André Odermatt hat nicht nur die fachliche Betreuung dieser Arbeit und die Leitung des Forschungsprojektes des Nationalfondsprojektes, in dessen Rahmen diese Doktorarbeit entstanden ist, übernommen, sondern hat mich stets mit seinen kritischen Nachfragen angetrieben. Für die zahlreichen fruchtbaren und anregenden Diskussionen, sein Vertrauen und die gute Zusammenarbeit möchte ich mich ganz besonders bedanken.

Für die spontane Bereitschaft meine Doktorarbeit zu begutachten, danke ich sehr Dr. Ernst Gächter und Prof. Dr. Walter Siebel. Prof. Dr. Kurt Brassel sei dafür gedankt, dass er als Komiteemitglied zur Verfügung stand.

Ich hatte das grosse Glück, dass ich diese Arbeit nicht als Einzelkämpferin verfassen musste. Viele der Ideen wurden zusammen mit den Kollegen und Freunden Michael Hermann, Heiri Leuthold und Joris Van Wezemaal in fruchtbaren und anregenden Diskussionen gesponnen, entwickelt und umgesetzt. Vielen herzlichen Dank für diese intensive Zusammenarbeit, in denen unter anderem die Publikationen, die Teil dieser Dissertation sind, entstanden sind.

Für die Finanzierung des Projektes bedanke ich mich beim Schweizer Nationalfonds. Die Daten wurden vom Bundesamt für Statistik, Statistik Stadt Zürich und dem statistischen Amt Kanton Zürich im Rahmen von Forschungszusammenarbeiten bereitgestellt. Für die Kooperation und reibungslose Zusammenarbeit bedanke ich mich sehr.

Das Geographische Institut der Universität Zürich bot mir ein hervorragendes und entspanntes Arbeitsumfeld. Dafür sei meinen Kolleginnen und Kollegen, die ich bei Aperòs, auf dem Gang oder in Kommissionen kennen und schätzen gelernt habe, sehr herzlich gedankt. Mein besonderer Dank gilt dabei meinen Büropartnern aus dem L72 und L52 für ihre Hilfsbereitschaft und ihr stets offenes Ohr.

Gerade in der Endphase der Arbeit ist man auf die Mithilfe von Freundinnen und Freunden angewiesen. Hier möchte ich mich ganz besonders bei Hilke Stümpel, Vallesca Zaugg, Jette Sudhaus und Wilko Nölken bedanken. Ohne ihre Unterstützung in

Form von Korrekturlesen, Kochen, Zuhören oder Mutzusprechen wäre ich wohl nie fertig geworden, sondern wohl eher verzweifelt.

Trotz grosser räumlicher Entfernung haben meine Eltern und mein Bruder samt Familie mich stets unterstützt und den Prozess aufmerksam verfolgt. Vielen herzlichen Dank an meine Familie für diese Geduld und Unterstützung!

Gliederung

Teil 1	1
1 Einleitung	1
2 Theoretischer Rahmen	5
3 Fragestellung und Methoden	27
4 Theoriegeleitete Sozialraumanalyse	37
5 Sozialräumlicher Wandel in urbanen Räumen	57
6 Fazit und Ausblick	77
Literatur	79

Teil 2 91

Manuskript 1: 93

Heye, C. & H. Leuthold (2005): Theory-based social area analysis: an approach considering the conditions of a post-industrial society.

Manuskript 2: 103

Heye, C. & H. Leuthold (2006): Sozialräumlicher Wandel in der Agglomeration Zürich. Konsequenzen von Suburbanisierung und Reurbanisierung

Manuskript 3: 119

Hermann, M.; Heye, C. & H. Leuthold: Drei Indizes zu räumlichen Disparitäten – theoriegeleitete Sozialraumanalyse unter den Bedingungen einer pluralisierten und individualisierten Gesellschaft.

Manuskript 4: 137

Heye, C. & A. Odermatt (2006): Einfluss der Umzüge auf die sozialräumlichen Prozesse im urbanen Raum Zürichs.

Manuskript 5: 153

Heye, C. & J.E. Van Wezemael (2007): Herausforderungen des sozio-demographischen Wandels für die Wohnbauindustrie.

Teil 1

Gliederung

1	Einleitung	1
2	Theoretischer Rahmen	5
2.1	Analyse der Sozialstruktur	5
2.1.1	Sozialer Wandel	5
2.1.2	Konzepte zur Analyse der Sozialstruktur	7
2.1.3	Raumbezug der Sozialstruktur	12
2.2	Analyse der Stadtstruktur	13
2.2.1	Sozialökologische Modelle	13
2.2.2	Sozialraumanalyse	15
2.3	Stadtentwicklung	18
2.3.1	Segregation	18
2.3.2	Suburbanisierung	21
2.3.3	Reurbanisierung	23
3	Fragestellung und Methoden	27
3.1	Forschungsgegenstand	27
3.2	Untersuchungsgebiet und Raumeinheiten	30
3.3	Datenbasis	32
3.4	Verwendete Methoden	33
4	Theoriegeleitete Sozialraumanalyse	37
4.1	Konzept der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse	37
4.2	Dimensionen Status und Lebensstil	39
4.3	Dimension der Segregation nach Nationalitäten	46
4.3.1	Zusammenhang zwischen den Dimensionen der Segregation nach Nationalitäten und der nach Status und Lebensstil	46
4.3.2	Regressionsmodell zur Erklärung der Segregation nach Nationalitäten durch die Dimensionen Status und Lebensstil	50
4.3.3	Fremdsprachigkeitsindex	52
4.4	Diskussion des Konzeptes der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse	53

5	Sozialräumlicher Wandel in urbanen Räumen	57
5.1	Sozialräumliche Differenzierung und deren Wandel in der Agglomeration Zürich	57
5.1.1	Status und Lebensstil	57
5.1.2	Segregation nach Nationalitäten	59
5.1.3	Segregation nach Alter	60
5.2	Die Schweizer Grossagglomerationen im Vergleich	63
5.2.1	Sozialräumliche Entwicklung der Schweizer Grossagglomerationen	63
5.2.2	Reurbanisierung und Aufwertung der Kernstädte	66
5.3	Gentrifizierung und Marginalisierung in der Kernstadt Zürich	67
5.3.1	Charakterisierung der gentrifizierten und marginalisierten Quartiere	67
5.3.2	Einfluss der Umzüge auf die sozialräumlichen Prozesse innerhalb der Kernstadt	68
5.3.3	Einfluss der Bebauungsstruktur und des Wohnungsmarktes auf die sozialräumlichen Prozesse	70
5.4	Diskussion	71
6	Fazit und Ausblick	77
7	Literatur	79

Abbildungen:

Abb. 1: Der Raum der sozialen Positionen bei Bourdieu	9
Abb. 2: Ablauf der Entstehung von Lebensstilen bei Bourdieu	9
Abb. 3: Sinus-Milieus in der Schweiz	11
Abb. 4: Sozioprofessioneller Status nach Heimatstaaten und Nationengruppen in der Agglomeration Zürich, 2000	47
Abb. 5: Zusammenhang der Segregation nach sozioprofessionellem Status der ausländischen und Schweizer Erwerbstätigen, Agglomeration Zürich 2000	48
Abb. 6: Verteilung der Gemeinden im sozialgeographischen Raum nach Einwohnerzahl und Anteil der ausländischen Bevölkerung, Agglomeration Zürich 2000	49
Abb. 7: Verteilung der Gemeinden im sozialgeographischen Raum nach Einwohnerzahl und Anteil der süd- sowie nord- und westeuropäischen Bevölkerung, Agglomeration Zürich 2000	50
Abb. 8: Die fünf Grossagglomerationen im Status-Individualisierungs-Diagramm im Vergleich	65
Abb. 9: Schematische Darstellung der Migrationsverläufe in der Stadt Zürich	69
Abb. 10: Migrationsprofile (relative Wanderungssaldi) der gentrifizierten und marginalisierten Quartiere der Stadt Zürich von 1991 bis 2002	70

Tabellen:

Tab. 1: Dimensionen und Indikatoren der Sozialraumanalyse nach Shevky und Bell (1961)	15
Tab. 2: Faktorwerte und Kommunalitäten der Faktoranalyse zur Bildung eines ersten Modells der sozialräumlichen Differenzierung für die Agglomeration Zürich	40
Tab. 3: Faktorwerte und Kommunalitäten der Faktoranalyse zur Bildung eines zweiten Modells der sozialräumlichen Differenzierung für die Agglomeration Zürich	42
Tab. 4: Faktorwerte und Kommunalitäten der Faktoranalyse zur Bildung eines Modells der sozialräumlichen Differenzierung für die gesamte Schweiz	44
Tab. 5: Gütekriterien der Regressionsmodelle mit Status- und Individualisierungsindex als unabhängige und Anteile der ausländischen Bevölkerung (differenziert nach Nationengruppen)	52

1 Einleitung

Urbane Räume werden im besonderen Mass durch Prozesse der sozialräumlichen Entmischung der Bevölkerung (Segregation) geprägt (Häussermann & Siebel 2004). Einen wichtigen Motor dieser residentiellen Segregation bilden gesellschaftliche und soziale Unterschiede (Friedrichs 1995). Seit den 1950er Jahren war die sozialräumliche Entwicklung der Städte vor allem durch die Suburbanisierung geprägt (Häussermann & Siebel 2004). Der Suburbanisierungsprozess war mit einem zum Teil drastischen Einwohnerrückgang in den Kernstädten verbunden. Zu den bekannten Folgen zählt die so genannte A-Stadt-Bildung, die durch eine Konzentration von Alten, Ausländerinnen und Ausländern, Arbeitslosen und Auszubildenden in den Kernstädten charakterisiert ist (Frey 1990).

Im Zuge der zunehmenden Pluralisierung und Individualisierung der Lebensstile wurde in westlichen Städten ein Trend zur Reurbanisierung beobachtet, der den Suburbanisierungsprozess zunehmend überlagert (Häussermann & Siebel 1996). Wie in anderen Industrieländern auch haben die grossen Städte der Schweiz in den letzten zehn Jahren dadurch eine Renaissance erlebt (Brühl et al. 2005: 11). Die Kernstädte gewannen für bestimmte Personengruppen wieder an Attraktivität. Die Reurbanisierung führte damit zu einer Aufwertung der Innenstädte, die das Gesicht der Kernstädte innerhalb weniger Jahre stark verändert hat. Besonders ausgeprägt ist die Aufwertung und Erneuerung in den innenstadtnahen ehemaligen Arbeiterquartieren der Gründerzeit (Gentrifizierung) (Friedrichs 1996).

Sowohl Sub- als auch Reurbanisierung sind mit der Expansion und Verdrängung bestimmter sozialer Gruppen an unterschiedlichen Standorten verbunden (Dangschat 1996). Die Wohnstandortqualitäten variieren dabei auf kleinstem Raum. Vom Sonnen- zum Schattenhang, von der Steueroase zur Hochsteuergemeinde, von der Verkehrsader zur ruhigen Zone sind es oft nur wenige hundert Meter.

Ziel dieser Arbeit ist es, die sozialräumlichen Prozesse, die durch die Überlagerung von Sub- und Reurbanisierung entstehen, für die Schweizer Agglomerationen zu analysieren. Bisherige Studien weisen wesentliche Mängel auf, die meist auf eine schlechte Datenbasis zurückzuführen sind (Warmelink & Zehner 1996). Zum einen wird die sozialräumliche Differenzierung häufig nur nach einzelnen Indikatoren beschrieben, zum anderen werden oft nur Querschnittsanalysen verwendet, die zur Ana-

lyse von Prozessen nicht geeignet sind. Zudem wird die kleinräumige Differenzierung nur innerhalb der administrativen Grenzen der Kenstadt analysiert, obwohl sich die urbanen Räume aufgrund des anhaltenden Suburbanisierungsprozesses weit über die Grenzen der Kernstadt ausgedehnt haben.

An diesem Punkt setzt die vorliegende Arbeit an. Zum einen wird eine Querschnittsanalyse von Volkszählungsdaten mit einer Längsschnittsanalyse von Umzugsdaten kombiniert. Zum anderen wird nicht nur die Stadt in ihren administrativen Grenzen sondern die gesamte Agglomeration betrachtet. Ein adäquates und häufig verwendetes Instrument zur Analyse der sozialräumlichen Differenzierung in urbanen Räumen ist die ursprünglich von Shevky & Bell (1961) entwickelte Sozialraumanalyse. In dieser Arbeit wird ein Konzept einer theoriegeleiteten Sozialraumanalyse entwickelt, das den postmodernen Bedingungen der heutigen Gesellschaft gerecht wird. Damit leistet die Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Methodenforschung.

Aufbau dieser Arbeit

Nach der Einleitung werden im Kapitel 2 die wichtigsten theoretischen Grundlagen behandelt. Die Arbeit streift verschiedene wissenschaftliche Disziplinen. Die Sozialstruktur schlägt sich in einer sozialräumlichen Differenzierung nieder und der soziale Wandel beeinflusst die sozialräumlichen Prozesse. Daher werden zunächst der soziale Wandel und anschliessend die verschiedenen Modelle der Sozialstruktur behandelt. Danach werden sowohl die Modelle der Stadtstruktur als auch die Methoden zur Analyse der Stadtstruktur vorgestellt. Abschliessend werden die verschiedenen sozialräumlichen Prozesse Sub- und Reurbanisierung selbst fokussiert (vgl. Kap. 2).

Im Kapitel 3 werden die forschungsleitenden Fragen dieser Arbeit vorgestellt. Danach werden das Untersuchungsgebiet, die analysierten Raumeinheiten und die Datenbasis eingeführt. Abschliessend werden die in dieser Arbeit verwendeten Methoden dargestellt.

Kapitel 4 und 5 fassen im Wesentlichen die Ergebnisse der Artikel zusammen, die Teil dieser Dissertation sind (Manuskript 1-5):

- **Manuskript 1:** Heye, C. & H. Leuthold (2005): Theory-based social area analysis: an approach considering the conditions of a post-industrial society. In: Tenedorio, J.A. & R.P. Juliao (eds.): 14th European Colloquium on Theoretical and Quantitative Geography 2005, Proceedings.

- **Manuskript 2:** Heye, C. & H. Leuthold (2006): Sozialräumlicher Wandel in der Agglomeration Zürich. Konsequenzen von Suburbanisierung und Reurbanisierung. In: disP Nr. 164. Vol. 42 (1), S. 16-29.
- **Manuskript 3:** Hermann, M.; Heye, C. & H. Leuthold (2006): Drei Indizes zu räumlichen Disparitäten – theoriegeleitete Sozialraumanalyse unter den Bedingungen einer pluralisierten und individualisierten Gesellschaft. In: Meyer, F. (Hrsg.): Wohnen - Arbeit - Zuwanderung. Stand und Perspektiven der Segregationsforschung. Beiträge zur europäischen Stadt- und Regionalforschung. Münster. S. 213-227.
- **Manuskript 4:** Heye, C. & A. Odermatt (2006): Einfluss der Umzüge auf die sozialräumlichen Prozesse im urbanen Raum Zürichs. In: disP Nr. 164. Vol. 42 (4), S. 52-64.
- **Manuskript 5:** Heye, C. & J.E. Van Wezemael (2007): Herausforderungen des sozio-demographischen Wandels für die Wohnbauindustrie. In: disP Nr. 169. Vol. 43 (2). S. 41-55.

Im Kapitel 4 wird ein Konzept der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse entwickelt und vorgestellt. Die klassische Sozialraumanalyse umfasst die Dimensionen Status, Modernisierung und Ethnien (Shevky & Bell 1961) und beschränkt sich auf die Analyse von Städten. Da diese den postmodernen Bedingungen nicht mehr gerecht wird, wurden in der letzten Zeit vor allem induktive Sozialraumanalysen angewendet, die jedoch aufgrund ihrer „Theorielosigkeit“ in die Kritik geraten sind (Hartmann et al. 1986, Helbrecht 1997, Zehner 2004). In dieser Arbeit wird ein adäquates Analyseinstrument zur Beschreibung sozialräumlicher Disparitäten entwickelt, das den Bedingungen einer postmateriellen bzw. spätmodernen Gesellschaft (Giddens 1994) angepasst ist, nicht nur für die Analyse von Kernstädten geeignet ist und zeitliche Vergleiche möglich macht (Manuskript 1 & Manuskript 3).

Im Kapitel 5 werden die Ergebnisse der Analysen über die sozialräumlichen Prozesse präsentiert, die in Manuskript 2, Manuskript 4 und Manuskript 5 publiziert wurden. Die Analysen erfolgen mithilfe des in Kapitel 4 vorgestellten Konzeptes der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse. Zunächst werden mithilfe einer Querschnittsanalyse die Konsequenzen der Sub- und Reurbanisierung auf die sozialräumliche Differenzierung der Schweizer Agglomerationen analysiert (Manuskript 2). Danach rücken die sozial-

räumlichen Prozesse wie Gentrifizierung und Marginalisierung in den Kernstädten in den Fokus der Untersuchung. Dabei werden die Ergebnisse der Querschnittsanalyse mit einer Längsschnittsanalyse der Umzüge verknüpft. Da Umzüge nicht unabhängig vom Wohnungsmarkt stattfinden, wird dieser dabei in die Analyse mit einbezogen und speziell fokussiert (Manuskript 4). Da aufgrund der demographischen Alterung der Gesellschaft die räumliche Verteilung der Älteren an Bedeutung gewinnt, wird dieser Prozess ebenfalls durch eine Verknüpfung von Quer- und Längsschnittsanalyse speziell untersucht. Die ältere Bevölkerung stellt besondere Ansprüche an die Wohnraumversorgung, so dass die Auswirkungen der veränderten sozialräumlichen Prozesse für die Anbieter auf dem Wohnungsmarkt genauer analysiert werden (Manuskript 5).

2 Theoretischer Rahmen

2.1 *Analyse der Sozialstruktur*

2.1.1 Sozialer Wandel

Seit den 1950er Jahren haben sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entscheidend verändert. Die damit verbundenen Prozesse werden häufig als „sozialer Wandel“ apostrophiert (Klee 2001: 17). Sozialer Wandel ist eng mit dem Begriff der Sozialstruktur verbunden. Die Sozialstruktur umfasst „die Wirkungszusammenhänge in einer mehrdimensionalen Gliederung der Gesamtgesellschaft in unterschiedliche Gruppen nach wichtigen sozial relevanten Merkmalen sowie in den relativ dauerhaften sozialen Beziehungen dieser Gruppen untereinander“ (Geissler 2002: 21).

Als wichtige Entwicklungstendenzen in der modernen Sozialstruktur gelten der Anstieg des Lebensstandards, die zunehmende Vielfalt der Lebensbedingungen, der Individualisierungsschub und die zunehmende Mobilität (Geissler 2002: 61). Dabei haben das Bildungssystem, die Arbeitsmarktdynamik, Karrieremuster, Mobilität und Märkte ganz allgemein individualisierende Konsequenzen (Beck 2001: 3).

Es besteht weitgehend Konsens darüber, dass wir in einem Zeitalter leben, in dem die meisten Personen grössere Freiheitsgrade besitzen. Wohlstand und Bildungsexpansion haben seit den 1960er Jahren den Einzelnen immer mehr Ressourcen an die Hand gegeben. Aber nicht nur die Ressourcen sondern auch die Chancen der individuellen Entfaltung sind in den vergangenen Jahrzehnten beträchtlich gewachsen (Hradil 2001: 30f.). Bereits 1971 spricht Inglehart von einem säkularen Wertewandel, wonach eine Generation heranwachse, in deren Werthaltungen nicht länger Besitz und Pflicht obenan stünden, sondern Selbstverwirklichung und Partizipation (Inglehart 1971). Der Befund wachsender individueller Möglichkeiten und deren zunehmende Nutzung führte zu Becks These der generellen „Individualisierung“ und zur Theorie eines Epochenumbruchs hin zu einer „anderen Moderne“ (Hradil 1992: 32). Individualisierung besteht danach aus drei Komponenten: „Herauslösung aus historisch vorgegeben Sozialformen und –bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge [...], Verlust von traditionellen Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen [...] und [...] eine neue Art der sozialen Einbindung“ (Beck 1986: 206).

Nach der Regulationstheorie sind auch die Organisation des Arbeits- und Produktionsprozesses sowie politische Steuerungsmechanismen Rahmenbedingungen für die Herausbildung gesellschaftlicher Strukturen (Lauria 1997). Der Trend der wirtschaftsstrukturellen Entwicklung geht heute in Richtung Tertiärisierung und selektiver Reindustrialisierung in der Hochtechnologie (Eder Sandtner 2005). Im Zuge der Deindustrialisierung und Deregulierung werden qualifizierte Mittelschichtarbeitsplätze in der Produktion reduziert. Dies führt zu einem „Schwinden der Mittelschicht“ (Schön & Strubelt 1996: 19). Auf der einen Seite steigt die Anzahl von hochqualifizierten Arbeitsplätzen, auf der anderen Seite gibt es immer mehr schlecht bezahlte, arbeitsintensive Jobs mit geringem Anforderungsniveau. Es entsteht ein „dualer“ oder „bipolarer“ Arbeitsmarkt (Castells 1989; Giddens 1997). Damit verschärfen sich die sozioökonomischen Disparitäten aufgrund der sich vergrößernden Einkommensschere (soziale Polarisierung) (Beck 1986; Lüdtke 1992; Hradil 1987).

Die demographische Alterung ist ein weiterer wesentlicher Bestandteil des sozialen Wandels, der als „zweiter demographischer Übergang“ bezeichnet wird (Dinkel 1989: 62). Die öffentliche und politische Debatte betont sowohl die quantitativen Aspekte wie die relative Verschiebung der Mächtigkeit von Kohorten und das Ansteigen der Absolutzahlen der betreffenden Altersklassen als auch ihre Auswirkungen etwa auf die Systeme der sozialen Sicherung in Europa. Die demographische Alterung darf allerdings nicht auf das zahlenmäßige Wachstum der Kohorten in den entsprechenden Alterskategorien reduziert werden. Denn nicht nur mehr, sondern auch „andere“ alte Menschen fragen Wohnraum nach. Die aktuelle Nachfrage älterer Menschen ist im Zuge der Individualisierung (Beck 1986: 131) geprägt vom Verlangen, ein Höchstmass an Autonomie in der Lebensführung beizubehalten und diese in einer wenig alterssegregierten Wohngegend zu realisieren (Höpflinger & Stuckelberger 1999: 262; Höpflinger 2004: 517). Das Bedürfnisbündel, welches sich im Zusammenhang mit der Aufwertung des Autonomiewunsches ergibt, wird in der Literatur als *ageing in place* bezeichnet (Chapman & Howe 2001; Houben 1997; Houben 2001). Es beinhaltet notwendigerweise Kombinationen des Wohnraumangebots mit Dienstleistungen, welche die Autonomie unterstützen (Van Wezemael 2005).

2.1.2 Konzepte zur Analyse der Sozialstruktur

Der soziale Wandel schlägt sich auch in den Konzepten zur Analyse der Sozialstruktur nieder. Das Klassen- und Schichtkonzept zur Analyse der Sozialstruktur kann auf eine lange Tradition zurückblicken. Karl Marx (1818-1883) erhob das Klassenkonzept bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer soziologischen Grundkategorie. Das Konzept der sozialen Schicht ist jünger und wurde erst in der Auseinandersetzung mit Marx durch Geiger (1891-1952) in den 1930er Jahren eingeführt (Geiger 1955). Die Begriffe Schicht und Klasse fassen Menschen in ähnlicher sozioökonomischer Lage zusammen, die aufgrund ähnlicher Lebenserfahrungen, ähnlicher Persönlichkeitsmerkmale (psychische Dispositionen, Einstellung und Wertorientierungen, Bedürfnisse, und Interessen, Mentalitäten und Lebensstile) sowie ähnlicher Lebenschancen und Risiken verbunden sind (Geissler 2002: 111).

Modelle von Lebensstilen und Milieus stellen eine Alternative zu herkömmlichen Klassen- und Schichtkonzepten dar. Im Gegensatz zu diesen stellen Lebensstil- und Milieukonzepte nicht die äußeren Bedingungen, sondern die inneren Haltungen in den Mittelpunkt der Kategorisierung (Hradil 1996, Hradil 2001, Geissler 2002). In den Konzepten der „Sozialen Milieus“ und „Lebensstilgruppierungen“ wird davon ausgegangen, „dass die ‚subjektiven‘ Lebensweisen einer sozialen Gruppierung durch deren ‚objektive‘ Lebensbedingungen zwar angeregt, beeinflusst oder begrenzt sein mögen, keineswegs aber völlig geprägt sind“ (Hradil 2001: 425f.). Unter Lebensstilen werden gleichartige Organisationen des Alltagslebens von Menschen verstanden (Hradil 1996: 16). Lebensstile bezeichnen „raum-zeitlich strukturierte Muster der Lebensführung, die von Ressourcen, der Familien- und Haushaltsform und den Werthaltungen abhängen“ (Müller 1989: 66).

Wohl kein anderer hat die Diskussion um Klassenstruktur und Lebensstile so befruchtet und zu konträren Auseinandersetzungen angeregt wie der französische Soziologe Pierre Bourdieu (Klee 2001: 29). Ausgangspunkt seines Strukturierungsansatzes ist die Vorstellung, dass gesellschaftliche Ressourcen über drei Kapitalarten zum Ausdruck gebracht werden, mit deren Hilfe materielle Güter und symbolische Distinktionsgewinne erworben werden: ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital (Bourdieu 1983: 185). Das ökonomische Kapital besteht aus Einkommen und Vermögen. Das kulturelle Kapital umfasst die drei unterschiedlichen Dimensionen inkorporiertes,

objektiviertes und institutionalisiertes kulturelles Kapital¹. Das soziale Kapital kann mit dem Besitz von sozialen Beziehungen und Netzwerken umschrieben werden. Die Höhe des sozialen Kapitals hängt dabei von der Anzahl der Netzwerkpartner und deren Ausstattung mit ökonomischem und kulturellem Kapital ab (Bourdieu 1983: 190). Mittels des Kapitalvolumens und der Kapitalstruktur, d.h. der Zusammensetzung des individuellen Kapitals aus dem ökonomischen und kulturellem Kapital, konstruiert Bourdieu den Raum der sozialen Positionen (s. Abb. 1). Dieser wird in einem zweiten Schritt mithilfe des Habitus in einen Raum der Lebensstile überführt (s. Abb. 2). Der Habitus kann als ein Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschema interpretiert werden (Klee 2001: 32). Personen mit ähnlichen Ressourcenausstattung und Lebensbedingungen entwickeln ähnliche Habitusstrukturen. Daraus lässt sich ein Klassenhabitus ableiten, welcher die klassenspezifischen Lagebedingungen in klassenspezifische Lebensstile überführt (Bourdieu 1994: 175). Lebensstile werden von Bourdieu als symbolische Ausdrucksform mit dem Ziel der Distinktion verstanden, die handlungsleitend im Sinne der Optimierung ökonomischer, kultureller und sozialer Ressourcen sind. Die durch Kapitalstruktur und –volumen im sozialen Raum bestimmte Position von Individuen führt zur Ausbildung eines klassenspezifischen Habitus, der wiederum die Lebensstile im Sinne einer alltäglichen Handlungspraxis sowie die kulturellen Mechanismen der Geschmacksausrichtung bestimmt (Klee 2001: 32).

¹ Inkorporiertes kulturelles Kapital ist in Sozialisationsprozessen vermittelt und verinnerlicht. Das objektivierete kulturelle Kapital sind einerseits materielle Kulturgüter wie Bücher oder Kunstwerke und andererseits die symbolische Aneignung in Form von Wissen. Das institutionalisierte kulturelle Kapital zielt auf in Bildungseinrichtungen erworbene Titel (Bourdieu 1983: 185).

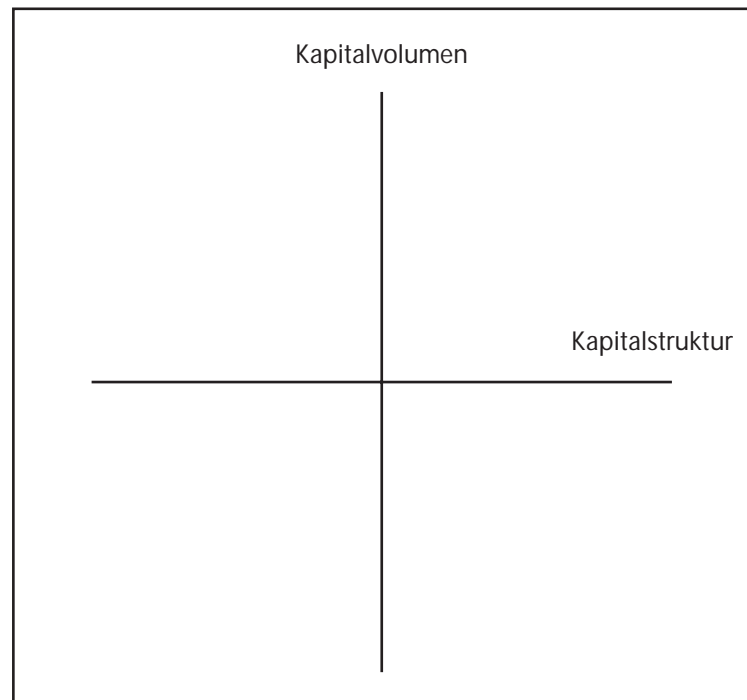


Abb. 1: Der Raum der sozialen Positionen bei Bourdieu (nach Klee 2001)

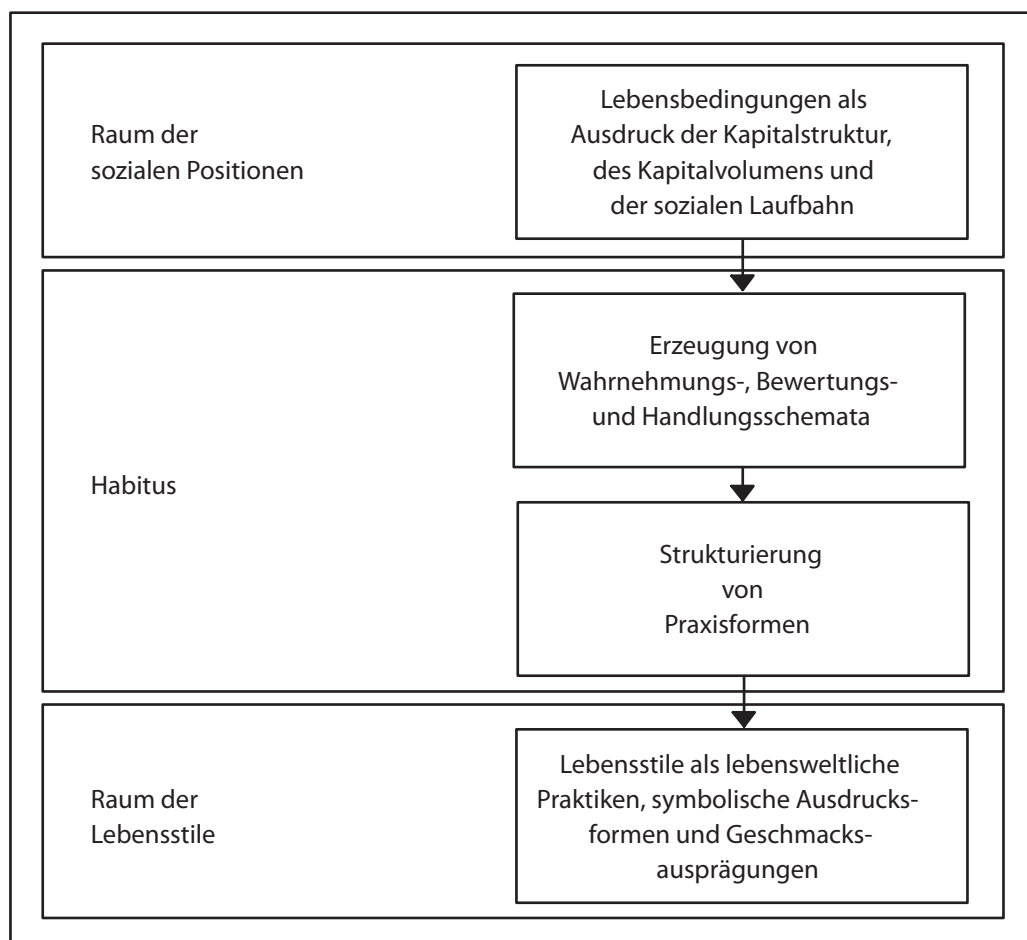


Abb. 2: Ablauf der Entstehung von Lebensstilen bei Bourdieu (nach Klee 2001)

In ihrer Anfangsphase in den 1980er Jahren war die deutsche Lebensstilforschung noch stark von der „Entkoppelungstheorie“ geprägt: Danach „entkoppeln“ sich Lebensstile zunehmend von den objektiven Lebensbedingungen der Menschen. Viele Studien der 1990er Jahre zeigen jedoch, dass äußere Lebensbedingungen der „freien Wahl“ eines Lebensstils Grenzen setzen. Unterschiede im Lebensstil hängen stark mit Unterschieden in den objektiven Lebensumständen zusammen (Geissler 2002: 126). Lebensstile bilden sich im Rahmen gegebener Lebenslagen und verfügbarer Ressourcen (Zapf et al. 1987: 14). Hradil sieht Lebensstilisierung sogar als reines Mittelschichtphänomen (Hradil 1992: 9f.). Der Begriff Lebensstil impliziert ein bestimmtes Mass an Wahl- und Gestaltungsfreiheit der eigenen Lebensweise (Hradil 1996: 16). Bourdieu geht ebenfalls davon aus, dass sich Lebensstile erst in der Mittelschicht und Oberschicht ausprägen, während ärmere Bevölkerungsgruppen eine „Kultur der Notwendigkeiten“ entwickeln (Bourdieu 1994: 585 f.).

Im Unterschied zum Lebensstilbegriff umfasst der Milieubegriff bedeutende zusätzliche Komponenten wie Beziehungs- und Netzwerkstrukturen und das Umfeld von Menschen. Milieus werden auch als „ortsgebundene Kommunikationsgemeinschaft“ verstanden (Schulze 1994, S. 51). „Soziale Milieus“ fassen Gruppen Gleichgesinnter zusammen, die jeweils ähnliche Werthaltungen, Prinzipien der Lebensgestaltung, Beziehungen zu Mitmenschen und Mentalitäten aufweisen. Diejenigen, die dem gleichen sozialen Milieu angehören, interpretieren und gestalten ihre Umwelt in ähnlicher Weise und unterscheiden sich dadurch von anderen sozialen Milieus. (Hradil 2001: 425f.) Dem Raum kommt beim Milieubegriff eine wichtige Funktion zu. Lebenszusammenhänge, die sich in einer kleinteilig abgrenzbaren Raumeinheit wie einem städtischen Quartier manifestieren, führen häufig zu Gruppierungen von Menschen mit ähnlichen Ansichten, Einstellungen, Aktivitätsmustern und hoher Kommunikations- und Beziehungsdichte (Klee 2001: 28).

Empirische Studien weisen meist neun bis zwölf Makro-Milieus bzw. Lebensstile nach und zeigen ein wachsendes Ausmass an Übereinstimmung. Sie fallen auch inhaltlich häufig ähnlich aus, obwohl durchaus unterschiedliche Dimensionen und Indikatoren verwendet werden. Während der Hoch-Zeit der Schichtungssoziologie in den 60er Jahren gingen die Ergebnisse in Zahl und Zuschnitt weit stärker auseinander (Hradil 1996: 17).

Besonders bekannt geworden sind die Sinus-Mileus (Hradil 2001, Geissler 2002). Diese wurden vor zwei Jahrzehnten in der kommerziellen Markt- und Wahlforschung in Deutschland entwickelt (Geissler 2002: 130). Sie basieren auf einer Kombination von qualitativen Interviews und repräsentativ-standardisierten Fragebögen (Vester et al. 1993: 21) und wurden auf verschiedene Länder übertragen. Die Abbildung des Milieugefüges in der Schweiz zeigt, dass die Zugehörigkeit zu einem bestimmten sozialen Milieu nicht unabhängig von der Schichtzugehörigkeit ist (s. Abb. 3). Es gibt vielmehr typische Unterschicht-, Mittelschicht und Oberschicht-Milieus. Welche Werthaltungen und Lebenseinstellungen ein Mensch aufweist, wird also durchaus mitbestimmt von seiner Einkommenshöhe, seinem Bildungsgrad und seiner Berufsstellung. Innerhalb der einzelnen Schichten finden sich in aller Regel mehrere Milieus ‚nebeneinander‘. Zum Teil erstrecken sich soziale Milieus auch ‚senkrecht‘ über Schichtgrenzen hinweg (SINUS 2000, Plöger 2003).

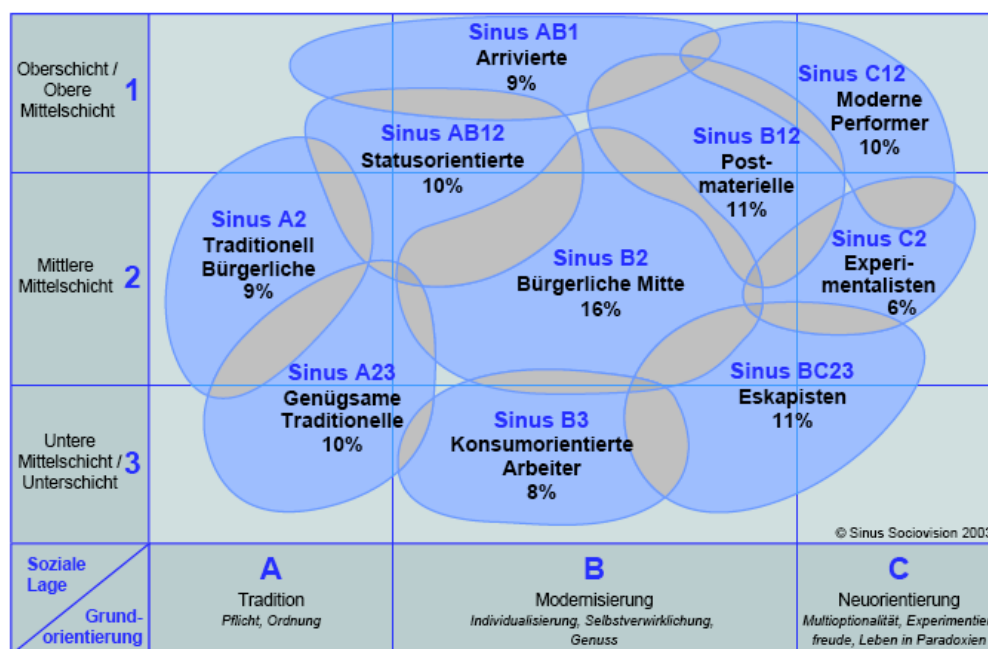


Abb. 3: Sinus-Milieus in der Schweiz (Plöger 2003)

Die sozialen Milieus unterscheiden sich ferner nach dem Grad ihrer Traditionsverhaftung. Dies ist auf der waagerechten Achse nach traditionell-materiellen und modernen postmateriellen Grundorientierungen geordnet. Die Angehörigen z.B. des 'Traditionellen Arbeitermilieus' weisen Mentalitäten auf, die dem Bewahren, dem Festhalten am Bewährten, den Pflichten der Menschen, ihrem Eingebunden-Sein in Regeln und moralische Normen großes Gewicht beimessen. Angehörige der dem ent-

gegen gesetzten Pol nahe stehenden Milieus empfinden sich als einzelne relativ losgelöst von Bindungen und Zugehörigkeiten (SINUS 2000, Geissler 2002, Plöger 2003) (s. Abb. 3).

Häufig wird der Sozialstrukturdebatte im deutschsprachigen Raum eine Theorielosigkeit vorgeworfen (Hradil 2001, Georg 1998, Klee 2001, Allmendinger & Ludwig-Mayerhofer 2000). In der angelsächsischen Literatur zur Sozialstruktur wird Theorien zwar ein grösseres Gewicht beigemessen, horizontale Unterschiede spielen allerdings im Gegensatz zur deutsch- und französischsprachigen Literatur eine untergeordnete Rolle. Die zentralen Dimensionen der Sozialstruktur sind dort weiterhin Klasse, Geschlecht und Ethnizität (vgl. Kerbo 2000, Rothman 1999, Kirby 1999, Breen & Rottman 1995). Die empirischen Befunde zeigen allerdings, dass diese horizontalen Unterschiede – zumindest im deutschsprachigen Raum – eine bedeutende Rolle spielen (Geissler 2002, Vester et al. 1993).

2.1.3 Raumbezug der Sozialstruktur

Es gibt in den Sozialwissenschaften unterschiedliche Theorien über die soziale Bedeutung von Raum. Der Soziologie im Allgemeinen und der Sozialstrukturanalyse im Speziellen wird häufig der Vorwurf der Raumbblindheit gemacht (Dangschat 1996, Läßle 1994). Klassen- und Schichtungstheorien können als explizit unräumlich bezeichnet werden (Dangschat 1996). Die Logik des sozialen Handelns wird häufig unabhängig vom Raum konzipiert (Klee 2001). Der Raum erhält oft nur den Status einer Umweltbedingung und wird auf die in ihm enthaltenen physischen Objekte beschränkt (Eder Sandtner 2005). Er spielt im Allgemeinen weder eine Rolle als Erklärungsfaktor für Entstehung und Ausmass sozialer Ungleichheit, noch wird diese in nennenswerter Weise im Spiegel regionaler Disparitäten diskutiert und interpretiert (Klee 2001).

Ähnliches gilt für die Lebensstilforschung. Die hierbei diskutierten Phänomene der Individualisierung und der Ausdifferenzierung der Lebensformen sind in der Regel auf einer abstrakten und gesamtgesellschaftlichen Ebene angesiedelt (Klee 2001). Der Raum fungiert dabei häufig nur als Rahmen, innerhalb dessen Lebensstile identifiziert und ihre Entstehung erklärt wird (Klee 2001). Für die Mehrzahl der Lebensstilstudien kann daher ein naiv-expliziter Raumbezug konstatiert werden (Dangschat 1996: 111).

Nicht in allen soziologischen Theorien wird der Raum vernachlässigt. Nach Giddens Strukturationstheorie ist der physisch-materielle Raum eine soziale Konstruktion, die nur solange existiert, wie sie von Gesellschaftsakteuren produziert wird (Giddens 1984). Und nach Bourdieu (1991, 1997) spiegelt sich die Position der Menschen im sozialen Raum durch Prozesse der Raumaneignung auch im physischen Raum wider (Klee 2001). Dabei bilden die Plätze im physischen Raum die Position des Individuums im sozialen Raum ab, sie sind der auf physischer Ebene realisierte soziale Raum. Die symbolischen Kämpfe und Auseinandersetzungen um Geschmack und Macht, die den Strukturierungsprinzipien des sozialen Raums und des Raums der Lebensstile innewohnen, finden sich in Form von sozialen Auseinandersetzungen um Raumprofite auf der physischen Ebene wieder und stellen eine Struktur der räumlichen Verteilung von Machtfaktoren dar.

2.2 Analyse der Stadtstruktur

2.2.1 Sozialökologische Modelle

Die Suche nach Regelmässigkeiten in den wechselseitigen Beziehungen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens innerhalb der Stadt hat eine lange Tradition. Die ersten Untersuchungen zur Erforschung des gesamtstädtischen Milieus entstanden um 1900 am Lehrstuhl für Soziologie der Universität Chicago und gelten als die Begründung der Sozialökologie. Wichtige Vertreter dieser Forschungsrichtung waren Park, Burgess und McKenzie. In ihrem Grundlagenwerk „The City” (Park et al. 1925) stellte Burgess seine Theorie des konzentrischen Wachstums der Städte anhand eines Ringmodells vor. Das ringförmige Stadtmodell gehört bis heute zu den wichtigsten Stadtstrukturmodellen in der Stadtforschung (Heineberg 2006: 115).

Burgess ging davon aus, dass sich das Wachstum der Stadt zentral-peripher vollzieht, indem sich Nutzungen und Bevölkerungsgruppen zonal anordnen und sich diese Anordnung laufend durch nach außen gerichtete Expansion verändert. In der Modellvorstellung bildet der Central Business District (CBD) den Mittelpunkt der Stadt in wirtschaftlicher, kultureller und politischer Hinsicht. Umgeben ist er von konzentrischen Zonen mit jeweils spezifischer (dominanter) Funktion und Bevölkerungsstruktur. Die Intensität der Nutzung nimmt mit sinkenden Bodenpreisen vom Zentrum zur Peripherie ab. Die Stadt verändert sich dabei ständig unter dem Einfluss der Konkurrenz um Standortvorteile (Heineberg 2006).

Das Modell ist kein statisch-strukturelles Modell sondern ein Prozessmodell, in dem postuliert wird, dass das städtische Wachstum vor allem durch die Expansion der ökonomisch stärksten, der tertiärwirtschaftlichen Nutzung initiiert wird. Das Modell verschränkte dabei funktionale, soziale, ethnische und bauliche Differenzierung miteinander und war wegweisend für zahlreiche empirische Studien und wurde in der Folge erweitert (Gottdiener 1994: 107).

Ein wichtiges Alternativmodell stammt von Hoyt, das auf der Analyse der Preisstruktur am Wohnungsmarkt in 30 US-amerikanischen Städten basiert. Eine wesentliche Kritik von Hoyt (1939) war, dass die Ausbreitung von Wohngebieten der Oberschicht nicht konzentrisch sondern sektoral erfolgt. Im Gegensatz zu Burgess führt Hoyt die Stadtentwicklung überwiegend auf die Veränderungen der Wohnstandorte der statushohen Bevölkerungsgruppen zurück. Wenn die Wohngebiete hoher Mieten dann von ihren Bewohnern verlassen werden, dringen Bevölkerungsgruppen des nächst niedrigeren Status in die leerstehenden Gebäude ein. Durch diesen *filtering*-Effekt ergibt sich nach Hoyt auch für andere Bevölkerungsgruppen ein sektorales Anordnungsmuster ihrer Wohngebiete.

Das dritte klassische Stadtstrukturmodell ist das Mehrkernmodell nach Harris und Ullmann (1945). Ihre Mehrkern-Theorie besagt, dass mit der Grösse der Stadt auch die Zahl und Spezialisierung ihrer Kerne wachsen. Das Modell von Harris und Ullmann (1945) ist allerdings im Gegensatz zu den Modellen von Burgess und Hoyt weniger ein Modell der Stadtentwicklung als vielmehr der Stadtstruktur.

Kritik an der klassischen Sozialökologie setzte bereits früh ein (Heineberg 2006: 115). Den klassischen Sozialökologen „gelang es nicht, die eher als Analogie aus der Ökologie übernommenen Annahmen zu präzisieren“ (Friedrichs 1977, zitiert in Hartmann et al. 1986: 50). Die Annahme, dass die stattfindenden Prozesse aufgrund der natürlichen Konkurrenz in menschlichen Gesellschaften entstehen, wird von verschiedenen Autoren widerlegt und als ideologisch bezeichnet (Hartmann et al. 1986: 50). Es besteht allerdings wenig Zweifel, dass der klassischen Sozialökologie auf der deskriptiven Ebene eine wesentliche Bedeutung zukommt (Farwick 2001: 32, Hartmann et al. 1986: 64). Ihre Bedeutung für die weiterführende stadtgeographische Forschung gilt als unbestritten (Flanagan 1993: 51, Lichtenberger 1996: 1, Häussermann & Siebel 2004: 122).

Zudem konnte die empirische Relevanz der sozialökologischen Modelle in diversen, auch jüngeren Studien belegt werden (Lichtenberger 1996: 1). Untersuchungen belegen, dass für die Verteilung der Bevölkerung nach einem demographischen Merkmal jeweils eines der drei klassischen Stadtstrukturmodelle als Erklärungsmuster dienen kann. Dabei weist die Bevölkerungsverteilung nach sozialem Status eine sektorale Struktur, nach Familienstatus eine ringförmige Struktur und nach ethnischen Merkmalen eine mehrkernige Struktur auf (Murdie 1969, Heineberg 2006).

2.2.2 Sozialraumanalyse

Vor allem gegen die „biologistischen“ und „ökonomistischen“ Ansätze der Sozialökologie und die Vernachlässigung der kulturellen Aspekte richtete sich die Kritik der Sozialraumanalyse (Gutfleisch 2001: 199). In den 1950er Jahren wurde die Sozialraumanalyse (Social Area Analysis) durch Shevky und Bell (1961) als Instrument zur Analyse der Stadtstruktur begründet. Sie basiert auf der Annahme, dass sich Gesellschaften auf eine grössere Differenzierung und auf eine grössere Komplexität hin entwickeln. Die Indikatoren des sozialen Wandels werden auf die Stadt angewendet und zugleich als Indikatoren der Stadtentwicklung angesehen. Im Vordergrund der Sozialraumanalyse stehen die theoretische Begründung und die Verallgemeinerbarkeit der Indikatoren. Sie geht von mehreren deduktiv festgelegten Dimensionen aus, die mit bestimmten Variablen für jeden Teilbezirk berechnet werden. Im Modell von Shevky und Bell bilden der soziale Rang, der Urbanisierungsgrad und die ethnische Segregation die grundlegenden Dimensionen der städtischen Strukturierung. Die drei Dimensionen werden durch sieben Indikatoren operationalisiert (Tab. 1).

Tab. 1: Dimensionen und Indikatoren der Sozialraumanalyse nach Shevky und Bell (1961)

Dimensionen	Indikatoren
1. sozialer Raum	Anteil der Arbeiter und Handwerker an den Erwerbstätigen Anteil der Personen mit Volksschulbildung an der Wohnbevölkerung über 25 Jahre Miethöhe
2. Urbanisierung	Fruchtbarkeitsquote Anteil erwerbstätiger Frauen über 14 Jahre Anteil Einfamilienhäuser
3. ethnische Segregation	Ausländeranteil

Auch wenn die Variablenauswahl auf der Theorie der „increasing societal scale“ basiert, erscheint sie doch eher „willkürlich“ (Gutfleisch 2001: 1999). Zudem sei sie bereits sechs Jahre vorher auf rein empirischer Ebene in einer Studie über Los Angeles durch Shevky & Williams (1949) erfolgt. Dadurch entsteht der Eindruck, dass das Modell von Shevky & Bell einen „verspäteten und etwas hilflosen Legitimierungsversuch für die ohne theoretisches Fundament auf Los Angeles angewandte Methode darstellt“ (Hartmann et al. 1986: 71f.). Zudem basiert Shevky und Bell's *Social Area Analysis* auf den Modernisierungspostulaten der Industriegesellschaft, spätere Phänomene des sozialen Wandels wie etwa die Pluralisierung von Lebensstilen können die sieben Variablen jedoch nicht erfassen (Gutfleisch 2001, Gaebe 2004).

Aus diesem Grund wurde vermehrt als Alternative zur deduktiven Sozialraumanalyse auf die induktiv ausgerichtete, explorative Faktorialökologie ausgewichen, die erstmals von Sweetser (1965) zur Beschreibung der sozialräumlichen Differenzierung städtischer Teilgebiete angewendet wurde. Bei einer Faktorenanalyse wird eine Vielzahl von (manifesten) Variablen auf eine geringe Anzahl von voneinander unabhängigen (latenten Variablen), so genannten Faktoren, reduziert und die Intensität je Faktor (Faktorwerte) in den städtischen Teilräumen berechnet. Das Ergebnis ist ein charakteristisches Bündel von Merkmalen, die innerhalb des Stadtgebietes ähnliche räumliche Verbreitungsmuster aufweisen. Aufgrund der Faktorenladungen (Korrelationen zwischen den Variablen und Faktoren) können diese Variablenbündel inhaltlich als Dimensionen der innerstädtischen Strukturierung interpretiert werden (Gutfleisch 2001, Heineberg 2006). Als rein statistisches Verfahren ist die Sozialraumanalyse per se theorielos, auch wenn durch die Auswahl der Variablen eine gewisse Vorentscheidung getroffen wird (Gutfleisch 2001: 200, Hartmann et al. 1986: 75)

Sozialraumanalysen wurden für verschiedenste Städte durchgeführt und zeigten grundsätzlich, dass sich demographische, sozioökonomische und ethnische Merkmale zur Beschreibung von Wohngebieten eignen (Gaebe 2004). Knox geht aber davon aus, dass diese nicht ausreichen, auch wenn sie sich über die Zeit als relativ stabil erweisen (Knox 1995: 47f.). In die Kritik geriet die Sozialraumanalyse zudem, weil sie zwar wichtige Dimensionen der sozialräumlichen Struktur beschreibt, aber nicht erklären kann (Friedrichs 1988).

Aufbauend auf der Kritik, dass durch die reine Verwendung von Zensusdaten, die Stadt zum blossen „Wohn-Ort“ reduziert wird (Hartmann et al. 1986: 74), wurden

vermehrt personenbezogene, institutionelle und bauliche Charakteristika in einem gemeinsamen Modell integriert (Geiling 2001, Gutfleisch 2001, Steinbach, Holzhauser & Neudecker 2001, Hermann & Meinschmidt 1995, Warmelink & Zehner 1996). Die auf diese Weise entwickelten Modelle variieren von Stadt zu Stadt, wobei die Anzahl der resultierenden Faktoren zwischen drei und acht schwankt. Durch die Verwendung sehr vieler Eingangsvariablen erhöht sich auch die Anzahl der extrahierten Dimensionen. Da diese Vielzahl der Faktoren eine Charakterisierung von städtischen Teilräumen erschwert, kamen Clusteranalysen und self-organizing Maps zum Einsatz, mit denen städtische Teilräume zu Raumtypen zusammengefasst werden (Gutfleisch 2001, Kohonen 2001).

Eine zentrale Schwierigkeit der explorativen Faktorenanalyse ist die Auswahl der Variablen. Diese müssen einerseits eindeutig interpretierbar sein und zweitens eine Relevanz aufweisen. Die Kombination personenbezogener, institutioneller und baulicher Charakteristika erschwert die Interpretierbarkeit der resultierenden Dimensionen zusätzlich. Die Anwendung von Klassifikationsverfahren (Clusteranalyse, self-organizing Maps) verdichtet zwar die Informationsfülle, eine Interpretierbarkeit der ermittelten Cluster bleibt allerdings schwierig, da sich bereits die eingegangenen Faktoren schwer inhaltlich interpretieren lassen.

Eine weitere Schwierigkeit der explorativen Sozialraumanalyse ist, dass bei der Anwendung einer Faktorenanalyse für jede Stadt ein neues Modell entsteht. So sind weder zeitlich noch regionale Vergleiche möglich. Die Tendenz, relativ willkürlich sehr viele Variablen unbesehen ihrer Bedeutung und Relevanz den datenreduzierenden Verfahren zuzuführen und die aufgrund der Vorgehensweise entstehende Vielzahl von unterschiedlichen Modellen unterstreicht die Kritik des „Naiven Empirismus“ und der „Theorielosigkeit“ (Zehner 2004, Helbrecht 1997).

2.3 Stadtentwicklung

2.3.1 Segregation

Die sozialräumliche Struktur der Stadt ist das Produkt komplexer Prozesse, in deren Verlauf die unterschiedlichen sozialen Gruppen und Milieus ihren Ort in der Stadt finden bzw. zugewiesen bekommen (Häussermann & Siebel 2004). Dabei spielen Marktprozesse, Machtstrukturen, individuelle oder Gruppenpräferenzen sowie historische Entwicklungen eine Rolle (vgl. Kap. 2.2). Die verschiedenen sozialen Milieus sind nicht gleichmässig über die Wohngebiete einer Stadt verteilt. Es gibt wohlhabende und arme Wohngebiete, Arbeiterviertel und solche, in denen sich die Zuwanderer konzentrieren. Neben sozialen Ungleichheiten bilden sich aber auch Distinktionsbedürfnisse verschiedener Milieus im Stadtraum ab, die sich symbolisch voneinander abgrenzen (vgl. Kap. 2.2).

Unter Segregation versteht man das Ausmass der disproportionalen Verteilung und Trennung von Bevölkerungsgruppen oder sozialen Schichten in Bezug auf räumliche Teileinheiten der Stadt (Heineberg 2006: 115). Der Segregationsindex ist ein Mass für die räumliche Ungleichverteilung einer (nach einem beliebigen Merkmal definierten) Personengruppe (Duncan & Duncan 1950). Er misst den Grad der disproportionalen Verteilung einer Teilgruppe über alle Teilräume eines Gesamtgebietes. Der Segregationsindex nimmt Werte zwischen 0 und 100 an. Der Wert 0 würde dabei einer völlig gleichmässigen Verteilung der Teilgruppe auf alle Teilräumen entsprechen, d.h. eine Gruppe hätte in allen Quartieren und Gemeinden denselben Anteil an der Bevölkerung. Konkret entspricht der Segregationsindex demjenigen prozentualen Anteil von Individuen der Teilgruppe, der umgesiedelt werden müsste, um eine Gleichverteilung zu erreichen (Häussermann & Siebel 2004: 140).

Der Segregationsindex wird nach folgender Formel berechnet:

$$SI_x = \frac{1}{2} \cdot \sum \left| \frac{p_x^a}{\sum_{i=1}^n p_i^a} - \frac{p_x^r}{\sum_{i=1}^n p_i^r} \right| \cdot 100$$

p_x^a = Bevölkerungszahl der Teilgruppe a im Teilraum x

p_x^r = Bevölkerungszahl der Restbevölkerung im Teilraum x

Residentielle Segregation ist die Projektion sozialer und gesellschaftlicher Unterschiede auf den Raum (Häussermann & Siebel 2004: 139). Einen wichtigen Motor der sozialen Segregation bilden soziale Unterschiede bezüglich unterschiedlicher Ressourcenausstattung. Diese bewirken, dass sich nicht alle Bevölkerungsschichten dieselben Wohnstandorte auswählen können. Bevorzugte Standorte entwickeln sich somit zu Wohngebieten der statushohen Bevölkerung, ungünstigere Standorte zu Wohnorten der Unterschicht. Neben den finanziellen Ressourcen sind für diese Art der Segregation auch nicht-monetäre Restriktionen wie Kenntnisse über das Wohnungsangebot, soziale Netzwerke oder Diskriminierungen bei der Wohnungsvergabe wirksam (Häussermann & Siebel 2004).

Aufgrund der Pluralisierung der Lebensstile und der damit verbundenen horizontalen Differenzierung der Gesellschaft verläuft die soziale Segregation heute nicht nur entlang der vertikalen Statusachse, sondern auch der horizontalen Differenzierungsachse. Divergierende Präferenzen bezüglich Wohnraum und Wohnumgebung werden entscheidende Determinanten der Wohnstandortwahl, so dass sich die verschiedenen Lebensstilgruppen räumlich entmischen (Helbrecht 1997, Häussermann & Siebel 2004).

Insgesamt ist die Bevölkerungszusammensetzung eines Ortes also ein Produkt aus dem Zusammenspiel von Präferenzen und Restriktionen. Unterschiedliche Restriktionen führen dazu, dass nicht alle Personen dieselben Orte bewohnen können. Unterschiede in den Präferenzen sind dafür verantwortlich, dass nicht alle Personen an denselben Orten wohnen wollen (Hermann & Leuthold 2002). Lebensstile spielen dabei zunehmend eine wichtigere Rolle für die residentielle Segregation (Dangschat 1994, Friedrichs 2000). Die ethnische² Segregation beruht zusätzlich auf kulturellen Differenzen, die durch Einwanderung entsteht und eine Herausforderung an die gesellschaftliche Integrationskraft stellt (Häussermann & Siebel 2004: 151).

Residentielle Segregation entsteht nach den sozialökologischen Vorstellungen der Chicagoer Schule aufgrund von Prozessen der Invasion und Sukzession (Heinberg 2006: 115). Im zeitlichen Verlauf treten im Stadium der Invasion an einem Wohn-

² Ethnie bezeichnet im engeren Sinne ein Volk als Abstammungsgemeinschaft und im weiteren Sinne eine Gruppe von Menschen, die durch verschiedene gemeinsame Eigenschaften (Sprache, Kultur, Tradition, Religion, Gebräuche etc.) verbunden ist bzw. sich verbunden fühlt. Ethnien besitzen ein bestimmtes Gemeinschaftsbewusstsein und gelten sowohl in ihrer Selbst- als auch in der Fremdwahrnehmung durch andere als kulturell unterscheidbar (Nohlen & Grotz 2007).

standort zunächst einzelne Mitglieder einer Bevölkerungsgruppe neu auf, die dann mithilfe eigener Kommunikationsstrukturen, spezifischer Infrastrukturangebote und mitunter der Schaffung eigener Zugangsrestriktionen zum Wohnungsteilmarkt eine Erhöhung des Anteils der eigenen Gruppe an der Wohnbevölkerung hervorrufen und im Stadium der Sukzession entweder die ansässige Bevölkerung verdrängen oder - wenn es sich bei den Invasoren um eine statusniedrigere Gruppe handelt - die Abwanderung der bisher ansässigen Bevölkerung induzieren (Heineberg 2006, Häussermann & Siebel 2004).

Bei dem Invasions-Sukzessionszyklus gibt es einen empirisch belegten „tipping-point“ (Schelling 1978), ab dem die - durch die ortsansässige Bevölkerung zunächst begrenzte oder behinderte - Invasionsphase in die Sukzessionsphase mit der relativen Dominanz der Zuziehenden übergeht (Laurie & Jaggi 2003: 2688). Der auf sozialer Distanz, Vorurteil und Diskriminierung beruhende Erklärungsansatz wird ergänzt durch einen ökologischen Erklärungsansatz, der aus der unterschiedlichen Topologie, Nutzungsart, Wohn- bzw. Wohnumfeldqualität einzelner städtischer Raumeinheiten, über die unterschiedliche Bewertung z.B. in Form von Bodenpreisen und Mieten einen Zusammenhang mit der Bewohnerschaft herleitet. Viertel mit guter Qualität erfahren dabei die grösste Nachfrage und werden in der Regel durch statushohe Gruppen besetzt, statusniedrigere Gruppen in schlechter ausgestattete Viertel verdrängt (Friedrichs 1995, Häussermann & Siebel 2004). Von diesen Verdrängungsprozessen sind insbesondere Migrantinnen und Migranten betroffen, aber auch Präferenzen ausländischer Haushalte selbst tragen direkt zur ethnischen Segregation bei. Soweit sie eine Wahl haben wählen Migrantinnen und Migranten Quartiere, in denen sie eine differenzierte Infrastruktur ihrer eigenen Ethnie vorfinden (Häussermann & Siebel 2004: 173). Diese ethnische Segregation ist in den USA und ehemaligen Kolonialstaaten im besonderen Masse ausgeprägt. Hinsichtlich der Bedeutung und Wirkung sozialräumlicher Muster für die Integration gibt es weder in der Politik noch in der Wissenschaft einen Konsens (Häussermann & Siebel 2004: 179). Die Freizügigkeit der Bevölkerung innerhalb eines meist marktwirtschaftlich organisierten Wohnungsmarktes gilt dabei zwar als wünschenswert, die gesellschaftliche Integration ist allerdings eine Notwendigkeit. Aufgrund der „Exit-Strategien“ der oberen und mittleren Bevölkerungsschichten muss diese von solchen Menschen geleistet werden, die häufig selbst soziale oder psychische Probleme aufweisen (Dangschat 2000: 220).

2.3.2 Suburbanisierung

Unter Suburbanisierung versteht man die Verlagerung von Nutzungen und Bevölkerung aus der Kernstadt, dem ländlichen Raum oder anderen metropolitanen Gebieten in das städtische Umland bei gleichzeitiger Reorganisation der Verteilung von Nutzungen und Bevölkerung in der gesamten Fläche des metropolitanen Gebietes (Friedrichs 1995: 99).

Die Suburbanisierung setzte bereits zum Beginn des 19. Jahrhunderts ein, als leistungsfähige öffentliche Verkehrsmittel in den wachsenden Großstädten der Bevölkerung ermöglichten, in größerer Entfernung vom Arbeitsplatz zu wohnen. Denn zum Leitbild eines „guten“ Lebens einer Familie „gehörte bereits seit Beginn der Industrialisierung und Verstädterung das Leben im Haus mit eigenem Garten“ (Häussermann & Siebel 2004: 73). Eine neue Dynamik erhielt der Prozess der Suburbanisierung durch die Privatmotorisierung. Die Verfügbarkeit eines Pkws für den Weg zur Arbeit führte dazu, dass die Mittel- und Oberschichthaushalte im Umland der Kernstädte auch abseits der öffentlichen Verkehrsmittel und in größerer Entfernung geeignete Wohnstandorte suchten. Eine Folge war, dass große Teile der hochverdichteten gründerzeitlichen Miethausquartiere nur noch von Haushalten mit niedrigen Einkommen, d.h. insbesondere von Arbeitern, bewohnt wurden (Friedrichs 1995).

Die Suburbanisierung wird zudem auf die Zunahme von privaten Einkommen und einer damit verbundenen Zunahme des Wohnflächenbedarfs der Bevölkerung zurückgeführt. Die gestiegene Umweltsensibilität und der damit einhergehende Wunsch nach naturnahem Wohnen könnte einen weiteren Beitrag zur Suburbanisierung geleistet haben. Allerdings ist umstritten, ob dies wirklich ein neuer Faktor ist oder ob aufgrund gestiegener Einkommen und Motorisierung frühere Restriktionen der Realisierung der Wohnwünsche entfallen sind. Einen Push-Faktor zur Suburbanisierung bildet in grösseren Städten die Verdrängung der Wohnnutzung aus den Innenstädten durch den im Zuge der Tertiärisierung gestiegenen Büroflächenbedarf (Gaebe 2004).

Die Stellung im Lebenszyklus spielt eine wesentliche Rolle bei der Suburbanisierung. Der typische „Suburbanit“ kann als relativ gut verdienender Mittelschichthaushalt mit kleinen Kindern charakterisiert werden (Herlyn 1990: 59). D.h. der Umzug in den suburbanen Raum findet in einer Lebenszyklusphase statt, in der aufgrund des wachsenden Haushalts eine größere Wohnung, bzw. das Einfamilienhaus gesucht wird und die Entscheidung für den neuen Wohnstandort (einschließlich des

die Entscheidung für den neuen Wohnstandort (einschließlich des Wohnumfeldes) auch an den Bedürfnissen der Kinder ausgerichtet wird (Herlyn 1990: 59).

Die Abwanderung jüngerer Mittelschicht-Haushalte mit mittleren bis höheren Einkommen aus den Kernstädten führte zu einem zum Teil drastischen Einwohnerrückgang in den Kernstädten (Herlyn 1990: 61; Gaebe 2004: 64; Häussermann & Siebel 2004: 76; Odermatt 2001: 110ff.). Diese Suburbanisierungswanderungen zeigten für die Kernstädte die bekannten selektiven Wirkungen in Form von Entmischungsprozessen. 1990 prägte der Wirtschaftswissenschaftler Frey (1990: 18) für die Kernstädte den Begriff der „A-Stadt“ als ein Gebiet, in dem sich vor allem Alte, Arme, Arbeitslose, Auszubildende, Ausländer und Ausländerinnen konzentrieren³. Problematisch ist dabei die Selektivität des Prozesses, die dazu führt, dass die Steuerbasis erodiert und die Diskrepanz zwischen Kosten- und Nutzenträgern der öffentlichen Einrichtungen wächst (Janos et al. 1997: 200; Odermatt 2001: 110ff.). Instandhaltungsinvestitionen in den Wohnungsbestand werden zunehmend unterlassen, so dass ein „Filtering down“ des Wohnungsbestandes zu beobachten ist (Friedrichs 2000: 176; Gaebe 2004: 106). Diese klassischen und aus einem spezifischen historischen Kontext deduzierten Modelle der Sozialökologie und der Mikroökonomie, welche einen ständig sinkenden sozialen Status und abnehmende Qualität in der Bausubstanz proklamieren, lassen sich bis zum Ende der 1980er empirisch bestätigen (Brühl et al. 2005: 18).

Suburbanisierung wird also als Ausdruck von Marktprozessen und der Standortpräferenzen der Haushalte verstanden. Der Prozess führt tendenziell zu einer Auflösung der traditionellen kompakten Stadt. Die gesamte Stadtregion dehnt sich räumlich aus mit der Folge einer zunehmenden Zersiedlung des zuvor ländlichen Umlands und zunehmender Verkehrsbelastungen.

³ Der Begriff der "A-Stadt" hat in der Schweizer Fachliteratur breit Eingang gefunden (vgl. z.B. Janos et al. 1997, Schneider-Sliwa, 1998). Auch im Raumentwicklungsbericht der Schweiz (ARE, UVEK 2005) ist das Argumentationsmuster eingeflossen.

2.3.3 Reurbanisierung

Seit etwa zwei Jahrzehnten wird die Suburbanisierung von einem Reurbanisierungsprozess überlagert (Gaebe 2004: 154). Unter Reurbanisierung wird die rein zahlenmässige Bevölkerungs- und Beschäftigungszunahme in der Kernstadt verstanden (Heineberg 2006: 58). Dieser Reurbanisierungsprozess wird auf die Tertiärisierung der Wirtschaft und die Ausbildung von „neuen Städtern“, die sich in Bezug auf Alter, Bildung, Lebensstil und Konsumgewohnheiten von den „alten Städtern“ unterscheiden (Gaebe 2004: 154). Wichtiger als das rein quantitative Wachstum der Städte ist daher die damit einhergehende Aufwertung der Kernstädte, die besonders in innenstadtnahen ehemaligen Arbeiter- und Industriequartieren gross ausfällt und mit dem Prozess der Gentrifizierung bzw. Gentrification bezeichnet wird (Dangschat 1994: 336).

Gentrifizierung

Unter dem Prozess der Gentrifizierung wird die Aufwertung innerstädtischer Wohnquartiere durch den Zuzug von sozial Bessergestellten und die Verdrängung der sozial schwächeren Schichten und der damit einhergehende Wandel der lokalen Infrastruktur verstanden (Dangschat & Blasius 1994; Blasius 1996). Dieser Vorgang vollzieht sich in verschiedenen Phasen, die als doppelter Invasions-Sukzessions-Zyklus bezeichnet werden: Das Interesse an bis dahin „heruntergekommenen“ Quartieren geht meist von jugendlichen Pionieren aus. Mit ihrem kulturellen Kapital machen sie das Gebiet interessant, und es ziehen auf ihre Ansprüche abzielende Gewerbebetriebe nach. Dies macht Investitionen für die Eigentümer der vorhandenen Wohngebäude lohnenswert (Friedrichs 2000). Diese umfassen sowohl Sanierung von Altbauten als auch den Ersatzneubau (Van Wessep 1994). Die Investitionen im Bestand werden dabei meist durch private Vermieter oder Investoren getätigt (Beauregard 1990; Van Wessep 1994). Dabei werden zwei Theorien unterschieden, die „rent gap“-Theorie und die „value gap“-Theorie (Glatter 2005: 17). Mit „rent gap“ bezeichnet Smith (1979) die Differenz aus der potentiellen Grundrente nach erfolgter Sanierung und der aus den aktuellen Mieteinnahmen erzielten Grundrente. Der „value gap“ bezeichnet die Wertlücke zwischen den langfristigen Kapitaleinnahmen aus Vermietung der Wohnungen und dem Verkaufswert der Wohnungen nach einer Sanierung (Hamnett & Randolph 1986). Diese beiden Ansätze stellen keine gegensätzlichen Konzepte dar,

sondern stehen für unterschiedliche Formen der Gentrifizierung, die sich ergänzen (Clark 1992; Friedrichs & Kecskes 1996; Glatter 2005). In der Schweiz spielt der „value gap“ weniger eine Rolle, da der Wohnungsmarkt durch Mietwohnungen dominiert wird. Auch konnte in den letzten Jahren keine verstärkte Tendenz des Abstossens von Mietwohnungen festgestellt werden (Van Wezemael 2005).

Die modernisierten Altbauwohnungen oder Wohnungen in Ersatzneubauten werden dann durch allein oder in Paarhaushalten lebende Gentrifier bezogen, die sich die gestiegenen Mieten leisten können (Friedrichs 2000: 60; Gaebe 2004: 155). Eine treibende Rolle spielt dabei die so genannte „neue urbane Mittelschicht“ (Sandfuchs & Wehrhahn 2006), die ihre ökonomische Basis in den wachsenden soziokulturellen und kommunikativen Dienstleistungsbranchen hat. Diese neue Mittelschicht teilt nur einen Teil der klassisch bürgerlichen Lebensideale und weicht insbesondere im Bereich des Wohnens von diesen ab: Statt einem Einfamilienhaus im Grünen sind es eher die modernisierte Altbauwohnung oder der Loft im pulsierenden Teil der Grossstadt, die nachgefragt werden (Brühl et al. 2005).

Zahlreiche Autoren interpretieren diesen Wandel eines Quartiers als Konflikt verschiedener Lebensstilgruppen (Dangschat & Blasius 1994). Der Zuzug der neuen Bewohner wird insofern als problematisch bewertet, als durch die Verdrängung der sozial schwächeren Alteingesessenen eine räumliche Polarisierung der Stadtbevölkerung verstärkt vorangetrieben wird (Atkinson 2003: 2345). Der Prozess wird als Teil eines umfassenderen ökonomischen, sozialen und politischen Restrukturierungsprozesses interpretiert. Dabei spielt der soziale Wandel eine bedeutende Rolle (vgl. Kap. 2.1). Als Folge der Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft haben sich die Wohn- und insbesondere die Haushaltsformen stark ausdifferenziert. Häussermann und Siebel (1996) charakterisieren das (bürgerlich-) „moderne Wohnideal“ der Nachkriegszeit als Wohnen in der Zweigenerationenfamilie, getrennt von der Arbeitswelt, bei dem die Wohnung als Privat- und Intimsphäre der Familienmitglieder dient. In den vergangenen Jahrzehnten haben sich alternative und konkurrierende Wohnideale ausgebildet. Diese Ausdifferenzierung der Wohnformen wird auf die Emanzipation der Frauen, mit der Lockerung der Gesetzgebung (Abschaffung des Konkubinatsverbotes), auf den allgemein gesteigerten Wohlstand, die verlängerten Ausbildungszeiten und auf die Etablierung einer längeren Phase der Postadoleszenz vor dem Eintritt in die Familienphase zurückgeführt (Häussermann & Siebel 1996). Die ökonomischen,

sozialen und politischen Transformationen werden teils als Ursache, teils als Folge aufgefasst (Ley 1996).

Die Gentrification bedeutet aber keineswegs eine Umkehr des anhaltend bedeutsamen Suburbanisierungsprozesses. Berry warnt daher vor einer Überschätzung des Phänomens. Er geht davon aus, dass die aufgewerteten Innenstadtquartiere lediglich „islands of renewal in seas of decay“ darstellen (Berry 1985: 69).

Marginalisierung

Der Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsökonomie geht mit einer Spreizung der Einkommensverteilung und – weil die mittleren Segmente quantitativ an Bedeutung verlieren – mit einer Polarisierung der Einkommensstruktur einher (vgl. Kap 2.1). Seit einigen Jahren werden eine stärkere räumliche Polarisierung und neue Formen der Ungleichheit in den Großstädten konstatiert, die mit den Begriffen der Exklusion oder Ausgrenzung bezeichnet werden (Alisch & Dangschat 1998; Koll-Schretzenmayr et al. 2005: 51ff.). Dabei sind verschiedene Bevölkerungskategorien von Ausgrenzungsprozessen betroffen. Zu ihnen gehören Arbeitslose, bei denen sich die Arbeitslosigkeit verfestigt, was in steigenden Zahlen von Dauerarbeitslosen und Sozialhilfeempfängern zum Ausdruck kommt (Farwick 2001: 175). Auch aus dem Wandel der Familien- und Haushaltsstrukturen ergeben sich wachsende Abstiegsrisiken. Immer kleiner werdende Familien und die Zunahme von individualisierten Lebensformen verringern die Auffangmöglichkeiten durch die informellen Netze von Familie und Verwandtschaft. Die alleinerziehenden Mütter gehören daher zu den Gruppen, die von dauerhafter Armut bedroht sind (Häussermann & Siebel 1996). Des Weiteren sind Zuwanderer und ethnische Minderheiten Ausgrenzungsprozessen ausgesetzt, weil bei ihnen fehlende politische Rechte und soziale bzw. kulturelle Marginalisierung zusammentreffen (Bremer 2000).

Neben den sozialen Risiken ist in jüngerer Zeit in den Städten die Herausbildung von sozialräumlichen Konstellationen zu beobachten, die selbst zur Ursache für Benachteiligung und Ausgrenzung werden können (Häussermann & Siebel 2004, Gaebe 2004, Farwick 2001). Damit ist eine weitere Verstärkung der räumlichen Segregation verbunden, die zu einer Konzentration von marginalisierten Bevölkerungsgruppen in bestimmten Quartieren führt. Die soziale Entwicklung in den westlichen Großstädten wird seit einigen Jahren mit Begriffen wie Dualisierung bzw. Spaltung gekennzeich-

net (Fainstein et al. 1992, Susser 2002). Durch selektive Migration und durch die Verarmung der Bewohner können in einem Quartier Prozesse in Gang kommen, die zu einer kumulativ sich selbst verstärkenden Spirale der Abwärtsentwicklung führen (Alisch & Felde 1990).

Diese Polarisierung ist besonders stark in den so genannten *global cities* ausgeprägt (Friedmann 1986, Sassen 1991). Die zunehmende internationale Arbeitsteilung und die Dichotomisierung des Arbeitsmarktes bewirkt eine zunehmende soziale und räumliche Polarisierung, die durch den Zustrom von Migrantinnen und Migranten und die Herausbildung einer „transnationalen Elite“ genährt wird (Koll-Schretzenmayr et al. 2005: 50).

Gentrifizierung und Marginalisierung sind also spezielle sozialräumliche Prozesse in Kernstädten, die in der Literatur viel beschrieben und diskutiert wurden. Die bislang durchgeführten Studien weisen allerdings zwei Mängel auf. Zum einen handelt es sich um Studien über einzelne innenstadtnahe Wohngebiete, in denen Vergleiche zu anderen Stadtquartieren oder der Gesamtstadt fehlen (Warmelink & Zehner 1996: 41). Zum anderen sind die meisten empirischen Untersuchungen, die auf Befragungen beruhen, Querschnittsstudien – obgleich sich die Hypothesen auf den Prozess beziehen (Friedrichs 1996). Auf kleinräumiger Ebene ist der Motor der residentiellen Segregation vor allem die Migration. Gerade in diesem Bereich ist die Datenbasis meist unzureichend, weil Umzüge häufig als Wechsel zwischen Gemeinden definiert sind, so dass kleinräumige Aussagen nicht möglich sind.

3 Fragestellung und Methoden

3.1 Forschungsgegenstand

Der soziale Wandel hat in den letzten Jahren auch die sozialräumlichen Prozesse verändert. Dabei überlagern sich in den urbanen Räumen die Prozesse der Sub- und Reurbanisierung. In dieser Arbeit sollen die Auswirkungen dieser Überlagerung von Sub- und Reurbanisierung auf die sozialräumliche Differenzierung analysiert werden. Bei diesen Prozessen handelt es sich um ein vielschichtiges Phänomen, das für die verschiedenen Teile der urbanen Räume sowohl andere Ursachen als auch andere Folgen haben kann (vgl. Kap. 2). Daher werden in dieser Arbeit verschiedene inhaltliche Komplexe behandelt, die im Folgenden vorgestellt werden.

Beschreibung der sozialräumlichen Prozesse

Um die sozialräumlichen Prozesse verstehen zu können, ist zunächst eine genaue Kenntnis über die stattgefundenen Veränderungen notwendig. In diesem Zusammenhang werden folgende Fragestellungen fokussiert (vgl. Manuskript 2):

- Nach welchen Merkmalen der verschiedenen Dimensionen Status, Lebensstil, Ethnien/Nationalitäten⁴ und Demographie verteilt sich die Bevölkerung ungleich über die urbanen Räume?
- Wie sehen die verschiedenen Segregationsmuster für diese Merkmale im urbanen Raum aus?
- Inwiefern gibt es Zusammenhänge zwischen den verschiedenen sozialräumlichen Differenzierungen nach sozioökonomischen Status, Lebensstilen, Ethnien/Nationalitäten und Demographie?

⁴ In den meisten Statistiken – so auch in der eidgenössischen Volkszählung – werden nicht Ethnien (vgl. Kap. 2.3.1), sondern nur Nationalitäten unterschieden. Auch wenn Ethnien und Nationalitäten keineswegs gleichzusetzen sind, werden in dieser Arbeit diese beiden Begriffe aus pragmatischen Gründen in der Folge synonym verwendet.

Sozialraumanalyse

Um die verschiedenen sozialräumlichen Dimensionen genauer analysieren zu können, wird auf das methodische Instrument der Sozialraumanalyse zurückgegriffen. Auch wenn die Sozialraumanalyse starker Kritik ausgesetzt ist (vgl. Kap. 2.2.2), so ist ihre Bedeutung als Analyseverfahren zur Beschreibung der sozialräumlichen Differenzierung urbaner Räume wenig umstritten (Riege & Schubert 2002). Die Entwicklung der quantitativen Sozialraumanalyse und die damit verbundene Kritik an der induktiven Faktorialökologie fordert allerdings eine Erweiterung der deduktiven Sozialraumanalyse im Sinne von Shevky & Bell (Zehner 2004). Dazu ist ein adäquates theoretisches Modell notwendig, das die soziale Differenzierung unter den Bedingungen einer post-industriellen bzw. spätmodernen Gesellschaft (Giddens 1994) wiedergibt (vgl. Kap. 2.1.2). Daher wird ein neues Konzept einer theoriegeleiteten Sozialraumanalyse entwickelt und präsentiert (vgl. Manuskript 1, Manuskript 3).

Die Sinus-Milieus zeigen für die Schweiz, dass sich die soziale Differenzierung durch die Dimensionen Status und Grundorientierung abbilden lässt. In dieser Arbeit wird der Frage nachgegangen, inwiefern die Dimensionen der Segregation nach Status und Lebensstil voneinander unabhängige Strukturierungsdimensionen bilden, wie dies in der klassischen Sozialraumanalyse postuliert wird. In der klassischen Sozialraumanalyse wird ferner davon ausgegangen, dass die ethnische Segregation bzw. die Segregation nach Nationalitäten quer zu den beiden Dimensionen Status und Modernisierung verläuft. Dies muss für die Schweiz überprüft werden. Es wird daher der Frage nachgegangen, ob die Segregation der ausländischen Bevölkerung in den urbanen Räumen bereits durch die Segregation nach Status und Lebensstil erklärt wird, oder ob sie tatsächlich eine eigenständige Dimension darstellt (vgl. Manuskript 1, Kap. 4). In einem weiteren Schritt wird geprüft, ob sich das Konzept einer theoriegeleiteten Sozialraumanalyse auch auf die gesamte Schweiz übertragen lässt, oder ob ein solches Analyseinstrument nur für bestimmte urbane Räume Gültigkeit besitzt.

Analyse der Prozesse Gentrifizierung und Marginalisierung

Mithilfe dieses so entwickelten Analyseinstruments werden die speziellen sozialräumlichen Prozesse in Kernstädten Gentrifizierung und Marginalisierung fokussiert. In dieser Arbeit wird der Fokus auf Quartiere gerichtet, die im besonderen Mass von Auf- oder Abwertungsprozessen betroffen waren. Gentrifizierung wird in Anlehnung an Glatter (2005: 8) als „Erhöhung des Anteils statushöherer Bevölkerungsgruppen in Bestandesquartieren“ definiert. Marginalisierung wird dementsprechend als „Erhöhung des Anteils statusniedriger Bevölkerungsgruppen in Bestandesquartieren“ definiert. Diese Reduktion auf die Veränderung der sozialen Dimension in Bestandsquartieren dient dazu, die Prozesse der Gentrifizierung und Marginalisierung mit wenigen Merkmalen von anderen Prozessen abzugrenzen. Die in der Literatur beschriebenen Konsequenzen und Ursachen von Gentrifizierung und Marginalisierung wie die Veränderung der Wohnungsstruktur, der Wandel der Nutzungsstruktur und der symbolische Wandel sind damit im Gegensatz zu anderen Definitionen (vgl. Kap. 2.3.3) nicht Teil der Definition. Auf diese Weise können aber die Zusammenhänge zwischen der sozialen Auf- bzw. Abwertung und den beschriebenen Ursachen und Konsequenzen analysiert werden (Glatter 2005: 8).

Um die Prozesse der Gentrifizierung und Marginalisierung zu analysieren, werden folgende Fragestellungen untersucht (vgl. Manuskript 4):

- Welchen Einfluss haben Umzüge auf die Prozesse der Gentrifizierung und Marginalisierung?
- Welche Bevölkerungsgruppen sind aktiv (durch Zu- und Wegzug) und welche passiv (durch Verbleib im Quartier) an den jeweiligen Prozessen innerhalb der auf- und abgewerteten Quartiere beteiligt?
- Welche Rolle spielen dabei die Bebauungsstruktur und der Wohnungsmarkt?
- Welche Auswirkungen haben diese Prozesse auf die Gebäude- und Wohnungsstruktur?

Demographische Alterung

Die demographische Alterung nimmt beim sozialen Wandel eine Sonderstellung ein. Der Bedarf an adäquatem Wohnraum für ältere Menschen ist in jüngerer Zeit angestiegen und wird in den kommenden beiden Jahrzehnten weiter zunehmen. Weil der demographische Wandel dynamischer ist als das Mengenwachstum des Wohnungsbestandes, kann die steigende Nachfrage nur zu einem geringen Masse durch den Wohnungsneubau abgedeckt werden (Van Wezemaal 2004: 42-45, Zaugg et al. 2004: 313). Eine weitere Herausforderung stellen in diesem Zusammenhang die gewandelten Wohnbedürfnisse im Alter dar (vgl. Kap. 2.1).

In diesem Zusammenhang werden folgende Fragestellungen analysiert (vgl. Manuskript 5):

- Welche Entwicklungspotenziale ergeben sich bei verschiedenen Anbietertypen hinsichtlich eines Wohnraumangebots für heutige Alte?
- Welche räumliche Verteilung weist der Bestand der verschiedenen Anbieter-typen auf?
- Inwiefern deckt sich das Angebotspotenzial mit dem Nachfragepotenzial, das sich auf Basis der räumlichen Verteilung der älteren Bevölkerung und deren Veränderung ergibt?

3.2 Untersuchungsgebiet und Raumeinheiten

Im Rahmen dieser Arbeit werden die sozialräumlichen Prozesse in urbanen Räumen analysiert. Dabei soll der Tatsache Rechnung getragen werden, dass sich der urbane Raum als soziales Aggregat und Konglomerat nicht mehr auf das Territorium innerhalb der politischen Stadtgrenzen beschränkt. Daher wird – soweit möglich – jeweils die gesamte Agglomeration als Untersuchungsgebiet betrachtet. Die Agglomeration eignet sich, weil sie als wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Interaktionsraum definiert und aufgrund von Volkszählungen jeweils neu bestimmt wird. Für die Zugehörigkeit zur Agglomeration bilden der bauliche Zusammenhang des Siedlungsgebietes mit der Kerngemeinde und die wirtschaftliche Orientierung der Erwerbstätigen die entscheidenden Faktoren (Schuler & Joyce 1997).

Die sozialräumliche Differenzierung nach einzelnen Merkmalen der verschiedenen Dimensionen Status, Lebensstil, Nationalitäten und Demographie wird dabei für die Agglomeration Zürich exemplarisch dargestellt.

Basierend auf diesen Ergebnissen wird eine theoriegeleitete Sozialraumanalyse exemplarisch für die Agglomeration Zürich entwickelt. Die Agglomeration Zürich besteht aus 131 Agglomerationsgemeinden, von denen 103 im Kanton Zürich, 25 im Kanton Aargau und 3 im Kanton Schwyz liegen. Rund ein Drittel der Agglomerationsbevölkerung wohnt in der Kernstadtgemeinde. Um ihre innere Gliederung zu berücksichtigen, wurden die 34 historisch gewachsenen Stadtquartiere als äquivalent zu den Agglomerationsgemeinden behandelt.

In einem weiteren Schritt wird die theoriegeleitete Sozialraumanalyse auf die gesamte Schweiz ausgeweitet, um auch vergleichende Analysen zu ermöglichen. Oft werden bei kleinräumigen Analysen der Schweiz politische Gemeinden als Raumeinheiten verwendet. Diese weisen allerdings sehr grosse Unterschiede bezüglich ihrer Einwohnerzahl auf. Im Jahr 2000 reichte der Schwankungsbereich von Corippo im Tessin mit 22 Einwohnern bis Zürich mit über 360'000 Einwohnern. Neben der schlechten Vergleichbarkeit derart unterschiedlicher Raumeinheiten führt die geringe Einwohnerzahl insbesondere von ländlichen Gemeinden zu statistischen Problemen. Um diese zu vermeiden, ist es sinnvoll, Kleinstgemeinden zu Gemeindegruppen zusammenzulegen. Ein weiteres Problem besteht darin, dass soziokulturelle Disparitäten besonders in urbanen Ballungsräumen ausgeprägt sind. Im Durchschnitt lebt aber etwa ein Drittel der Agglomerationsbevölkerung in der Kernstadt. Damit ist die Raumgliederung der politischen Gemeinden für den urbanen Raum ein zu grobes räumliches Raster. Aus diesem Grund werden grosse Städte mit über 30'000 Einwohner in ihre Stadtquartiere untergliedert. Dafür wurde eine angepasste kleinräumige Raumeinteilung der Schweiz auf Basis der Gemeindegliederung entwickelt. Dabei werden einerseits kleine Gemeinden gemäss Steffen & Schulz (2005) zu Tausendergruppen zusammengefasst. Andererseits werden alle Städte mit mehr als 30'000 Einwohnern in ihre offizielle Quartiergliederung unterteilt. Quartiere mit weniger als 1000 Einwohnern wurden ebenfalls zu Quartiergruppen mit einer Mindestgrösse von 1000 Einwohnern zusammengefasst. Durch den Zusammenzug der kleinsten Gemeinden und die Aufteilung der grossen Städte in Quartiere konnten die erheblichen Unterschiede in der Einwohnerzahl von Gemeinden auf einen Bereich zwischen 1000 und 30'000 Ein-

wohnern reduziert werden. Es entstehen dabei 1977 Gemeinde(gruppe)n und Quartiere bzw. Quartiergruppen (Hermann et al. 2005).

Die Variation der Ergebnisse mit dem Aggregationsgrad ist eines der grössten Probleme bei der Analyse räumlicher Daten, weil bei grösseren Raumeinheiten damit zu rechnen ist, dass bestehende Unterschiede nicht dargestellt werden können, da die berechneten Kennwerte jeweils nur Mittelwerte darstellen können. Dieses Problem wird auch als MAUP (modifiable areal unit problem) bezeichnet (Bahrenberg et al. 2003). Durch die Reduzierung der Streubreite in der Einwohnerzahl zwischen den untersuchten Raumeinheiten wird diesem Problem entgegengewirkt, auch wenn der Schwankungsbereich zwischen 1000 und 30'000 Einwohner eigentlich zu gross bleibt. Da allerdings nur für Städte über 30'000 Einwohner eine Quartiereinteilung existiert, kann der Schwankungsbereich bei einer Analyse über die administrativen Grenzen einer Stadt hinaus nicht weiter reduziert werden, ohne die Vergleichbarkeit der Ergebnisse zu beeinträchtigen.

3.3 Datenbasis

Als Datengrundlage dienen die Personen- und Haushaltsdaten der Volkszählungen von 1990 und 2000. Die Angaben über die Einkommensverteilung stammen aus der Statistik zur direkten Bundessteuer der Eidgenössischen Steuerverwaltung (ESTV) der Steuerperioden 1989/91 und 1999/2000. Diese Daten sind auf Quartierebene nicht vollständig verfügbar und mussten mit einer Regressionsanalyse modelliert werden.

Für die Analyse der Prozesse, die zu Gentrifizierung und Marginalisierung führen, steht die Umzugsstatistik der Stadt Zürich zur Verfügung, die alle Umzüge in Verbindung mit der Stadt Zürich seit 1990 enthält. Die Umzugsstatistik entstammt der Einwohnerkontrolle der Stadt Zürich⁵. Eine Umzugsstatistik der gesamten Agglomeration oder des Kantons existiert nicht. Innerhalb der Stadt Zürich lassen sich alle Umzüge adressengenau verfolgen. Bei Zu- und Wegzügen ist die jeweilige Zu- bzw. Wegzugsgemeinde der Schweiz oder das Land angegeben. Eine Verfolgung von Umzügen, die innerhalb der Agglomeration Zürich stattfinden, ist nicht möglich. Diese Vollerhebung der real stattgefundenen Weg-, Zu- und Umzüge lässt die Charakterisie-

⁵ Die Umzugsstatistik wurde von der Statistik Stadt Zürich für diese Dissertation zur Verfügung gestellt.

rung der Umziehenden nach Stand im Lebenszyklus, Haushaltsform und Nationalität zu⁶.

Diese Umzugsstatistik kann mit der statischen Analyse der Volkszählung verknüpft werden. Diese Kombination aus Längs- und Querschnittsanalyse erlaubt Aussagen sowohl über die umziehenden als auch über die stationären Bevölkerungsgruppen.

3.4 Verwendete Methoden

Zur Beschreibung der räumlich-sozialen Segregation werden einerseits quantitative Masse und andererseits kartographische Darstellungen verwendet. Die quantitativen Masse haben den Vorteil, dass der Grad der Ungleichverteilung (Segregationsindex) in einem einzelnen Wert ausgedrückt und so mit anderen Merkmalen oder über die Zeit verglichen werden kann.

Die kartographische Darstellung hat den Vorteil, dass darin die regionalen Bezüge der räumlichen Verteilungen visuell sehr schnell erfasst werden können. Nachbarschaften von Gemeinden mit ähnlicher Sozial- oder Altersstruktur werden sichtbar und die Verteilungsmuster können somit auch qualitativ beschrieben werden.

Ein klassisches Instrument zur Analyse von räumlichen Unterschieden in urbanen Räumen ist die Sozialraumanalyse, die die Dimensionen Status, Modernisierung und Ethnien umfasst (vgl. Kap. 2.2.2). Aufgrund der oben angeführten Kritikpunkte ist allerdings eine Anpassung der Sozialraumanalyse auf die postmoderne Gesellschaft notwendig. Ziel ist es, ein neues System von Kennzahlen zur Beschreibung der sozio-kulturellen Bevölkerungsstruktur und der damit verbundenen räumlichen Disparitäten zu entwickeln. Dieses System soll nicht nur die Analyse zu einem Zeitpunkt und an einem Ort, sondern auch für zeitliche und regionale Vergleiche dienen. Dazu wird eine Kombination aus deduktiver Sozialraumanalyse und induktiver Faktorenanalyse verwendet. (vgl. Kap. 4).

Die Faktorenanalyse zählt zu den klassischen Verfahren der multivariaten Statistik und ist quer durch verschiedenste Disziplinen einsetzbar. Ziel der Faktorenanalyse ist es, eine Menge korrelierter Variablen auf eine kleinere Menge latenter Variablen

⁶ Sie enthält folgende Merkmale: Alter, Anzahl der Kinder, Nationalität, Aufenthaltsdauer in der Schweiz, Zivilstand, Jahr der Zivilstandsänderung, Geschlecht, Umzugsgeschichte (bezogen auf Zürich seit 1990).

(Faktoren) zu reduzieren. Wichtiges Ziel ist dabei, mit möglichst wenigen Faktoren den Hauptanteil der Varianz der Variablen zu erklären (Bahrenberg et al. 2003: 198).

Das Fundamentaltheorem der Faktorenanalyse besagt, dass sich eine Menge korrelierter Beobachtungsvariablen auf eine kleinere Menge latenter Variablen (Faktoren) zurückführen lässt. Die Messwerte lassen sich dann als eine Linearkombination der Faktorwerte errechnen. Die Gewichte dieser Linearkombination heissen Faktorladungen. Die Summen aller quadrierten Faktorladungen für jede Variable heissen Kommunalitäten; diese geben an, wie gut die manifesten Messwerte durch die hypothetischen Faktoren erklärt werden. Bei einer Kommunalität von 1 lassen sich die Messwerte perfekt durch die Faktoren erklären. Von den Kommunalitäten sind die Eigenwerte der Werte der Faktoren zu unterscheiden. Diese geben an, wieviel Varianz in den Daten insgesamt (also nicht nur in einer einzelnen Variablen) durch den jeweiligen Faktor erklärt werden kann (Bahrenberg et al. 2003).

Vor der Durchführung der Faktorenanalyse muss die Korrelationsmatrix der Variablen, die in die Analyse eingehen, auf ihre Eignung für die Faktorenanalyse geprüft werden. Wenn die erhobenen Merkmale allesamt gar nicht oder nur schwach untereinander korrelieren, ist eine Reduktion der Vielzahl von Variablen auf eine geringere Zahl von Dimensionen (die Faktoren) unwahrscheinlich. Die Anti-Image-Korrelationsmatrix gibt an, wie gross der Anteil der Varianz der einzelnen Variablen ist, der sich nicht durch die anderen Variablen erklären lässt. Die Diagonalelemente dieser Matrix sind ein Mass für die Angemessenheit der Stichprobe (Measure of Sampling Adequacy), so genannte MSA-Werte. Variablen mit Werten unter 0,5 gelten als gänzlich ungeeignet, ab 0,6 gelten sie als brauchbar, über 0,8 als recht gut. Ein zusammenfassendes Mass hierfür ist das Kaiser-Maier-Olkin-Mass (KMO-Mass), für das die gleichen Zahlenwerte als Eignungskriterien gelten. Der Bartlett-Test auf Sphärizität prüft schliesslich, ob die Daten aus einer Grundgesamtheit stammen, in der die Variablen untereinander allesamt unkorreliert sind. Da in dieser Arbeit Daten aus Vollerhebungen in die Faktorenanalyse einfließen, ist dieser Test nicht notwendig (Bahrenberg et al. 2003).

Um zu prüfen, ob die Segregation nach Nationalitäten eine unabhängige und eigenständige Dimension zu den Dimensionen Status und Modernisierung darstellt, wird das Verfahren der multiplen Regressionsanalyse angewendet. Bei der multiplen Regressionsanalyse handelt es sich um ein Verfahren, mit dem ein Merkmal (eine Variab-

le) durch mehrere andere Merkmale bzw. deren Ausprägungen erklärt oder prognostiziert werden soll. Das zu erklärende Merkmal wird als abhängige Variable bezeichnet, die erklärenden Merkmale als unabhängige Variable. Das Bestimmtheitsmass (R^2) ist ein Mass zur Beschreibung der Stärke des Zusammenhangs zwischen den unabhängigen und der abhängigen Variablen. Es gibt an, wie viel Prozent der Varianz der abhängigen Variablen durch die Varianz der unabhängigen Variablen erklärt wird. R^2 nimmt Werte zwischen 0 (kein Zusammenhang) und 1 (perfekter Zusammenhang) an (Janssen & Laatz 2005, Bahrenberg et al. 2003).

Vor allem bei räumlichen Daten ist anzunehmen, dass die unbeobachteten Einflüsse benachbarter Beobachtungen miteinander zusammenhängen. Man spricht hier von Autokorrelation. Diese kann mit der Durbin-Watson-Statistik geprüft werden. Liegt deren Wert bei 2, liegt keine Autokorrelation vor; je weiter der Wert von 2 nach oben oder unten abweicht, desto größer ist die Autokorrelation. Für die Gültigkeit der Signifikanztests müssen die Residuen der Regressionsgleichung auf Normalverteilung getestet werden und sollte die Varianz der Residuen nicht von den Schätzwerten abhängen (homoskedastisch). Da bereits mit Daten aus Vollerhebungen gerechnet wird, entfallen diese Signifikanztests (Janssen & Laatz 2005, Bahrenberg et al. 2003).

Einen weiteren Schwerpunkt dieser Arbeit stellt die Analyse von Zusammenhängen zwischen der sozialräumlichen Entwicklung und weiteren Faktoren dar. Wichtige Faktoren sind in diesem Zusammenhang Migration, Bebauungsstruktur und Wohnungsmarkt. Zur Analyse dieser Zusammenhänge wird auf die Korrelationsanalyse zurückgegriffen. Die Stärke des (linearen) Zusammenhanges wird dabei mittels der Korrelationskoeffizienten bestimmt. Diese nehmen Werte zwischen -1 und +1 an, wobei -1 einen perfekten negativen und +1 einen perfekten positiven Zusammenhang bezeichnet. Je näher der Korrelationskoeffizient nahe null ist, desto schwächer ist der beobachtete Zusammenhang. Wie bei Faktoren- und Regressionsanalyse entfällt dabei die Prüfung auf Signifikanz, da den jeweiligen Analysen Daten aus Vollerhebungen zugrunde liegen (Janssen & Laatz 2005, Bahrenberg et al. 2003).

4 Theoriegeleitete Sozialraumanalyse

Kapitel 4 basiert im Wesentlichen auf den Manuskripten 1 und 3, die Teil dieser Dissertation sind (vgl. Teil 2,). In diesen Publikationen war es aufgrund der Beschränkungen der Seitenzahlen nicht immer möglich, alle Überlegungen und empirischen Befunde, die zur Herleitung des Konzeptes der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse beigetragen haben, in vollen Umfang auszuführen. Dies wird daher in diesem Kapitel nachgeholt.

4.1 Konzept der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse

Aufgrund der vorgestellten Kritikpunkte an der induktiven Faktorialökologie (vgl. Kap. 2.2.2) wird eine Rückkehr zur deduktiven Sozialraumanalyse nach Shevky & Bell vorgeschlagen (vgl. Manuskript 1; Manuskript 2). Dies erfordert ein adäquates theoretisches Modell, das die soziale Differenzierung unter den Bedingungen einer postindustriellen bzw. spätmodernen Gesellschaft wiedergibt. Als sozialtheoretische Modellvorlage wird auf das Milieu- und Lebensstilkonzept nach Pierre Bourdieu (1994) zurückgegriffen (vgl. Kap. 2.2). Der soziale Raum bildet die soziale Differenzierung der Gesellschaft aufgrund der unterschiedlichen Ausstattung mit gesellschaftlichen Ressourcen ab. Es wird zwischen kulturellem Kapital (Bildung und Wissen) und ökonomischem Kapital (Einkommen und Vermögen) unterschieden. Die vertikale Achse des sozialen Raumes wird durch das Gesamtkapitalvolumen gebildet und stellt die herkömmliche Schichtung nach sozialem Status dar. Die horizontale Achse steht für die Kapitalstruktur und spiegelt den Gegensatz zwischen einem materiell-eigentumsorientierten Habitus und einem ideell-bildungsorientierten Habitus wider. Diese horizontale Achse wird auch als Lebensstilachse oder Differenzierungsachse bezeichnet (vgl. z.B. Vester et al. 1993). Die empirische Gültigkeit dieses Konzeptes konnte mithilfe der Sinus-Milieus für die Schweiz nachgewiesen werden (vgl. Kap. 2.1.2).

Die Indikatoren zur Messung der sozialräumlichen Differenzierung werden aus diesem sozialtheoretischen Modell abgeleitet⁷. Die Operationalisierung der Indikatoren

⁷ Bei Bourdieu sind die drei Kapitalarten ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital zur Herausbildung von Lebensstilen verantwortlich (vgl. Kap. 2.1.2). Das soziale Kapital, das durch soziale Beziehungen und Netzwerke definiert wird, kann mithilfe von Volkszählungsdaten nicht gemessen werden und kann daher in der Operationalisierung nicht berücksichtigt werden.

erfolgt dabei so, dass die gebildeten Konstrukte das zu messende Merkmal optimal wiedergeben. D.h., die Grundgesamtheit wird jeweils so gewählt, dass die räumliche Verteilung eines Merkmales nicht von einem anderen Merkmal beeinflusst wird (z.B. biographischer Bias) (vgl. Manuskript 1). Das zweite wichtige Kriterium für die Auswahl der Indikatoren ist deren empirische Relevanz für die Beschreibung räumlicher Disparitäten. Eine wichtige Masszahl hierfür ist die räumliche Ungleichverteilung, die anhand des Segregationsindex nach Duncan & Duncan (1955) quantifiziert werden kann. Mithilfe einer Faktorenanalyse kann mit den so ausgewählten Indikatoren der Dimensionen Status und Lebensstil ein Raum aufgespannt werden, der die sozialräumliche Differenzierung widerspiegelt.

Die dritte – ethnische – Dimension der klassischen Sozialraumanalyse wird speziell fokussiert. Verschiedene Studien belegen für das Jahr 1990, dass die Segregation nach Nationalitäten in der Schweiz keine eigenständige Dimension darstellt wie in den USA (vgl. Wanner 2004, Huissod et al. 1999, Wimmer et al. 2000). Wenn sich dies in den Schweizer Agglomerationen für das Jahr 2000 bestätigen lässt, erscheint eine Masszahl zur Beschreibung der Segregation nach Nationalitäten wenig sinnvoll. Eine starke ethnische Segregation stellt für die Gesellschaft eine Herausforderung dar, wenn damit auch eine Konzentration von Integrationsaufgaben einher geht, die von einer Konzentration sozial marginalisierter Gruppen überlagert wird (vgl. Kap. 2.3.1). In dieser Arbeit wird daher eine Masszahl zur Beschreibung der räumlichen Verteilung von Integrationsaufgaben entwickelt, die durch die sprachlichen Kompetenzen der Migrantinnen und Migranten operationalisiert wird.

Um die Vergleichbarkeit über die Zeit zwischen den verschiedenen Disparitätsindizes herzustellen, werden sie normiert. Die Normierung der Indizes wurde so durchgeführt, dass sich die Werte der untersuchten Raumeinheiten in einem sinnvollen Zahlenbereich bewegen. Referenzpunkt für die Indizes bildet der jeweilige Indexwert der gesamten Schweiz. Dieser Wert wird auf 50 Punkte festgesetzt. Die Varianz der einzelnen Werte wird auf eine fixe Standardabweichung von 8 normiert. Mit dieser Normierung befinden sich die meisten Indexwerte in einem Zahlenbereich zwischen 0 und 100, nur in Ausnahmefällen nehmen sie auch Werte ausserhalb dieses Bereichs ein (vgl. Manuskript 3).

Die Gewichtung und Normierung der Indexwerte erfolgt anhand der Werte des Jahres 2000, die Daten für jedes andere Jahr können mit denselben Parametern normiert

werden und sind damit mit jenen von 2000 direkt vergleichbar (vgl. Manuskript 3). Auf diese Weise werden zeitliche Vergleiche möglich, so dass auch die sozialräumlichen Veränderungen mithilfe dieses hier entwickelten Konzeptes der Sozialraumanalyse analysiert werden können.

Ein wertvolles Analyseinstrument zur Aufdeckung von Zusammenhängen ist die Visualisierung des Raumes, der durch die Dimensionen Status und Lebensstil aufgespannt wird. Da die Dimensionen Status und Lebensstil der Theorie nach unabhängig sind und mithilfe der Faktorenanalyse auch als unabhängige Dimensionen konstruiert werden, können die beiden Differenzierungsachsen als Raumkoordinaten verwendet werden. Jede Raumeinheit erhält je nach Bevölkerungszusammensetzung eine Position in diesem so konstruierten Raum und kann als Punkt oder entsprechend ihrer Einwohnerzahl als Kreisscheibe dargestellt werden. Andere Indikatoren regionaler Unterschiede (z.B. ökonomische, kulturelle oder institutionelle) können zusätzlich als Thema in die Karte integriert werden, um die Zusammenhänge zwischen dem sozialgeographischen Milieu und den kulturellen, strukturellen oder institutionellen Eigenschaften darzustellen (vgl. Manuskript 1). Auch zeitliche Veränderungen können als Zeitspuren dargestellt werden.

4.2 Dimensionen Status und Lebensstil

In einem ersten Modell wird der soziale Status durch die Indikatoren Einkommen, Bildungsniveau und die berufliche Position operationalisiert. Die horizontale Achse wird durch Haushaltsformen und die Aufteilung der Erwerbs- und Hausarbeit bei Familien mit Kindern bestimmt. Als weitere Variablen zur Operationalisierung des Lebensstils fanden der Anteil an der Frauen, die sich für Karriere und gegen Kinder entschieden haben, der Anteil der jungen Verheirateten und der Konfessionslosen Eingang in die Faktorenanalyse⁸ (vgl. Manuskript 1).

Mit den ausgewählten Indikatoren wurde eine Hauptkomponentenanalyse mit vorheriger Festlegung auf zwei Dimensionen durchgeführt. Durch eine anschließende Varimax-Rotation wurden die Faktoren bestmöglich in die Punktwolke gelegt, um eine möglichst einfach strukturierte und damit inhaltlich interpretierbare Lösung zu finden.

⁸ Die theoretische Begründung für die Wahl der Indikatoren kann im Manuskript 1 nachgelesen werden (S. 2ff.)

Die beiden extrahierten Faktoren erklären 72% der Varianz, wobei auf den ersten Faktor 36.8% und auf den zweiten Faktor 35.2% entfallen. Der erste Faktor repräsentiert den Lebensstil und der zweite Faktor den Status (s. Tab. 2).

Insgesamt sind die Kommunalitäten der ausgewählten Variablen relativ hoch. Einzige Ausnahme bilden die „niedrigen Einkommen“ mit einem Wert unter 0.4. Damit ist diese Variable für die zweidimensionale Lösung ungeeignet. Die hohen MSA-Werte über 0.7 belegen aber, dass sämtliche Variablen für die Faktorenanalyse gut geeignet sind. Dies wird durch einen hohen KMO-Wert von 0.8 bestätigt. Das Problem dieses Modells liegt vor allem in der nicht immer ganz eindeutigen Interpretierbarkeit der Dimensionen. Dies ergibt sich dadurch, dass viele Variablen trotz der Varimax-Rotation auf beiden Faktoren hoch laden (vgl. Manuskript 1, Abb. 1).

Tab. 2: Faktorwerte und Kommunalitäten der Faktoranalyse zur Bildung eines ersten Modells der sozialräumlichen Differenzierung in der Agglomeration Zürich (vgl. Manuskript 1)

	Anteil	Segregations- index	Faktor 1	Faktor 2	Kommunalitäten	MSA-Werte
über 65-Jährige in Einpersonenhaushalten	20,0%	18,6	0.87	0.17	0.84	0.87
Kinder und Jugendliche unter 16	16,0%	10,3	-0.82	-0.39	0.86	0.85
25- bis 44-Jährige Hausfrauen mit Kindern	22,8%	11,9	-0.82	0.14	0.71	0.86
30- bis 50-Jährige in Wohngemeinschaften ⁹	2,8%	35,3	0.80	0.33	0.80	0.87
35- bis 44-Jährige Frauen ohne Kinder	34,7%	17,1	0.78	0.48	0.88	0.83
25- bis 44-Jährige vollerwerbstätige Mütter	18,1%	11,9	0.73	-0.24	0.67	0.81
Niedrige Einkommen	29,3%	8,5	0.46	0.00	0.37	0.70
Erwerbstätige in statushohen Berufen	14,4%	19,5	0.19	0.96	0.97	0.78
Erwerbstätige in statusniedrigen Berufen	9,9%	13,2	0.24	-0.88	0.85	0.81
25 bis 65-Jährige mit Universitätsabschluss	11,8%	30,0	0.53	0.80	0.97	0.84
Verheiratete zwischen 20 und 30	22,8%	16,6	-0.21	-0.80	0.74	0.86
25 bis 65-Jährige Konfessionslose	16,4%	12,5	0.50	0.75	0.85	0.95
Hohe Einkommen	11,9%	21,1	-0.16	0.68	0.70	0.75

(Volkszählung 2000, eigene Berechnung)

Zudem scheinen die beiden Variablen „niedrige Einkommen“ und „Verheiratete zwischen 20 und 30“ die eindeutige Interpretation der Dimensionen zu beeinträchtigen (s. Tab. 2). Die alleinige Ladung der Variablen „niedrige Einkommen“ auf dem ersten Faktor (Lebensstil) ist darin begründet, dass die Personengruppen wie Studenten und

⁹ Der Begriff Wohngemeinschaft umfasst die Haushaltstypen Nichtfamilienhaushalte mit Verwandten mit und ohne weitere Personen, Haushalte nicht verwandter Personen, Gleichgeschlechtliche Paare mit und ohne weitere Personen.

Rentner aus strukturellen Gründen über geringe Einkommen verfügen und damit diese Variable nicht in unserem Sinne eindeutig interpretierbar ist. Die hohe Faktorladung der Variable „Verheiratete zwischen 20 und 30“ auf der Statusachse zeigt, dass eine frühe Heirat Folge der absolvierten Ausbildung und nicht so sehr Ausdruck eines bürgerlichen Familienideals zu sein scheint.

Die Ergebnisse des ersten Modells haben gezeigt, dass die Vorgehensweise grundsätzlich zu sinnvollen Resultaten führt¹⁰, dass aber die Wahl der Indikatoren noch verbessert werden kann. Sämtliche Indikatoren zur Operationalisierung der Statusachse waren mit Ausnahme der Variablen „niedrige Einkommen“ gut geeignet. Dadurch, dass die Grenze für niedrige Einkommen von 30'000CHF auf 50'000CHF angehoben wurde, weist dieser Indikator trotz höherem Anteil eine deutlich grössere räumliche Ungleichverteilung auf. Damit weist der so definierte Indikator eine grössere empirische Relevanz auf und ist daher besser für das Modell geeignet.

Die Indikatoren der Dimension Lebensstil mussten stärker angepasst werden. Die Variablen „Konfessionslose“, „über 65-Jährige in Einpersonenhaushalten“ und „Verheiratete zwischen 20 und 30“, „Vollerwerbstätigkeit bei Müttern“ und „Kinder und Jugendliche unter 16 Jahre“ wurden aufgrund ihrer nicht eindeutigen Interpretierbarkeit aus dem Modell herausgenommen. Die Dimension Lebensstil wird im zweiten Modell vor allem durch die beiden wichtigen Indikatorengruppen „Haushaltstyp“ und die von Bühler (2001) operationalisierten geschlechter-kulturellen Familienmodelle bestimmt. In das neue Modell fliessen die Variablen „Wohngemeinschaften“ und „Einpersonenhaushalte“ als Indikatoren für individualisierte Lebensweise in das Modell ein. Das „traditionell-bürgerliche Familienmodell“¹¹ der geschlechter-kulturellen Familienmodelle ist der Idealtypus für bürgerliche Lebensformen. Die Variable „erwerbstätige

¹⁰ Das Modell wurde sowohl in der Agglomeration Winterthur (Heye & Leuthold 2005) als auch in der Stadt und Region Bern (Gächter 2005, 2006) angewandt und brachte ähnliche Modelle bzw. Resultate hervor.

¹¹ Die Variable „25-44 jährige Hausfrauen mit Kindern“ wurde durch die Variable „traditionell-bürgerliches Familienmodell“ ersetzt. Zum Zeitpunkt der Erstellung des ersten Modells waren die Haushaltsrecords der Volkszählung noch nicht verfügbar, so dass dieses durch die Variable „25-44 jährige Mütter“ nur angenähert werden konnte (vgl. Manuskript 1).

Mütter (25-44-Jährige)“ spiegelt die moderneren Lebensformen¹² wider. Die Variable „Frauen ohne Kinder (35-44-Jährige)“ konnte aus dem ersten Modell übernommen werden.

Diese Indikatoren zur Operationalisierung der Dimensionen Status und Lebensstil sind für die Modellbildung wesentlich besser geeignet. Sämtliche Indikatoren weisen sowohl hohe Kommunalitäten als auch MSA-Werte auf (s. Tab. 3). Der KMO-Wert von 0.81 unterstreicht die geeignete Auswahl. Die zweidimensionale Lösung erklärt 85% der gesamten Varianz, wobei 45% durch den ersten und 40% durch den zweiten Faktor erklärt werden. Im Vergleich zum ersten Modell laden die Variablen allerdings sehr viel eindeutiger auf den einzelnen Faktoren (vgl. Tab.3). Der erste Faktor widerspiegelt den Status und der zweite die Lebensform.

Tab. 3: Faktorwerte und Kommunalitäten der Faktoranalyse zur Bildung eines zweiten Modells der sozialräumlichen Differenzierung in der Agglomeration Zürich¹³

	Anteil	Segregations- index	Faktor 1	Faktor 2	Kommunalitäten	MSA-Werte
Statusniedrige Berufe	9.9%	13.2	-0.93	-0.02	0.87	0.84
Primäre Bildung	19.1%	15.0	-0.92	0.23	0.90	0.80
Hohe Einkommen	16.3%	19.2	0.91	-0.24	0.89	0.76
Tertiäre Bildung	24.6%	17.2	0.91	0.32	0.93	0.83
Oberes Management und freie Berufe	4.3%	20.8	0.85	0.29	0.80	0.79
Niedrige Einkommen	50.8%	11.8	-0.77	0.25	0.65	0.80
Einpersonenhaushalte	20.3%	18.7	0.04	0.96	0.92	0.80
Frauen ohne Kinder (35-44-Jährige)	39.5%	17.1	0.24	0.91	0.88	0.76
Wohngemeinschaften	3.3%	33.2	0.06	0.88	0.77	0.83
traditionell-bürgerliches Familienmodell	25.5%	12.1	0.21	-0.82	0.71	0.89
Erwerbstätige Mütter	44.3%	7.7	-0.18	0.81	0.69	0.84

(Volkszählung 2000, eigene Berechnung)

¹² Bei der Durchführung mehrerer Faktorenanalysen wiesen die beiden Variablen „egalitär-familienbezogenes Modell (Mann und Frau beide teilzeiterwerbstätig)“ und „Erwerbstätige Mütter“ sehr ähnliche Faktorladungen auf. Das „egalitär-familienbezogene Modell“ weist allerdings schweizweit einen sehr geringen Prozentsatz auf (3.0%), so dass sie eine geringere Stabilität als die Variable „Erwerbstätige Mütter“ aufweist, vor allem wenn das Modell auf den ländlichen Raum ausgeweitet wird.

¹³ Die genauen Definitionen der Variablen finden sich bei der Definition der resultierenden Status- und Individualisierungsindizes (s. S. 45)

Ausweitung der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse auf die gesamte Schweiz

In einem weiteren Schritt soll dieses zweite Modell für die Agglomeration Zürich auf die gesamte Schweiz übertragen werden. Für die Mehrheit der auf Quartierebene untersuchten Städte existieren nur Daten zu den Einkommensklassen der gesamten Gemeinde. Die Werte der Einkommensklassen in den Stadtquartieren mussten deshalb mit einem Regressionsmodell geschätzt werden. Als Variablen für die Schätzung wurden der Quadratmeterpreis und die Wohnfläche pro Äquivalenzperson¹⁴ verwendet (vgl. Hermann et al. 2005).

Die Festlegung der Parameter der Regressionsgleichung konnte anhand verfügbarer Steuerdaten der Stadtquartiere von Lausanne, Winterthur und Zürich durchgeführt werden. Es hat sich gezeigt, dass der Quadratmeterpreis keinen Zusammenhang mit der Einkommensverteilung aufweist. Als geeignete Masszahl hat sich dagegen die Wohnfläche pro Äquivalenzperson erwiesen. Die Schätzung erfolgte mittels einer linearen multiplen Regression mit den beiden unabhängigen Variablen: „Anteil der Haushalte mit einer Wohnfläche von mehr als 90m² pro Äquivalenzperson“ und „Anteil der Haushalte mit einer Wohnfläche von weniger als 45m² pro Äquivalenzperson“. Die Anteile der Einkommensklassen konnten dabei mit einem Bestimmtheitsmass von 0.92 (hohe Einkommen) bzw. 0.8 (tiefe Einkommen) erklärt werden.

Da die Einkommensdaten der Städte als Ganzes bekannt sind, musste mit der Regressionsgleichung nur die Abweichung der Einkommensklassen in den Quartieren vom städtischen Mittel berechnet werden. Eine allgemeine Modellierung von Einkommen mittels Wohnfläche ist dagegen aufgrund regionaler Unterschiede im Wohnungsmarkt nicht empfehlenswert.

Das Modell der sozialräumlichen Differenzierung erweist sich sowohl für die fünf grössten Agglomerationen (Zürich, Genf, Basel, Bern und Lausanne) als auch für die gesamte Schweiz als sehr stabil. Die zweidimensionale Lösung erklärt immer noch 70% der gesamten Varianz, wobei 46% durch den ersten und 24% durch den zweiten Faktor erklärt werden. Die Indikatoren, die den Status repräsentieren, erweisen sich in

¹⁴ Das Konzept der Äquivalenzpersonen berücksichtigt, dass der Flächenverbrauch der ersten erwachsenen Person in einem Haushalt grösser ist als der Flächenverbrauch zusätzlicher Erwachsener und Kinder im selben Haushalt. Für die Berechnung der Äquivalenzpersonen pro Haushalt erhält der erste Erwachsene ein Gewicht von 1, weitere Erwachsene das Gewicht von 0.5 und Kinder unter 15 Jahren das Gewicht von 0.3 (vgl. Ecoplan 2004).

dem auf die gesamte Schweiz angewandte Modell als gut geeignet. Die Indikatoren der Lebensformen zeigen generell geringere MSA-Werte und Kommunalitäten auf (s. Tab. 4). Diese Dimension ist stark durch einen Stadt-Land-Gegensatz gekennzeichnet, so dass hier stärker die grosse Anzahl der ländlichen Gemeinden zum Tragen kommt. Da sich die Faktorladungen allerdings nur unwesentlich verändern, scheint eine Übertragung dieser so durchgeführten Sozialraumanalyse auf die gesamte Schweiz vertretbar.

Tab. 4: Faktorwerte und Kommunalitäten der Faktoranalyse zur Bildung eines Modells der sozialräumlichen Differenzierung für die gesamte Schweiz¹³

	Anteil	Segregations- index	Faktor 1	Faktor 2	Kommunalitäten	MSA-Werte
Statusniedrige Berufe	11.4%	12.7	-0.81	-0.03	0.65	0.83
Primäre Bildung	23.5%	15.0	0.89	-0.12	0.81	0.82
Hohe Einkommen	11.2%	22.1	0.93	0.03	0.86	0.76
Tertiäre Bildung	21.0%	17.2	0.89	0.30	0.89	0.83
Oberes Management und freie Berufe	3.2%	21.2	0.85	0.22	0.77	0.90
Niedrige Einkommen	58.6%	13.6	-0.84	0.06	0.71	0.75
Einpersonenhaushalte	15.8%	19.9	0.10	0.89	0.81	0.73
Frauen ohne Kinder (35-44-Jährige)	31.3%	16.4	0.27	0.82	0.74	0.76
Wohngemeinschaften	1.8%	26.0	0.14	0.76	0.59	0.85
traditionell-bürgerliches Familienmodell	26.9%	12.5	0.05	-0.72	0.52	0.71
Erwerbstätige Mütter	23.0%	10.1	0.02	0.59	0.34	0.58

(Volkszählung 2000, eigene Berechnung)

Ziel ist es, ein System von Kennzahlen zur Beschreibung der soziokulturellen Bevölkerungsstruktur und der damit verbundenen räumlichen Disparitäten zu entwickeln. In die Berechnung der beiden so genannten Disparitätsindizes – Status- und Individualisierungsindex – fliessen daher nur diejenigen Indikatoren ein, die die jeweilige Dimension bestimmen. Der Statusindex wird also nur durch die Statusindikatoren und der Individualisierungsindex nur durch Indikatoren der Lebensformen bestimmt. Die Gewichte wurden mithilfe der Faktorscores der Faktorenanalyse ermittelt (vgl. Manuskript 2). Die Unabhängigkeit der Dimensionen wurde dabei nicht beeinflusst: die beiden so ermittelten Indizes korrelieren nicht miteinander¹⁵.

¹⁵ Der Pearson-Korrelationskoeffizient zwischen Status- und Individualisierungsindex beträgt für die Agglomeration Zürich -0.07 und für die gesamte Schweiz 0.12.

Status- und Individualisierungsindex werden nach folgenden Formeln berechnet, wobei alle Indikatoren als standardisierte Werte in die Formel eingehen (vgl. Manuskript 3):

$$\text{Statusindex} = 2.5 \cdot \text{TER} - 2 \cdot \text{PRI} + \text{OMF} - \text{NST} + 4 \cdot \text{HEK} - 2 \cdot \text{NEK}$$

TER = Tertiäre Bildung (über 25-Jährige)

Höchste abgeschlossene Ausbildungsstufe: Höhere Fach- und Berufsausbildung, Höhere Fachschule, Fachhochschule, Universität, Hochschule

PRI = Primäre Bildung (über 25-Jährige)

Höchste abgeschlossene Ausbildungsstufe: Keine Ausbildung abgeschlossen, Obligatorische Schule

OMF = Oberes Management & freie Berufe (Erwerbstätige)

Sozioprofessionelle Kategorie der Erwerbstätigen: Oberstes Management, Freie Berufe

NST = Statusniedrige Berufe (Erwerbstätige)

Sozioprofessionelle Kategorie der Erwerbstätigen: Ungelernte Arbeiter in der Landwirtschaft, Ungelernte Arbeiter in der Produktion und im Baugewerbe, Ungelernte Angestellte im Dienstleistungsbereich

HEK = Hohe Einkommen (Steuerpflichtige)

Reineinkommen über 75'000 Franken im Jahr 1990 bzw. über 93'000 Franken im Jahr 2000 (Entspricht der Teuerung der Konsumentenpreise um 25 %)

NEK = Niedrige Einkommen (Steuerpflichtige)

Reineinkommen unter 40'000 Franken im Jahr 1990 bzw. unter 50'000 Franken im Jahr 2000 (Entspricht der Teuerung der Konsumentenpreise um 25 %)

$$\text{Individualisierungsindex} = 3 \cdot \text{EPH} + 1.2 \cdot \text{WG} + 2.5 \cdot \text{FOK} + 3 \cdot \text{MER} - 1.5 \cdot \text{TBM}$$

EPH = Einpersonenhaushalte (30- bis 50-Jährige)

Haushaltstyp: Einpersonenhaushalte

WG = Wohngemeinschaften (30- bis 50-Jährige)

Haushaltstyp: Nichtfamilienhaushalte mit Verwandten, ohne weitere Personen, Nichtfamilienhaushalte mit Verwandten und weiteren Personen, Haushalte nicht verwandter Personen

MER = Erwerbstätige Mütter (25- bis 44-Jährige)

Arbeitsmarktstatus von Frauen in Haushalten mit Kindern: Vollzeiterwerbstätige, Teilzeiterwerbstätige mit einer oder mehreren Stelle

FOK = Frauen ohne Kinder (35- bis 44-Jährige)

Frauen in Haushalten ohne Kinder

TBM = traditionell-bürgerliches Familienmodell

Familien mit Kindern unter 16 Jahre mit Arbeitsmarktstatus: Vollerwerbstätig (Vater), sowie Nichterwerbsperson und Haushalt (Mutter)

4.3 Dimension der Segregation nach Nationalitäten

4.3.1 Zusammenhang zwischen den Dimensionen der Segregation nach Nationalitäten und der nach Status und Lebensstil

Studien zur innerstädtischen Segregation behandeln in der Regel die ethnische Dimension als eine alleinstehende, von den anderen unabhängige Dimension des räumlich-sozialen Gefüges. Diese Vorgehensweise hat historische Wurzeln. Die Sozialökologie, von der die ersten Impulse der sozialräumlichen Typisierung von urbanen Räumen ausgingen, wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Chicago begründet. Viele Weiterentwicklungen, so auch die berühmte Studie von Shevky und Bell (1961), stammten aus den USA, wo die räumliche Trennung nach Rassen und Ethnien quer zur sozialen Segregation verläuft. Das Nationalfondsprogramm 39 (NFP 39) des Schweizerischen Nationalfonds „Migration und Interkulturelle Beziehungen“ hat für das Jahr 1990 gezeigt, dass die ausländische Bevölkerung in den Schweizer Agglomerationen ebenso nach sozialem Status segregiert wie die Schweizer Staatsangehörigen (Wimmer et al. 2000, Huissod et al. 1999). In dieser Arbeit wird daher geprüft, ob die ethnische und die soziale Strukturierungsachse in der Schweiz im Jahr 2000 voneinander unabhängig sind oder ob die Segregation nach Nationalitäten aufgrund der unterschiedlichen sozialen Stratifizierung der verschiedenen ausländischen Bevölkerungsgruppen zustande kommt.

Der kartographische Vergleich zeigt, dass sich die räumliche Verteilung der Statusvariablen Bildung, sozioprofessioneller Status und Einkommen relativ stark mit der Verteilung der ausländischen Bevölkerung deckt. Ferner verhalten sich die Segregationsmuster der süd- und nordwesteuropäischen Bevölkerung¹⁶ nahezu komplementär zueinander (vgl. Manuskript 2, S. 18).

Die Analyse der Unterschiede der sozialen Stratifikation der verschiedenen Nationengruppen und Nationalitäten zeigt, dass generell die ausländische Bevölkerung in der

¹⁶ Zu Südeuropa werden in dieser Arbeit die Staaten Albanien, Ex-Jugoslawien, Griechenland, Italien, Portugal, Spanien, Türkei sowie verschiedene Kleinstaaten wie Andorra, Malta, San Marino, Vatikanstadt, Zypern zusammengefasst. Aus Gründen der Vergleichbarkeit wurden die erst nach 1990 aus dem ehemaligen Jugoslawien hervorgegangenen Staaten: Bosnien-Herzegowina, Bundesrepublik Jugoslawien (inkl. Kosovo), Kroatien, Mazedonien und Slowenien in einer Gruppe belassen. Zu Nord- und Westeuropa zählen die EU- und EFTA-Staaten ohne die erwähnten südeuropäischen Länder und ohne die neuen EU-Staaten aus Osteuropa (Heye & Leuthold 2004).

Agglomeration Zürich in den statusniedrigen Berufen über- und in den statushohen Berufen unterrepräsentiert ist. Analysiert man die sozioprofessionellen Kategorien nach Nationengruppen und Nationalitäten separat, so wird deutlich, dass die beobachtete räumliche Trennung zwischen den verschiedenen Nationengruppen durch die Statusunterschiede erklärbar ist. Erwerbstätige mit nord- oder westeuropäischer Staatsangehörigkeit sind in statushohen Berufen signifikant überrepräsentiert und Erwerbstätige aus südeuropäischen Ländern in statusniedrigen Berufen (s. Abb. 4).

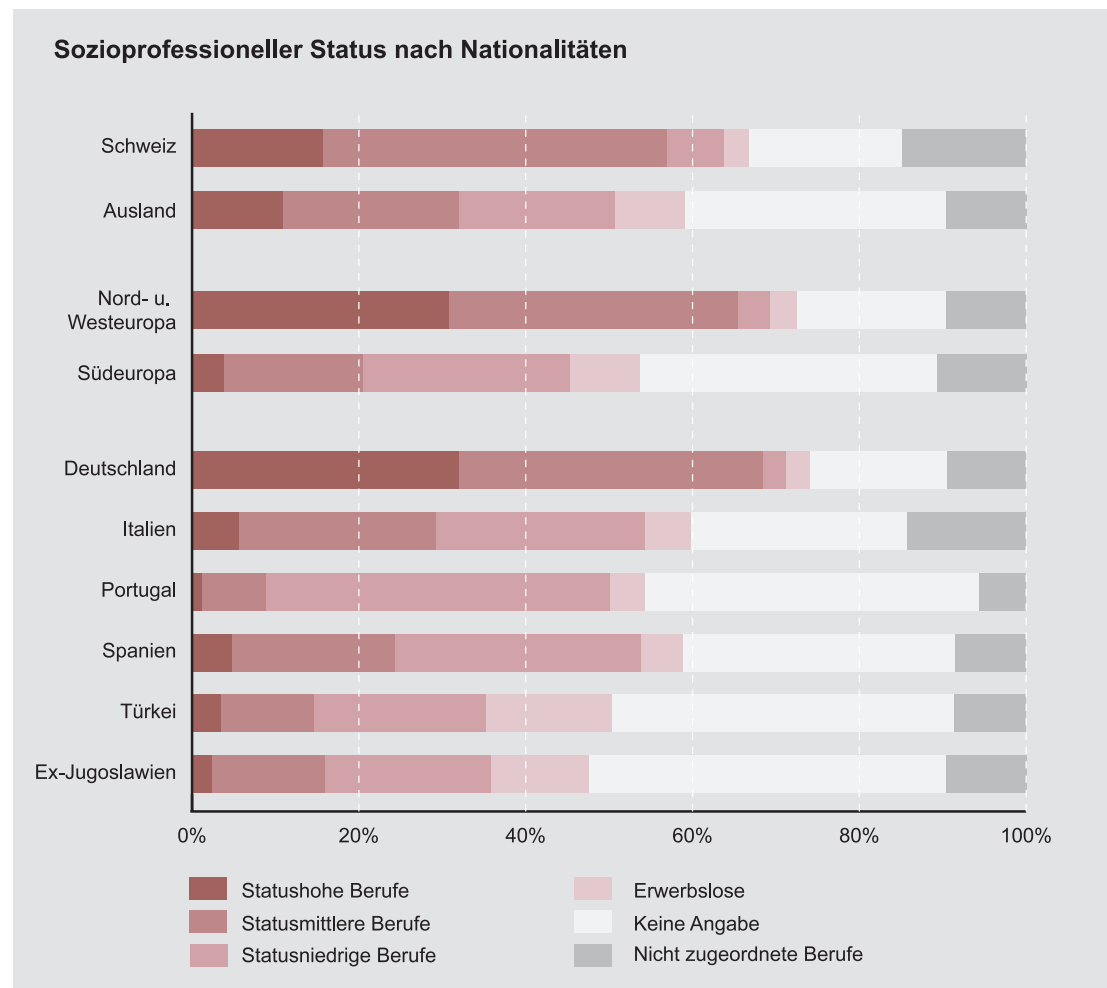


Abb. 4: Sozioprofessioneller Status nach Heimatstaaten und Nationengruppen in der Agglomeration Zürich, 2000 (Heye & Leuthold 2004: 25)

Wenngleich die Anteile der ausländischen Personen in statushohen Berufen geringer sind als die Anteile der Schweizer, so kann man doch feststellen, dass besonders die statushohen Ausländerinnen und Ausländer ein ähnliches Segregationsverhalten haben wie die statushohen Schweizer Personen (s. Abb. 5). Je höher in einer Gemeinde der Anteil an Erwerbstätigen mit hohem sozioprofessionellem Status bei den Schweizerinnen und Schweizern ist, umso höher ist auch der Anteil der statushohen Personen

ausländischer Herkunft. Bei den Erwerbstätigen in statusniedrigen Berufen ist die Korrelation weniger ausgeprägt.

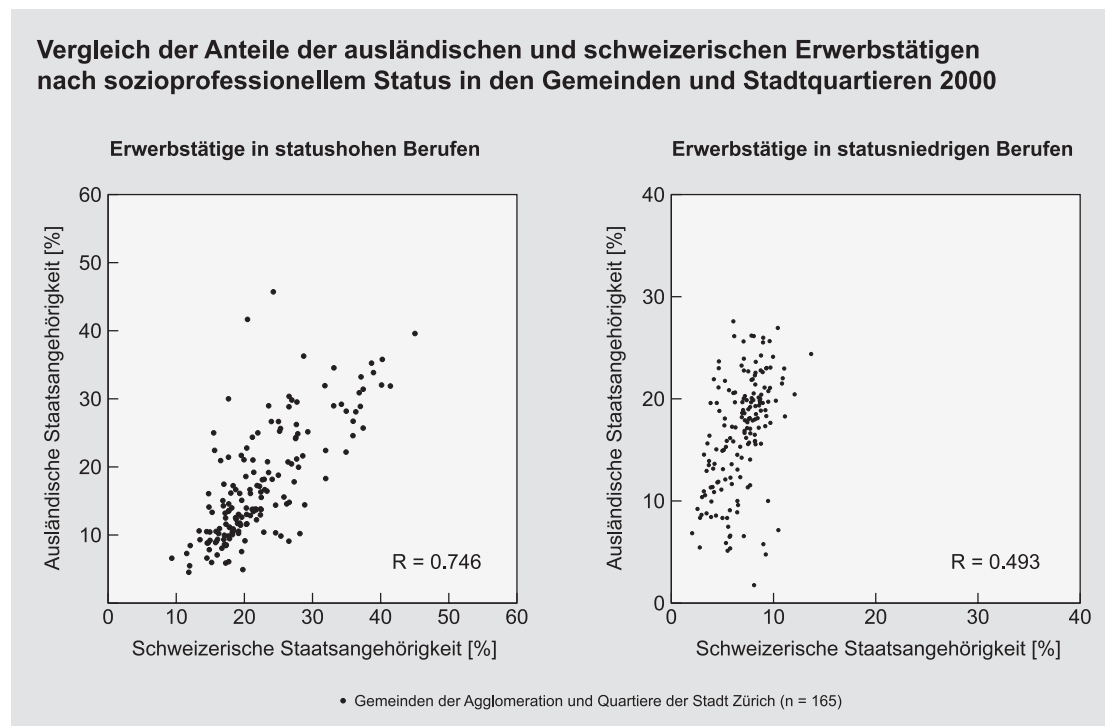


Abb. 5: Zusammenhang der Segregation nach sozioprofessionellem Status der ausländischen und Schweizer Erwerbstätigen, Agglomeration Zürich 2000 (Heye & Leuthold 2004: 26)

Um die Zusammenhänge zwischen Status, Lebensstil auf der einen Seite und den Anteilen der ausländischen Bevölkerung zu analysieren, eignet sich die Visualisierung im so genannten sozialgeographischen Raum¹⁷, der durch die Dimensionen Status und Lebensstil aufgespannt wird. Die Verteilung der Agglomerationsgemeinden und Stadtquartiere Zürichs nach ihrem Anteil ausländischer Bevölkerung zeigt ein sehr klares Muster im sozialgeographischen Raum (s. Abb. 6). Das Muster der Quartiere und Gemeinden verläuft entlang der Diagonalen von rechts unten nach links oben. Die grössten Anteile ausländischer Personen sind in den individualisierten, statusniedrigen Quartieren oder Gemeinden zu verzeichnen und die geringsten in den statushohen, bürgerlich-traditionell geprägten Gemeinden. Dieses diagonale Muster bestätigt, dass die ethnische Segregation nicht eine eigene Dimension bildet, sondern durch die Lebensstil- und Statusachse bereits erklärt wird.

¹⁷ Der sozialgeographische Raum bezieht sich auf das im Manuskript 1 beschriebene Modell.

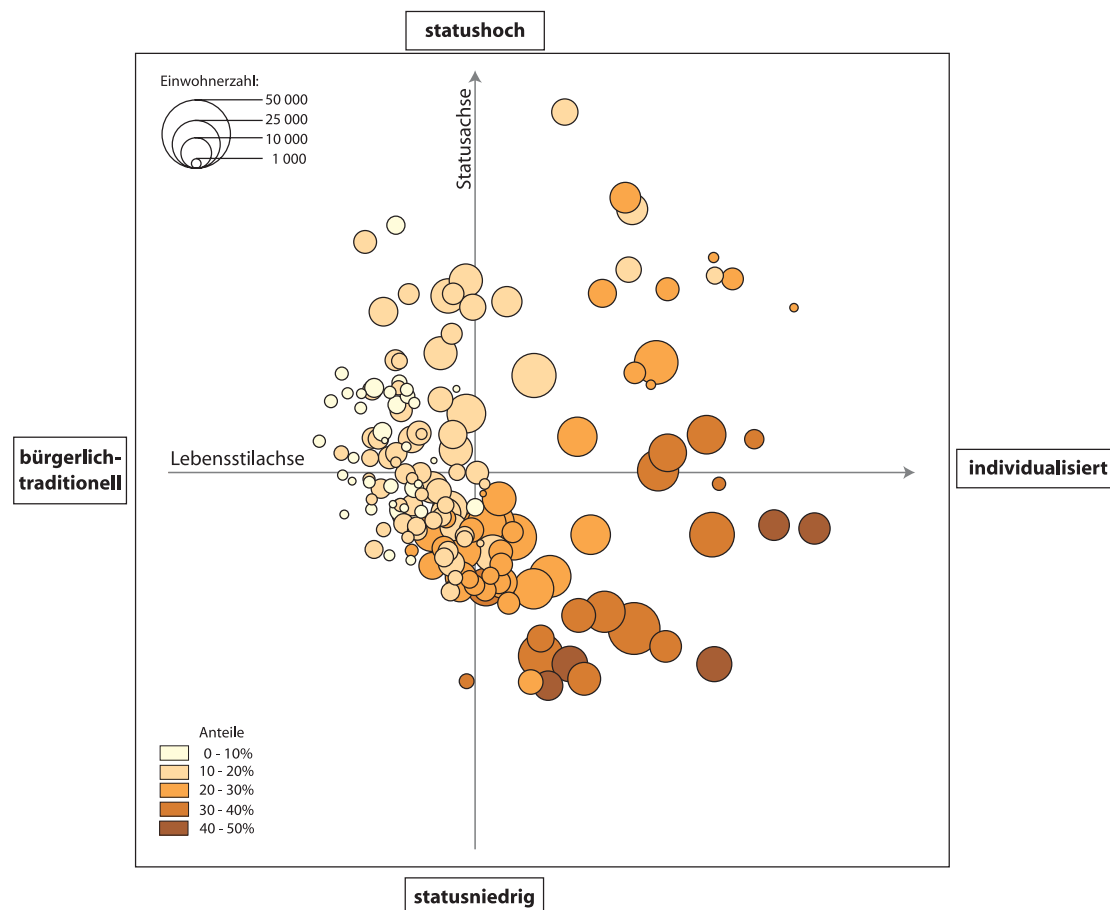


Abb. 6: Verteilung der Gemeinden im sozialgeographischen Raum nach Einwohnerzahl und Anteil der ausländischen Bevölkerung, Agglomeration Zürich, 2000 (Heye & Leuthold 2004: 42)

Differenziert man die ausländische Bevölkerung nach Nationengruppen, wird dieses Ergebnis noch eindeutiger. Der Anteil der nord- und westeuropäischen Bevölkerung korreliert vor allem mit den Statuswerten, d.h. in den statushohen Gemeinden wohnen viele Personen aus Nord- und Westeuropa (s. Abb. 7). Dies spiegelt die soziale Stratifikation dieser Nationengruppe wider (s.o.). Der Anteil der südeuropäischen Bevölkerung korreliert dagegen sowohl mit der Status- als auch mit der Lebensstilachse und weist ein diagonales Muster im sozialgeographischen Raum auf. Diese klaren Muster im sozialgeographischen Raum zeigen, dass sich die Segregation nach Nationengruppen durch die Dimensionen Status und Lebensstil zu einem grossen Teil erklären lassen müssten.

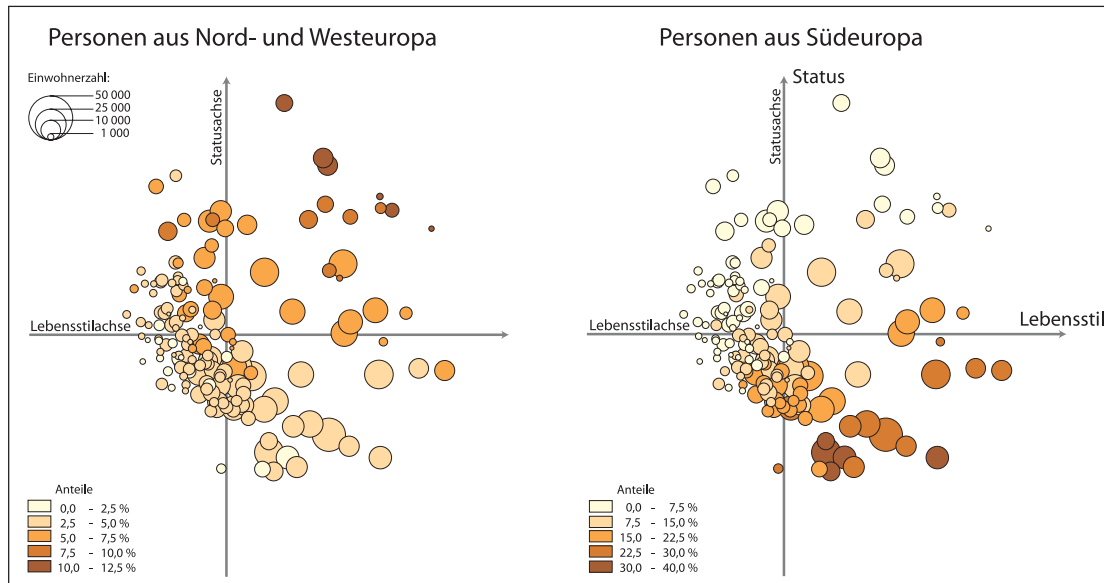


Abb. 7: Verteilung der Gemeinden im sozialgeographischen Raum nach Einwohnerzahl und Anteil der süd- sowie nord- und westeuropäischen Bevölkerung, Agglomeration Zürich, 2000 (Heye & Leuthold 2004: 42)

Die Befunde aus dem NFP 39 (Huissod et al. 1999, Wimmer et al. 2000) konnten hier mit den Zahlen aus der Volkszählung 2000 bestätigt werden. Zum einen konnte gezeigt werden, dass sich die soziale Stratifikation innerhalb der verschiedenen Nationengruppen so stark unterscheiden, dass eine reine Analyse von Ausländeranteilen in der Schweiz nicht sinnvoll ist. Zum anderen schlägt sich die soziale Stratifikation der ausländischen Bevölkerung in der Agglomeration Zürich direkt in unterschiedlichem Segregationsverhalten der verschiedenen Nationengruppen nieder. Die starke Übereinstimmung der Segregationsmuster nach Nationalitäten mit denen nach sozialem Status und Lebensstil ist damit vielmehr durch unterschiedliche Sozialstrukturen und Lebensstile als durch ethnisches *community building* bedingt.

4.3.2 Regressionsmodell zur Erklärung der Segregation nach Nationalitäten durch die Dimensionen Status und Lebensstil

In einem weiteren Schritt soll der oben beschriebene Zusammenhang zwischen der Segregation nach Status und Lebensstil und der Segregation nach Nationalitäten für die fünf grössten Agglomerationen der Schweiz (Zürich, Genf, Basel, Bern und Lausanne) statistisch überprüft werden. Zu diesem Zweck wird eine multiple lineare Regressionsanalyse durchgeführt. Das Modell hat als unabhängige Variable den Status- und Individualisierungsindex und als abhängige Variablen die Anteile der ausländischen, der nord- und westeuropäischen und der südeuropäischen Bevölkerung.

Die multiple Regressionsanalyse bestätigt die oben beschriebenen Zusammenhänge für die Agglomeration Zürich. Die Segregation der ausländischen Bevölkerung lässt sich durch den Status- und Individualisierungsindex zu 68% erklären. Für die nord- und westeuropäische Bevölkerung erklärt das Modell sogar zu 76% ihre räumliche Verteilung, während die Segregation der südeuropäischen Bevölkerung zu 63% erklärt wird. Die Durbin-Watson-Werte zeigen, dass die Werte keine bis kaum Autokorrelation aufweisen¹⁸. Für die Agglomeration Zürich kann damit statistisch belegt werden, dass die Segregation nach Nationalitäten keine eigenständige Dimension der räumlichen Differenzierung darstellt, sondern lediglich 35% der Segregation nach Nationalitäten nicht durch die Dimensionen Status und Lebensstil erklärbar sind.

Dieser Zusammenhang kann grundsätzlich auch für die anderen Agglomerationen in der Schweiz bestätigt werden, auch wenn in den Agglomerationen der französischsprachigen Schweiz das Regressionsmodell die Segregation der ausländischen Bevölkerung insgesamt weniger gut erklärt (vgl. Tab. 5). Die ausländische Bevölkerung dort unterscheidet sich dort in ihrer Zusammensetzung nach Nationalitäten stark von der in der deutschsprachigen Schweiz. In der deutschsprachigen Schweiz stammen 85% der ausländischen Bevölkerung aus Europa (Heye & Leuthold 2004). In der französischsprachigen Schweiz ist dieser Anteil deutlich geringer, während der Anteil an Personen aus afrikanischen Ländern deutlich höher ist. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass Restriktionen auf dem Wohnungsmarkt für nicht-europäische Ausländerinnen und Ausländer stärker wirksam sind.

Die räumliche Verteilung der südeuropäischen Bevölkerung kann in allen Agglomerationen der Schweiz nicht als eigenständige Dimension betrachtet werden. Die Regressionsmodelle erklären zwischen 56 und 81% der Varianz. Die räumliche Verteilung der nord- und westeuropäischen Bevölkerung wird in den Agglomerationen Zürich und Bern sehr gut durch die Modelle erklärt. Das Bestimmtheitsmass in den anderen Agglomerationen ist deutlich geringer.

¹⁸ Andere Modellvoraussetzung wie Normalverteilung der Residuen und Heteroskedasizität müssen hier nicht überprüft werden, da hier keine Stichprobendaten sondern Daten aus Vollerhebungen verwendet werden (vgl. Kap. 3.4).

Trotz der grossen Unterschiede zwischen den verschiedenen Agglomerationen muss aber die These abgelehnt werden, dass die räumliche Verteilung der ausländischen Bevölkerung eine eigenständige Dimension der sozialräumlichen Differenzierung darstellt. Mit wenigen Ausnahmen wird die Segregation der ausländischen Bevölkerung (auch differenziert nach Nationengruppen) durch die räumliche Verteilung nach Status und Lebensstil zu mehr als 50% erklärt (Tab. 5).

Tab. 5: Gütekriterien der Regressionsmodelle mit Status- und Individualisierungsindex als unabhängige und Anteile der ausländischen Bevölkerung (differenziert nach Nationengruppen)

Agglomeration	Ausländische Bevölkerung		Anteil Personen aus Nord- und Westeuropa		Anteil Personen aus Südeuropa	
	R Square	Durbin-Watson	R Square	Durbin-Watson	R Square	Durbin-Watson
Zürich	0.68	1.72	0.76	1.42	0.63	1.65
Genf	0.44	2.34	0.51	1.41	0.81	2.02
Basel	0.62	1.32	0.48	1.25	0.61	1.63
Bern	0.65	1.63	0.85	2.06	0.64	1.36
Lausanne	0.57	1.54	0.60	1.77	0.56	1.35

(Volkszählung 2000, eigene Berechnung)

4.3.3 Fremdsprachigkeitsindex

Die nationale Zugehörigkeit stellt in den urbanen Regionen der Schweiz – wie oben gezeigt – keinen treibenden Faktor der Segregation dar. Bedeutsamer als die Entmischung der verschiedenen Zuwanderergruppen erscheint daher die räumliche Konzentration von schlecht integrierten Zuwanderern (unterschiedlicher Herkunft) und die damit verbundene räumlich Konzentration der Integrationsaufgaben. Integration lässt sich zwar als Gesamtphänomen nicht mit Volkszählungsvariablen operationalisieren, mit den Variablen zur Sprache können aber wichtige Aspekte davon erfasst werden. Mit dem Fremdsprachigkeitsindex wird der Anteil der Bevölkerung gemessen, der sich aufgrund von sprachlichen Barrieren in der Aufnahmegesellschaft schlecht verständigen kann (vgl. Manuskript 3).

Der Fremdsprachigkeitsindex wird rein deduktiv bestimmt und berechnet sich nach folgender Formel¹⁹:

$$\text{Fremdsprachigkeitsindex} = \text{RNH} + \text{RNU} + \text{NLE} + \text{NRG}$$

RNH = Regionalsprache wird zuhause nicht gesprochen
Umgangssprache zu Hause ist nicht: Regionalsprache

RNU = Regionalsprache wird weder zuhause noch im Erwerbsleben gesprochen
Umgangssprache zu Hause und im Erwerbsleben ist nicht: Regionalsprache

NLE = Weder Landessprachen noch Englisch werden gesprochen
Umgangssprache zuhause und im Erwerbsleben ist nicht: Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch, Englisch

NRG = Hauptsprache ist keine germanische oder romanische Sprache
Hauptsprache ist nicht: Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch, Englisch, Niederländisch, Spanisch, Portugiesisch, Dänisch, Norwegisch, Schwedisch, Rumänisch

4.4 Diskussion des Konzeptes der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse

Ausgehend von der Kritik an den klassischen Ansätzen der Sozialraumanalyse und der explorativen Faktorialökologie wurde eine Aktualisierung des deduktiven Ansatzes von Shevky & Bell auf der Basis der Theorie des sozialen Raumes von Pierre Bourdieu formuliert. Die Ergebnisse zeigen, wie in einem sozialgeographischen Raum das Gefüge urbaner und suburbaner Wohnmilieus nach vertikaler und horizontaler sozialer Differenzierung modelliert werden kann (vgl. Manuskript 1).

Shevky & Bell entwickelten ihr Verfahren als Instrument zur vergleichenden Analyse der sozialräumlichen Strukturierung verschiedener Städte. In dieser Arbeit wurde die Sozialraumanalyse auf die gesamte Schweiz ausgeweitet, so dass ein geeignetes Instrument für vergleichende Analysen entstanden ist. Wirtschaftsgeographisch, kulturell oder institutionell bedingte Unterschiede in der sozialräumlichen Differenzierung zwischen Städten und Grossagglomerationen können damit erkannt werden. Ebenso kann der Einfluss modellexterner Faktoren wie der baulichen Struktur oder der Struktur des Wohnungsmarktes auf die residenzielle Segregation analysiert werden (vgl. Kap. 5).

¹⁹ Eine ausführliche Begründung für die Wahl und Gewichtung der einzelnen Indikatoren befindet sich im Manuskript 3. Normierung und Berechnungsweise erfolgt analog zu Status- und Individualisierungsindex, so dass auch für den Fremdsprachigkeitsindex zeitliche Vergleiche möglich sind (s. Kap. 4.2)

Das hier entwickelte Konzept der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse weicht in einem wesentlichen Punkt von der Sozialraumanalyse nach Shevky & Bell ab. Anstatt dreidimensional wird die sozialräumliche Differenzierung nur zweidimensional modelliert. Zurückzuführen ist dies auf ein Ergebnis, dass bereits auf der Basis der Volkszählung von 1990 nachgewiesen (Huissod et al. 1999, Wimmer et al. 2000) und für die Agglomerationen der Schweiz (im Rahmen dieser Arbeit) bestätigt werden konnte: In der Schweiz segregiert die ausländische Bevölkerung trotz recht grossen Anteilen an der Gesamtbevölkerung vor allem nach Status und Lebensstil und nur in geringem Masse nach Nationalität. Anders als in den USA, wo die Segregation nach Ethnien quer zu den Segregationsmustern nach Status und Lebensstil verlaufen, sind die räumlichen Unterschiede in der Konzentration der ausländischen Bevölkerung in der Schweiz primär auf Status- und Lebensstilunterschiede zurückzuführen. Es stellt sich generell die Frage, ob dies nur für Schweizer Agglomerationen gilt, oder auch für ganz Europa oder zumindest Teile davon und ob die Verwendung der Ausländeranteile in Sozialraumanalysen auf eine zu starke Bindung an die US-amerikanischen Modelle zurückzuführen ist.

Für die Schweiz wurde daher eine Masszahl entwickelt, mit der die räumliche Konzentration schlecht integrierter Zuwanderer (unterschiedlicher Herkunft) und die damit verbundene räumliche Konzentration der Integrationsaufgaben gemessen werden kann.

Für die Dimension Status und Lebensform konnte die Stabilität des Modells durch Anwendung der Faktorenanalyse in verschiedenen Regionen nachgewiesen werden. Damit konnte bestätigt werden, dass sich die zweidimensionale Differenzierung nach Status und Grundorientierung in einer zweidimensionalen sozialräumlichen Differenzierung nach Status und Lebensform niederschlägt. Für den rein deduktiv entwickelten Fremdsprachigkeitsindex ist eine solche statistische Überprüfung der Stabilität nicht möglich. Seine empirische Relevanz und Eignung zur Analyse regionaler Disparitäten kann daher erst bei seiner Anwendung nachgewiesen werden²⁰ (vgl. Kap. 5).

²⁰ In der Studie „Soziokulturelle Unterschiede in der Schweiz – Vier Indizes zu räumlichen Disparitäten, 1990-2000“ (Hermann et al. 2005) wurde mit diesen Disparitätsindizes bereits vergleichende Analyse durchgeführt. Die Ergebnisse belegen die empirische Relevanz und Eignung der vier Disparitätsindizes.

Die Stärke des hier vorgestellten Konzeptes ist die Übertragbarkeit auf andere Länder. Das Konzept stützt sich auf ein soziologisches Modell, dessen empirische Gültigkeit nicht nur in der Schweiz nachgewiesen werden konnte. Die Sinus-Milieus wurden in 13 anderen europäischen Ländern sowie in den USA und sogar China empirisch belegt (SINUS 2000, Hradil 2001, Geissler 2002). Die Grunddimensionen bleiben jeweils dieselben, nur die Gruppenstärke der einzelnen Milieus variiert von Land zu Land. Grundsätzlich wäre eine Übertragung des hier vorgestellten Konzeptes einer theoriegeleiteten Sozialraumanalyse auf all diese Länder möglich²¹.

Die Operationalisierung der Dimensionen Status und Lebensstil stellt allerdings besondere Anforderungen an die Datenbasis. Da räumliche Disparitäten analysiert werden sollen, ist die Grundvoraussetzung an die Daten, dass es sich um Vollerhebungen handelt. Für die Schweiz standen Volkszählung und Steuerstatistik zur Verfügung, so dass auch Einkommensunterschiede zur Operationalisierung des Status verwendet werden konnten. Eine weitere Anforderung an die Datenbasis stellt die kleinräumige Auflösung der Daten dar. Da mithilfe der Sozialraumanalyse vor allem Unterschiede auf kleinräumiger Ebene in urbanen Räumen analysiert werden, müssen die Daten auch für kleinere Raumeinheiten als Gemeinden vorliegen. Die Kernstadt ist sozialräumlich stark differenziert, so dass die einzelnen Stadtquartiere in eine solche Analyse einfließen müssen²². Eine entsprechend hohe Qualität der Datenbasis ist allerdings nicht in allen Ländern zu finden, so dass die Übertragbarkeit eingeschränkt wird.

Vor der Verwendung der Variablen zur Modellkonstruktion wurden diese auf ihre empirische Relevanz überprüft. Dabei stellte sich heraus, dass die Konstrukte sehr sorgfältig gebildet werden müssen, um Bias-freie Indikatoren zu erhalten. Zu diesem Zweck musste teilweise die Grundgesamtheit stark eingeschränkt werden (vgl. Manuskript 1). Damit bildet die hier vorgestellte Sozialraumanalyse nicht die gesamte Be-

²¹ Die Gültigkeit der Sinus-Milieus für all diese Länder wird unter Umständen dadurch geschmälert, dass sie in der kommerziellen Markt- und Wahlforschung entwickelt wurden. In der deutschsprachigen Literatur sind die Sinus-Milieus anerkannt, aber in der angelsächsischen Literatur spielen horizontale Unterschiede eine eher untergeordnete Rolle (vgl. Kap. 2.1.2).

²² Für die Stadt Bern wurden die Indizes nicht nur für die hier vorgestellten Raumeinheiten berechnet, sondern auch für Quartiere, die über eine homogene Bebauungsstruktur verfügen und deren Einwohnerzahl lediglich zwischen 100 und 1100 variiert. Die Ergebnisse weisen eine sehr viel grössere Streuung auf als für die hier verwendeten Raumeinheiten (Gächter 2005, 2006). Diese Befunde belegen auf eindrückliche Weise wie der Aggregationsgrad die Ergebnisse beeinflussen kann (vgl. Kap. 3.2).

völkerung an einem Ort ab, sondern operiert mit Indikatorvariablen, die auf das Vorhandensein bestimmter Milieus schliessen lassen.

Es muss angemerkt werden, dass der zeitlichen Gültigkeit dieses hier vorgestellten Konzeptes Grenzen gesetzt sind. Das Konzept gilt nur so lange, wie auch das Modell der sozialen Differenzierung Gültigkeit besitzt. Die gute Nachricht in diesem Zusammenhang ist, dass dies recht persistent zu sein scheint. Shevky & Bell entwickelten ihr Modell der sozialräumlichen Differenzierung unter den Bedingungen der industrialisierten Gesellschaft und gingen bereits damals von Status und Modernisierung als eigenständigen Dimensionen aus. Dies hat letztlich bis heute Bestand, lediglich die Ausprägungen der Modernisierung unter den Bedingungen der postmodernen Gesellschaft sind gewandelt. Aber genau diese werden sich auch weiterhin wandeln, so dass vor allem der Operationalisierung des Konzeptes Grenzen in der zeitlichen Gültigkeit gesetzt sind. So könnte es beispielsweise sein, dass im Zuge der fortschreitenden Emanzipation und Flexibilisierung des Arbeitsmarktes bereits in 10 Jahren der Indikator „Erwerbstätigkeit von Müttern“ als Indikator für eine Abweichung vom bürgerlich-traditionellen Lebensstil ausgedient hat. Nichtsdestotrotz ist es gelungen, ein Analyseinstrument für vergleichende Analysen über die Zeit zu entwickeln. Durch eine Visualisierung in dem durch Status und Lebensstil aufgespannten Raum können sozialräumliche Prozesse direkt erfasst und analysiert werden.

5 Sozialräumlicher Wandel in urbanen Räumen

In diesem Kapitel werden im Wesentlichen²³ die Manuskripte 2, 4 und 5 zusammengefasst. Die Analysen erfolgen mithilfe des in Kapitel 4 vorgestellten Konzeptes der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse und umfassen die Beschreibung der sozialräumlichen Differenzierung und Prozesse in Schweizer Agglomerationen²⁴ sowie die Kombination mit Längsschnittanalysen der Umzüge.

5.1 Sozialräumliche Differenzierung und deren Wandel in der Agglomeration Zürich

5.1.1 Status und Lebensstil

Die Segregation in der Agglomeration Zürich wurde nach einzelnen Indikatoren für die Dimensionen Status und Lebensstil in den Jahren 1990 und 2000 analysiert (vgl. Manuskript 3). Die Segregation der Bevölkerung nach Statusmerkmalen teilt die Agglomeration in Wohnregionen mit hohen Anteilen statusniedriger Bevölkerungsschichten und Wohnregionen der Oberschichten. Die soziokulturelle Segregation nach Lebensstilmerkmalen zeigt einen deutlichen Gradienten der Individualisierung von der Kernstadt nach aussen an die Agglomerationsränder. In der Kernstadt dominieren moderne individualistische Wohnformen und Familienmodelle, während in den sub- und peri-urbanen Agglomerationsgemeinden die traditionell bürgerlichen Lebensstile vorherrschen.

In der Darstellung der Stadtquartiere und Gemeinden der Agglomeration Zürich im sozialgeographischen Raum wurde als sekundäres Merkmal der Zeitpunkt der Zugehörigkeit der Gemeinden zur Agglomeration hinzugefügt (vgl. Manuskript 2, Abb. 4).

²³ Kapitel 5.2. basiert auf der Studie *Hermann, M., Heye, C. & H. Leuthold (2005): Soziokulturelle Unterschiede in der Schweiz – Vier Indizes zu räumlichen Disparitäten, 1990-2000*, die in einer Forschungskooperation mit dem Bundesamt für Statistik entstand und nicht Teil dieser Dissertation ist (Hermann et. al 2005)

²⁴ Die im Kapitel 5.1 vorgestellten Ergebnisse entstammen ursprünglich der Studie *Heye, C. & H. Leuthold (2004): Segregation und Umzüge in der Stadt und Agglomeration Zürich*, die von verschiedenen städtischen und kantonalen Ämtern finanziert wurde. Die wesentlichen Ergebnisse wurden im Manuskript 2 publiziert, das Teil dieser Dissertation ist. Neben dem Wandel wird dabei die sozialräumliche Differenzierung sowohl für einzelne Indikatoren als auch für die extrahierten Faktoren Status und Lebensstil analysiert. Daher werden in diesem Kapitel nicht alle Schweizer Grossagglomerationen (Genf, Bern, Basel und Lausanne) sondern nur die Agglomeration Zürich betrachtet (Manuskript 2, Heye & Leuthold 2004).

Die verschiedenen Agglomerationsgürtel zeichnen also den mehr oder weniger konzentrischen Suburbanisierungsprozess der vergangenen 50 Jahre nach. Es ist eine klare Abfolge der Agglomerationsgemeinden und Stadtquartiere Zürichs nach ihrem Urbanitätsgrad entlang der Lebensstilachse erkennbar. Sämtliche Kernstadtquartiere befinden sich rechts auf der Lebensstilachse und die Gemeinden des letzten Vorortgürtels sind fast gänzlich am linken Rand der Lebensstilachse angesiedelt. Zwischen den Stadtquartieren und Umlandgemeinden ist entlang der Lebensstilachse ein Graben erkennbar, der nur bei den statusniedrigen Gemeinden überwunden wird. Damit bestätigt sich, dass sich Wohnideale und Lebensstile erst bei höheren Statusgruppen unterscheiden (vgl. Kap. 2.1.2). Mit grösserer Ressourcenverfügbarkeit steigen auch die Möglichkeiten, unterschiedliche Lebensformen, Rollenverständnisse und Wohnideale umzusetzen. Entlang der Statusachse ist kein Unterschied zwischen Umlandgemeinden und Stadtquartieren erkennbar. Dies steht im Widerspruch zum viel beschriebenen so genannten A-Stadt-Phänomen, der Stadt als Wohnort von Alten, Auszubildenden, Arbeitslosen und Ausländer, und der Marginalisierung der Kernstädte.

Die Segregation nach Lebensstilen zeigt damit ein Muster von konzentrischen Kreisen. Die Polarisierung der Agglomeration in statusniedrige und statushohe Regionen zeigt hingegen ein sektorales Muster. Die Sektoren durchlaufen die Kernstadt gleichermassen wie sämtliche Agglomerationsgürtel. Daraus ergeben sich einerseits stark individualisierte statusniedrige Regionen in den Städten und andererseits traditionelle suburbane Unterschichtgemeinden sowie statushohe und hochgradig individualisierte Wohngebiete in der Innenstadt wie auch statushohe Agglomerationsgemeinden, in denen die traditionell bürgerlichen Lebensweisen dominieren (vgl. Manuskript 2, Abb. 7, S. 27).

Damit können mit der in Kapitel 4 entwickelten theoriegeleiteten Sozialraumanalyse die Verteilungsmuster, die bereits durch die sozialökologischen Modelle für nordamerikanische Städte empirisch belegt sind, für die Agglomeration Zürich bestätigt werden. Die räumliche Verteilung nach Status verläuft nach Sektoren, jene nach Lebensstilen folgt einem konzentrischen Muster (vgl. Kap. 2.2.1).

Im Jahrzehnt zwischen den Volkszählungen von 1990 und 2000 hat sich die sektorale Ausprägung der Statusregionen konsolidiert. Der Gradient zwischen Kernstadt und Umland nach Individualisierungsgrad von Lebensstilen hat sich eher abgeschwächt. Die typisch urbanen Lebensformen wie Einpersonenhaushalt oder die Erwerbstätig-

keit von Müttern sind in die suburbane Agglomeration diffundiert. Eine Ausnahme bildet dabei die Lebensform der Wohngemeinschaft, die sich zum typisch urbanen Phänomen entwickelt hat (vgl. Manuskript 3).

Der zeitliche Vergleich zwischen 1990 und 2000 zeigt als augenfälligste Veränderung die markante sozioökonomische Aufwertung der Kernstadt (vgl. Manuskript 2, Abb. 6). Insbesondere die innenstadtnahen Quartiere haben sich von marginalisierten Regionen zu Wohngebieten einer urbanen Mittelschicht entwickelt. Die soziale Aufwertung der Kernstadt hat in einer Verschiebung der Statushierarchie in der Agglomeration Zürich geführt. Die Regionen am unteren Ende der Statusachse befinden sich im Jahr 2000 nicht mehr in der Innenstadt, sondern am Stadtrand und in Teilen der Agglomeration. Durch die Aufwertung der Kernstadt hat sich der 1990 noch existierende Zusammenhang zwischen Status und Lebensstil aufgehoben (vgl. Manuskript 2, Abb. 6, S. 26).

5.1.2 Segregation nach Nationalitäten

Die grossen regionalen Unterschiede bezüglich des Anteiles der ausländischen Bevölkerung sind grösstenteils durch die spezifische soziale Schichtung der verschiedenen Nationalitäten verursacht (vgl. Kap. 4.3). Daraus ergibt sich eine doppelte räumlich-soziale Polarisierung der Agglomeration: Die Segregation nach Nationalität bildet grösstenteils die Segregation nach sozioökonomischem Status ab, weil die Migranten aus südeuropäischen Ländern mehrheitlich einen tieferen sozioökonomischen Status haben als die Schweizer Bevölkerung und vor allem als die nord- und westeuropäischen Migranten. In den reichen Wohnregionen ist der Anteil der ausländischen Bevölkerung tendenziell gering. Die dort wohnhaften Ausländerinnen und Ausländer gehören tendenziell statushohen Schichten an und stammen mehrheitlich aus nord- und westeuropäischen Staaten. Dagegen haben die Wohnregionen der Schichten mit niedrigem sozioökonomischem Status hohe Anteile ausländischer Bevölkerung aus südeuropäischen Staaten (vgl. Manuskript 2, S. 18).

Damit kann für die ausländische Bevölkerung ein sektorales Muster festgestellt werden. Dieses Ergebnis widerlegt das Mehrkernmodell nach Harris & Ulmann (vgl. Kap. 2.1.2). Die Sektoren verlaufen wie beim Status von der Kernstadt über die administrativen Grenzen der Kernstadt hinweg an den Rand der Agglomeration. Vor allem in den Agglomerationsgemeinden haben die Anteile der ausländischen Bevölkerung

zwischen 1990 und 2000 zugenommen, so dass sich das sektorale Muster in diesem Zeitraum weiter ausgeprägt hat. Damit hat in diesem Zeitraum die ausländische Bevölkerung verstärkt an der Suburbanisierung teilgenommen und ihre Konzentration in der Kernstadt aufgelöst (vgl. Manuskript 3).

5.1.3 Segregation nach Alter

Beschreibung der räumlichen Verteilung nach Altersklassen

Entsprechend dem allgemeinen Trend in westlichen Industrienationen kann auch in der Agglomeration Zürich eine demographische Alterung festgestellt werden. Die demographische Alterung betrifft nicht alle Regionen in der Agglomeration im gleichen Masse. Die ländlichen und die städtischen Regionen sind von diesem Phänomen stärker geprägt als die suburbanen Regionen (Wanner et al. 2005). Diese regionalen Unterschiede sind hauptsächlich durch intraregionale Wanderungsströme verursacht.

Betrachtet man die Verteilung der Personen im 3. und 4. Lebensalter²⁵ in der Zürcher Agglomeration, so fällt der starke Altersgradient zwischen dem Kern und den Rändern auf. Der Anteil der Personen im dritten Lebensalter ist an den Agglomerationsrändern am geringsten und in der Innenstadt am höchsten. Im Vergleich zu 1990 hat sich das Gefälle zwischen der „überalterten Stadt“ und dem „jungen Umland“ jedoch abgeschwächt. Der Anteil der Betagten an der Gesamtbevölkerung ist in der Stadt gesunken und in den Agglomerationsgemeinden gestiegen, vor allem in den stadtnahen Agglomerationsgemeinden. Die am stärksten „überalterten“ Gebiete der Agglomeration sind im Jahr 2000 nicht mehr die Innenstadtquartiere, sondern die Stadtränder und stadtnahen Gemeinden des ersten Agglomerationsgürtels. Es scheint, als folge die „Welle der Überalterung“ mit 50-jähriger Verzögerung ringförmig der Suburbanisierungswelle von der Stadt ins Umland. Diese Verlagerung der räumlichen Konzentration der älteren Bevölkerung entsteht dadurch, dass die Generation der ehemaligen „Suburbanisierer“ älter wird und nun ins Betagtenalter eintritt (Manuskript 2). Dieser passive Prozess entsteht dadurch, dass die Umzugstätigkeit statistisch stark altersabhängig ist und die Betagten eine sehr geringe Umzugsmobilität aufweisen. Damit ist die Segregation nach Alterskategorien sehr stabil. Wohnstandorte der heute 50-

²⁵ Personen im 3. Lebensalter bezeichnen zwischen 65- und 80-Jährige, Personen im 4. Lebensalter über 80-Jährige.

Jährigen decken im Wesentlichen die Wohnstandorte der Betagten in der Zukunft ab (vgl. Manuskript 5, Abb. 3).

Prozesse der Veränderung der räumlichen Verteilung nach Altersklassen

Da durch die demographische Alterung die räumliche Verteilung der älteren Bevölkerung zunehmend an Bedeutung gewinnt, wird die oben beschriebene Querschnittsanalyse mit der Längsschnittsanalyse der Umzugsdaten verknüpft (vgl. Manuskript 5). Die Analyse der Um-, Zu- und Wegzüge Zürichs zeigt, dass die Umzugstätigkeit der älteren Bevölkerung in der Stadt Zürich zwischen 1991 und 2002 deutlich gestiegen ist. Diese gestiegene Umzugstätigkeit könnte verschiedene Auswirkungen auf die räumliche Verteilung der älteren Bevölkerung ausüben. So könnten die Umzüge die oben beschriebene Verlagerung der Konzentration der älteren Bevölkerung entweder verstärken oder abschwächen. Eine weitere Möglichkeit ist, dass diese Umzugsdynamik keinerlei Auswirkungen auf die räumliche Verteilung der älteren Bevölkerung hat, da die Umzüge vor allem nahräumlich innerhalb der direkten Wohnumgebung erfolgen.

Die Analyse zeigt, dass die über 50-Jährigen wie die Familien einen negativen Umzugssaldo mit dem Umland aufweisen. Die über 50-Jährigen ziehen also mehr aus der Stadt ins Umland als umgekehrt. Insbesondere die stadtnahen Gemeinden, die bereits durch das Älterwerden der „Suburbanisierer“ der Nachkriegszeit heute und in Zukunft überproportional von der Alterung der Gesellschaft geprägt sind, weisen einen deutlichen Wanderungsgewinn der über 50-Jährigen auf. Die Wohngebiete der Personen im 3. Lebensalter decken sich mit denjenigen Regionen, die einen Wanderungsgewinn der über 50-Jährigen aufweisen. Die Alterung betrifft in naher Zukunft also nicht mehr so sehr die Innenstadtquartiere, sondern vor allem die Stadtränder und stadtnahen Gemeinden (vgl. Manuskript 5). Da die Segregation nach Status einem sektoralen Muster folgt, betrifft dies sowohl statusniedrige als auch statushohe Gebiete (vgl. Kap. 5.1). Damit haben sich in Zeiten der Reurbanisierung nicht nur die Segregationsmuster der Status- und Lebensstilgruppen verändert, sondern auch die der älteren Personen (Heye & Leuthold 2004: 26).

Versorgung der älteren Bevölkerung mit Wohnraum

Die demographische Alterung stellt für die Anbieter von Wohnraum eine doppelte Herausforderung dar. Zum einen stellt das wachsende Altensegment die Investoren

vor bedeutende mengenmässige Herausforderungen in der Bestandesentwicklung, denn die „Alterswohnungen“ der kommenden Jahrzehnte sind grösstenteils gebaut. Zum anderen werden die auf Autonomie ausgerichteten Wohnwünsche der heutigen Alten kaum durch die bestehenden Wohnbauten befriedigt (Manuskript 5, S. 41).

Die Neigung, in den eigenen vier Wänden zu verbleiben (*ageing in place*), bildet bereits heute einen Haupttrend für ältere Nachfragerinnen und Nachfrager. Ein adäquates Wohnangebot für Ältere beinhaltet eine Kombination von Infrastruktur und Dienstleistungen. Dabei rückt gemäss Van Wezemaal (2005) der Mietwohnungssektor als Schlüsselbranche in den Vordergrund. Er identifiziert dabei die institutionellen und die (grösseren) Wohnbaugenossenschaften als jene Organisationstypen, die eine Ausrichtung auf *ageing in place* auf Basis ihrer Managementpraxis umsetzen und davon sogar profitieren könnten (Van Wezemaal 2005, Manuskript 5, S. 51).

Die Analyse zeigt, dass das Wohnungsangebot der relevanten Anbietertypen räumlich ungleich verteilt ist. In den Stadtrandquartieren sind überdurchschnittlich viele Wohnungen im Besitz von Wohnbaugenossenschaften und in den stadtnahen Regionen im suburbanen Raum sind überdurchschnittlich viele Mietwohnungen im Besitz von institutionellen Anbietern (vgl. Manuskript 5, S. 51). Damit deckt sich die räumliche Verteilung von Angebot und Nachfrage in einem nahezu kongruenten Muster.

Man kann also feststellen, dass bereits die jetzigen Segregationsmuster auf ein grosses Lösungspotential schliessen lassen. Die Umzugsmuster scheinen die Potentiale weiter zu erhöhen, da die potentiellen zukünftigen Nachfrager nach adäquatem Wohnraum zur Realisation von *ageing in place* entweder bereits dort wohnen oder in diejenigen Gebiete zuziehen, in denen viele Wohnungen im Besitz von institutionellen Anbietern sind. Damit lohnen sich nicht nur Investitionen in diesem Bereich in besonderem Masse, sondern es bliebe auch noch Zeit dies in der Realität umzusetzen. Allerdings sind sich die meisten Anbieter dieser Chancen, die sich daraus für sie ergeben, nicht bewusst (Van Wezemaal 2005) (vgl. Manuskript 5).

5.2 Die Schweizer Grossagglomerationen im Vergleich

5.2.1 Sozialräumliche Entwicklung der Schweizer Grossagglomerationen

Im Zuge der Überlagerung von Re- und Suburbanisierung haben die sozialräumlichen Prozesse in der Agglomeration Zürich eine vielschichtige Veränderung erfahren (vgl. Kap. 5.1). In einem weiteren Schritt wird geprüft, inwiefern sich diese Veränderungen in den anderen grossen Agglomerationen der Schweiz (Genf, Bern, Basel und Lausanne) beobachten lassen. Dazu werden alle fünf Agglomerationen im durch die Dimensionen Status und Lebensform aufgespannten Status-Individualisierungs-Diagramm²⁶ (kurz S-I-Diagramm) dargestellt. Eine Zeitspur markiert die Veränderung zwischen 1990 und 2000 (s. Abb. 8).

Obwohl Kernstädte enge funktionale und wirtschaftliche Verflechtungen mit ihrem Agglomerationsgürtel aufweisen, unterscheiden sich diese beiden Siedlungstypen in ihrem soziokulturellen Profil (s. Abb. 8). Die Teilung zwischen Kernstadt und Agglomerationsgürtel ist dabei nicht primär eine sozioökonomische. Die beiden Zonen unterscheiden sich hauptsächlich in Bezug auf ihren Individualisierungsgrad. Die Stadtquartiere verteilen sich auf der rechten Hälfte des S-I-Diagramms, während die Agglomerationsgemeinden links davon positioniert sind. In den meisten Kernstadtquartieren – auch in denen mit einem hohen Statuswert – dominieren individualisierte Lebensformen, während in den Agglomerationsgemeinden das traditionell bürgerliche Lebensmodell noch weit stärker verbreitet ist. Disparitäten im sozialen Status bestehen weniger zwischen als innerhalb der beiden Siedlungstypen. Die horizontale Differenzierung zwischen den Kernstädten und ihrem Agglomerationsgürtel ist ein Ausdruck der unterschiedlichen Standortqualitäten in den beiden Zonen der Agglomerationen.

Die teilweise bis heute verbreitete Vorstellung einer durch Abwanderung der bürgerlichen Schicht sozial degradierten Grossstadt kann also für alle fünf Grossagglomerationen nicht bestätigt werden (vgl. Kap. 2.3.2). Ein hoher sozialer Status ist heute nicht mehr an einen bürgerlichen Lebensstil geknüpft (vgl. Hermann et al. 2005). In

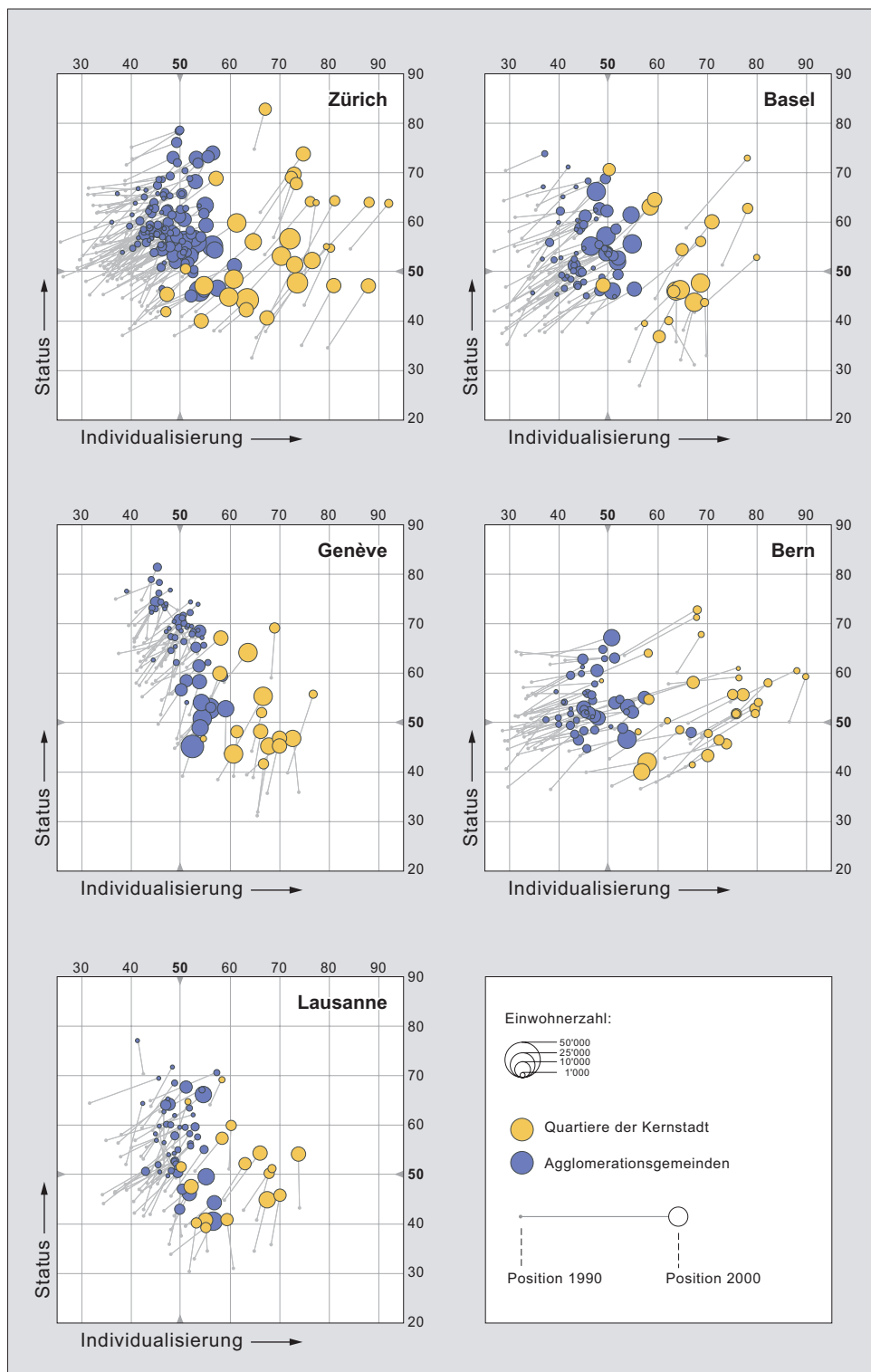
²⁶ Das Status-Individualisierungs-Diagramm wird durch die Disparitätsindizes Status- und Individualisierungsindex aufgespannt (vgl. Manuskript 3).

den Kernstädten existiert eine breite Bevölkerungsschicht von gut Ausgebildeten und beruflich gut Situierten mit individualisierten Lebensformen, seien es Personen in Einzelhaushalten oder Doppelverdiener ohne Kinder (vgl. Heye & Leuthold 2004, Manuskript 2).

Der Vergleich der fünf grossstädtischen Agglomerationen in der Schweiz zeigt die stärkste räumlich-soziale Polarisierung in Genf und Zürich. Diese beiden Agglomerationen sind nicht nur die grössten und dynamischsten, sondern sie haben als Zentren der internationalen Finanzwirtschaft auch den Charakter und die Eigenschaften von Global Cities (Sassen 1991). Diese sind charakterisiert durch global ausgerichtete Dienstleistungsunternehmen mit vielen hochqualifizierten Arbeitsplätzen und einen sich parallel dazu entwickelnden Sektor von unterstützenden Dienstleistungen mit gering qualifizierten Arbeitskräften (Sassen 1991). Während Lausanne und Basel eine mittlere Position einnehmen, ist die Polarisierung der Agglomeration Bern am schwächsten ausgeprägt. Die geringe soziale Polarisierung Berns liegt zum einen an der vergleichsweise schwachen wirtschaftlichen Dynamik in diesem Raum, zum anderen kommt darin auch seine spezifische Wirtschaftsstruktur zum Ausdruck. Der in der Hauptstadt Bern bestimmende staatliche Dienstleistungssektor weist insbesondere im Lohnbereich eine unterdurchschnittliche Polarisierung auf (vgl. Hermann et al. 2005).

Während die vertikale soziale Polarisierung im klassischen Sinn vor allem ein Produkt wirtschaftlicher Strukturen und Prozesse ist, kommen in der horizontalen Differenzierung der Lebensformen vermehrt kulturelle Unterschiede zum Ausdruck. Der Vergleich der Verteilungsmuster der fünf Grossagglomerationen im S-I-Diagramm (Abb. 8) zeigt systematische Unterschiede zwischen den Sprachregionen. In den drei deutschsprachigen Agglomerationen Zürich, Basel und Bern besteht eine stärkere Differenzierung der Lebensformen zwischen Kernstadt und Agglomerationsgürtel als in den beiden französischsprachigen. Eine ausgeprägte Pluralisierung der Lebensformen zwischen „bürgerlich-traditionell“ und „stark individualisiert“ ist also vor allem charakteristisch für die Deutschschweiz. Unterschiede in den Lebensstilen bilden dort folglich eine wichtige Triebkraft der Wohnstandortwahl (vgl. Hermann et al. 2005).

Die fünf Grossstadttagglomerationen in Bewegung



Status-Individualisierungs-Diagramme der fünf Grossstadttagglomerationen.
 Dargestellt ist die Position der Kernstadtquartiere (gelb) und der Agglomerationsgemeinden (blau) für das Jahr 2000. Die Zeitspuren zeigen die Veränderung gegenüber 1990.

Abb. 8: Die fünf Grossagglomerationen im Status-Individualisierungs-Diagramm im Vergleich (Hermann et al. 2005: 59)

Die französischsprachige Schweiz ist insgesamt stärker individualisiert als die deutschsprachige, so dass die Kluft auf der horizontalen Achse des sozialen Raumes zwischen traditionell-bürgerlichen und individualisierten Lebensstilen geringer ausfällt. Die Segregation ist dort bis heute vor allem durch Statusunterschiede bestimmt. Insbesondere in Genf konzentriert sich die Oberschicht ausserhalb der Kernstadt in den bürgerlichen Vororten am See, während die etwas stärker individualisierten Stadtquartiere im Durchschnitt deutlich tiefere Statuswerte haben als die Agglomerationsgemeinden (vgl. Hermann et al. 2005).

5.2.2 Reurbanisierung und Aufwertung der Kernstädte

Zwischen 1990 und 2000 haben sich gesamtschweizerisch die Statuswerte erhöht und der Grad der Individualisierung hat zugenommen. Dies zeigt sich in der Hauptrichtung der im S-I-Diagramm dargestellten Zeitspuren (s. Abb. 8). Mehrheitlich weisen diese nach rechts oben hin zu einem höheren Status und einer stärkeren Individualisierung. Interessant sind jedoch die Abweichungen vom allgemeinen Trend und die relativen Differenzen innerhalb der Grossstadtagglomerationen. So zeigt sich in Zürich, Basel, Genf und etwas weniger ausgeprägt auch in Lausanne eine relative soziale Aufwertung der Kernstadtquartiere gegenüber den Umlandgemeinden. In diesen Verschiebungen im sozial-räumlichen Gefüge kommt der in den 1990er-Jahren einsetzende Prozess der Reurbanisierung zum Ausdruck, d.h. die Wiederentdeckung der Kernstädte als attraktive Wohngebiete. Die Betrachtung der einzelnen Quartiere zeigt, dass insbesondere zentrumsnahe Quartiere einen starken Statusanstieg erfahren haben. Dabei handelt es sich um Quartiere mit stark urbanem Charakter und hohen Individualisierungswerten.

Eine Sonderstellung unter den grossen Agglomerationen nimmt Bern ein. Sowohl in der Kernstadt als auch im Umland blieb der Statusanstieg weit unter dem schweizerischen Durchschnitt. Eine eigentliche Gentrifizierung hat es in Bern bislang nicht gegeben. Auffällig ist eine im Vergleich zu den anderen Kernstädten weit stärkere Zunahme der Individualisierungswerte. Statt einer Gentrifizierung findet in Bern eher ein Prozess der „Entbürgerlichung“ statt. Postmaterialistische Werte und alternative Lebensformen werden zunehmend zu einem Charakteristikum der Bundeshauptstadt (vgl. Hermann & Leuthold 2004). Exemplarisch zeigt sich dies am egalitären Familienmodell, bei dem beide Elternteile teilzeiterwerbstätig sind. Dieses Modell ist in der

Schweiz nirgendwo so stark verbreitet wie in Bern. Grundlage dafür dürfte nicht zuletzt die vom staatlichen Sektor bestimmte Branchenstruktur sein, die günstige Rahmenbedingungen für die Umsetzung dieses Modells bietet (vgl. Hermann et al. 2005).

Eindrücklich ist im Untersuchungszeitraum die Verlagerung der Fremdsprachigkeit vom Stadtkern an die Ränder der Stadt und in die Agglomerationsgemeinden. Während in traditionell multikulturellen Innenstadtquartieren der grossen Kernstädte ein Rückgang der Fremdsprachigkeit festzustellen ist, erfuhren Stadtrandquartiere zwischen 1990 und 2000 einen sehr starken Anstieg des Fremdsprachigkeitsindex. Die Zunahme der Fremdsprachigkeit macht jedoch nicht an den Stadtgrenzen halt, sondern zeigt sich in ähnlichem Ausmass in den stadtnahen Agglomerationsgemeinden (vgl. Hermann et al. 2005).

5.3 Gentrifizierung und Marginalisierung in der Kernstadt Zürich

5.3.1 Charakterisierung der gentrifizierten und marginalisierten Quartiere

Mithilfe der Darstellung der Raumeinheiten im S-I-Diagramm der Agglomeration Zürich können die gentrifizierten und marginalisierten Quartiere der Stadt identifiziert werden (vgl. Manuskript 4, Abb. 1, S. 57). Die innenstadtnahen Quartiere Langstrasse und Gewerbeschule, die 1990 noch einen sehr niedrigen Statusindex aufwiesen, haben zwischen 1990 und 2000 einen deutlichen Statusindexanstieg zu verzeichnen und können demzufolge als gentrifizierte Quartiere bezeichnet werden. Die Stadtrandquartiere Saaten, Schwamendingen und Hirzenbach, die 1990 einen ähnlich niedrigen Statusindex wie die oben genannten gentrifizierten Quartiere hatten, haben zwischen 1990 und 2000 kaum einen Statusindexanstieg zu verzeichnen, so dass sie relativ zu den anderen Stadtquartieren an Status verloren haben und als marginalisierte Quartiere bezeichnet werden können. Marginalisierung als Anstieg des Anteils statusniedriger Bevölkerung kann damit für die Stadt Zürich nicht festgestellt werden. Dies ist Folge der allgemeinen Bildungsexpansion (vgl. Kap. 2.1), so dass bereits kein Statusindexanstieg als Marginalisierung gelten kann (vgl. Manuskript 4, S. 56 f.).

Die Analyse der verschiedenen Disparitätsindizes zeigt, dass der Lebensstil einen entscheidenden Einfluss auf die Prozesse der Gentrifizierung und Marginalisierung aus-

übt. Die gentrifizierten Quartiere sind stark durch individualisierte Lebensformen geprägt, während in den marginalisierten Quartieren der bürgerlich-traditionelle Lebensstil vorherrschend ist. Die Prozesse der Gentrifizierung und Marginalisierung haben zu einer Angleichung des Fremdsprachigkeitsindex in den betroffenen Quartieren zwischen 1990 und 2000 geführt. In den gentrifizierte Quartieren ist der Fremdsprachigkeitsindex in diesem Zeitraum von einem sehr hohen Ausgangswert auf einen in Bezug auf den städtischen Durchschnitt mittleren Wert gesunken, in den marginalisierten Quartieren ist er von einem tiefen auf einen durchschnittlichen Wert gestiegen. Von der demographischen Alterung sind die marginalisierten Quartiere allerdings überdurchschnittlich stark betroffen (vgl. Manuskript 4, S. 57f.).

5.3.2 Einfluss der Umzüge auf die sozialräumlichen Prozesse innerhalb der Kernstadt

Die oben vorgestellte Querschnittsanalyse wird in einem weiteren Schritt mit der Längsschnittsanalyse der Umzüge verknüpft. Die sozialräumlichen Umschichtungen innerhalb der Kernstadt Zürich stehen in einem engen Zusammenhang mit den Zu- und Wegzügen in die bzw. aus der Stadt sowie den innerstädtischen Umzügen. Die Migrationsverläufe in der Stadt folgen insgesamt einem recht deutlichen Muster: Die Innenstadtquartiere sind die hochdynamischen Quartiere mit einer hohen Fluktuationsrate²⁷, die gleichzeitig die Funktion von Ankunftsquartieren für Zuzügerinnen und Zuzüger von aussen innehaben. Von diesen Ankunftsquartieren diffundiert die Bevölkerung durch innerstädtische Umzüge in die Quartiere am Stadtrand. Die Stadtrandquartiere ihrerseits fungieren als Abwanderungsquartiere und haben eine relativ geringe Dynamik (s. Abb. 9).

Es besteht ein klar linearer Zusammenhang zwischen sozialer Auf- bzw. Abwertung und den Fluktuationsraten. Entgegen den gängigen Annahmen im Rahmen der sozialökologischen Debatte ist eine hohe Fluktuationsrate mit einer Statusaufwertung und nicht zwingend mit einer Marginalisierung verbunden (vgl. Manuskript 4, S. 61f.).

Die Stärke der Umzugsdynamik und die Richtung des Wanderungsgewinns (von aussen oder von innen) stehen also in enger Beziehung mit der sozioökonomischen Auf-

²⁷ Die Fluktuationsrate ist definiert als Anzahl der Umzüge in Bezug auf die Wohnbevölkerung (Personen mit wirtschaftlichem Wohnsitz) an einem Ort.

bzw. Abwertung der Stadtquartiere. Die gentrifizierten Innenstadtquartiere fallen in die Kategorie der hochdynamischen Ankunftsquartiere für Migrantinnen und Migranten, die eher marginalisierten Quartiere sind Abwanderungsquartiere mit geringer Fluktuation. Marginalisierung steht im beobachteten Zeitraum also im Zusammenhang mit einer Nettoabwanderung aus der Stadt, Gentrifizierung dagegen mit Zuwanderung von ausserhalb (vgl. Manuskript 4, S. 61f.).

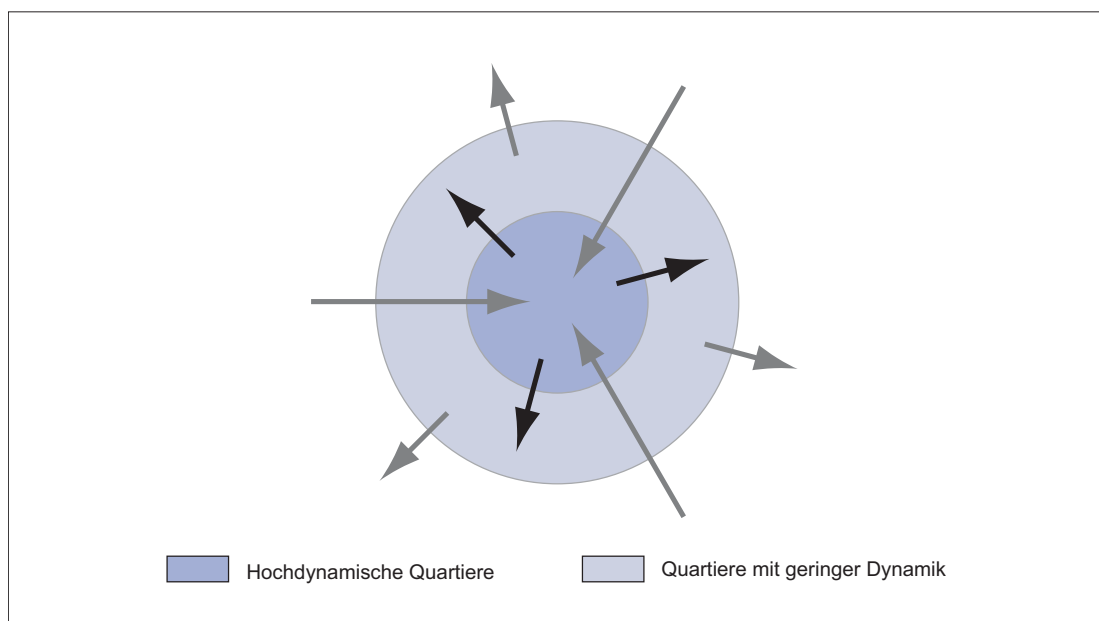


Abb. 9: Schematische Darstellung der Migrationsverläufe in der Stadt Zürich (Heye & Leuthold 2004: 72)

An den Auf- bzw. Abwertungsprozessen sind unterschiedliche Bevölkerungsgruppen beteiligt. Gentrifizierung ist mit einer überdurchschnittlichen Zuwanderung von Personen der Schweiz sowie Nord- und Westeuropas verbunden, bei einer gleichzeitig überdurchschnittlich hohen Abwanderung jener aus Südeuropa. Die Migrationsprofile der marginalisierten Quartiere sind vollständig komplementär dazu (s. Abb. 10). Mit der relativen sozioökonomischen Abwertung gehen demnach eine verstärkte Zuwanderung von ausländischen, meist südeuropäischen Familien und eine starke Abwanderung von Schweizer Einzelpersonen einher.

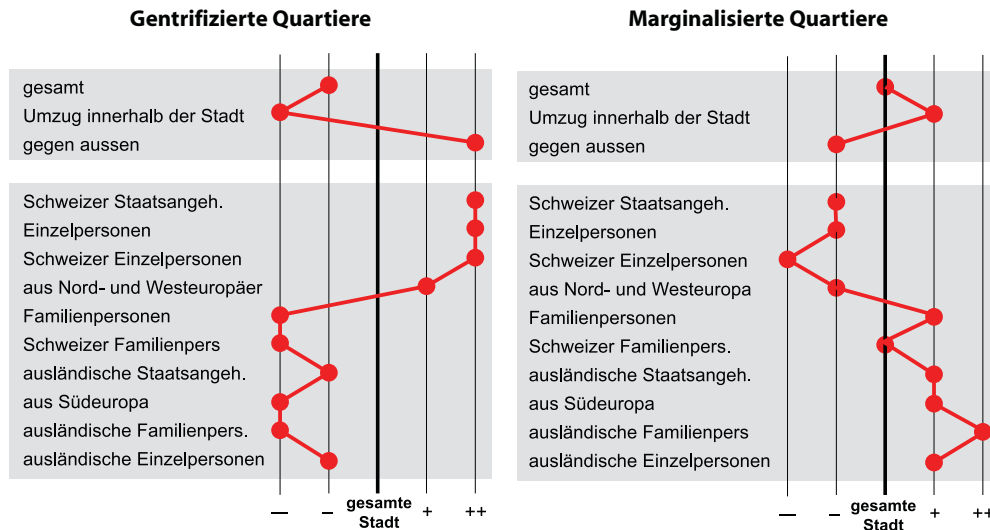


Abb. 10: Migrationsprofile (relative Wanderungssaldi) der gentrifizierten und marginalisierten Quartiere der Stadt Zürich von 1991 bis 2002

5.3.3 Einfluss der Bebauungsstruktur und des Wohnungsmarktes auf die sozialräumlichen Prozesse

In einem weiteren Schritt wurde der Einfluss der Bebauungsstruktur und des Wohnungsmarktes auf die Prozesse der Marginalisierung und Gentrifizierung analysiert, der in der Literatur postuliert oder beschrieben wird (vgl. Kap. 2.3.3, Manuskript 4). Es konnte nachgewiesen werden, dass die Prozesse der Marginalisierung und Gentrifizierung mit einer bestimmten Bebauungsstruktur in Verbindung stehen. So findet Gentrifizierung in Innenstadtquartieren statt, die mehrheitlich vor 1919 bebaut wurden und durch 5- bis 6-geschossige Blockrandbebauung geprägt sind. Mit den sozialen Aufwertungsprozessen in der Stadt Zürich ist bislang allerdings noch keine verstärkte Neubau- oder Sanierungstätigkeit in diesen Quartieren nachweisbar (vgl. Manuskript 4).

Marginalisierung ist hingegen vor allem in denjenigen Stadtrandquartieren zu beobachten, die zwischen 1946 und 1970 mit 3- bis 4-geschossigen Wohnsiedlungen in Zeilenbauweise überbaut wurden. In diesen Quartieren wird der Wohnungsmarkt von Wohnbaugenossenschaften dominiert, die zudem die geringen Fluktuationsraten in diesen Quartieren erklären. Im selben Zeitraum gab es einen grossen Anstieg des Anteils der ausländischen Bevölkerung, die zudem sprachlich schlecht integriert ist (vgl. Manuskript 4, S. 63).

5.4 Diskussion

Sozialräumliche Differenzierung der Schweizer Agglomerationen

Mittels der Indizes konnte nachgewiesen werden, dass die sozialökologischen Modelle, die eine sektorale Verteilung nach Status und eine konzentrische Verteilung nach Lebensstilen postulieren, noch ihre Gültigkeit besitzen (vgl. Friedrichs 1995, Heineberg 2006). Die Verteilung der Bevölkerung nach Nationalitäten hingegen weist entgegen dem Stadtstrukturmodell nach Harris & Ulmann ebenfalls ein sektorales Muster auf (vgl. Harris & Ulmann 1945, Friedrichs 1995, Heineberg 2006). Dabei verläuft die Differenzierung nach Nationalitäten nicht quer zu denen nach Status und Lebensstil, sondern wird grösstenteils durch sie erklärt.

Vor allem aufgrund der zunehmenden Mobilität wurde davon ausgegangen, dass sich die bestehenden Strukturen zugunsten einer grösseren Fragmentierung aufgelöst haben (Gaebe 2004). Dies kann aufgrund der hier vorgestellten Ergebnisse nicht bestätigt werden. Vielmehr gelten diese Modelle nun für die gesamte Agglomeration und nicht nur für die Kernstadt in ihren administrativen Grenzen. Es kommt also innerhalb der Agglomeration zu einer ausgeprägten Quartierbildung, wie sie meist nur für Städte beschrieben wird, da die meisten Studien lediglich die Kernstadt innerhalb ihrer administrativen Grenzen fokussieren (vgl. Kap. 2.3). Damit hat sich die Ausdehnung des Untersuchungsgebietes auf die gesamte Agglomeration bewährt.

Das Ende der A-Stadt

In allen grossen Agglomerationen der Schweiz zeigt sich eine starke soziale Aufwertung der meisten Kernstadtquartiere. Dadurch hat sich die soziale Hierarchie innerhalb der Agglomeration verschoben. Die Unterschiede zwischen Kernstadt und ihrem suburbanen Raum sind nicht länger sozioökonomischer Natur, sondern manifestieren sich vor allem in unterschiedlichen Lebensstilen. Damit hat der Begriff der A-Stadt als sozialer Brache, wo sich sozial marginalisierte Gruppen wie Alte, Arme, Arbeitslose, Auszubildende und ausländische Personen konzentrieren, seine Gültigkeit verloren (vgl. Frey 1990). Die meisten hier beschriebenen A-Stadt-Phänomene verlagern sich vielmehr aus den Kernstädten in den suburbanen Raum heraus.

Eindrücklich ist insbesondere die Verlagerung der Fremdsprachigkeit vom Stadtkern an die Ränder der Stadt und in die Agglomeration. Während in den traditionell multi-

kulturellen Innenstadtquartieren der grossen Kernstädte ein Rückgang der Fremdsprachigkeit festzustellen ist, erfuhren Stadtrandquartiere einen starken Anstieg der Fremdsprachigkeit. Die Zunahme der Fremdsprachigkeit macht jedoch nicht an den Stadtgrenzen halt, sondern zeigt sich in ähnlichem Ausmass in den stadtnahen Agglomerationsgemeinden. Diese Ergebnisse dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich auch heute noch bestimmte soziale Probleme in der Kernstadt konzentrieren. Die Schweizerische Sozialhilfestatistik belegt, dass die Sozialhilfequote in den städtischen Zentren dreimal höher als in den ländlichen Gemeinden und doppelt so hoch wie in den Agglomerationsgemeinden ist (Bachmann 2006: 5).

Es konnte gezeigt werden, dass die Reurbanisierung nicht nur für Status- und Lebensstilgruppen veränderte Segregationsmuster hervorbringt, sondern auch in der Dimension „Alter“. Die räumliche Konzentration der demographischen Alterung wurde deutlich abgeschwächt. Diese empirischen Ergebnisse scheinen im Widerspruch dazu zu stehen, dass neben einer altersgerechten Wohnung auch das Vorhandensein einer guten Infrastruktur wie Nahverkehr, Einkaufsmöglichkeiten und medizinische Versorgung sowie eine adäquate Ausgestaltung von öffentlichen und halböffentlichen Räumen von grosser Bedeutung für altersgerechtes Wohnen sind (Höpflinger 2004, Grosshans 2001, Zaugg et al. 2004). Dies könnte in der zunehmenden polyzentrischen Ausgestaltung der Agglomeration begründet liegen, die dazu führt, dass die nachgefragten Güter und Dienstleistungen dieses Nachfragesegments nicht mehr ausschliesslich in den Kernstädten vorzufinden sind (Thierstein et al. 2003).

Auch wenn die Suburbanisierung mit einer Abwanderung von Familien weiter anhält, so haben sich im Zuge der Reurbanisierung die negativen Folgen, die durch die anhaltende Suburbanisierung entstanden, doch deutlich abgeschwächt (Janos et al. 1997, Odermatt 2001). Es kann also nicht davon gesprochen werden, dass aufgrund der Reurbanisierung lediglich „islands of renewal in seas of decay“ (Berry 1985) entstünden. Eine treibende Rolle spielt dabei der soziale Wandel, der die so genannte „neue urbane Mittelschicht“ hervorgebracht hat (vgl. Kap. 2.1). Diese neue Mittelschicht weicht insbesondere im Bereich des Wohnens vom traditionell-bürgerlichen Lebensstil ab. Sie wohnen überwiegend in Einpersonen- oder Paarhaushalten, schätzen den urbanen Charakter der Innenstadtquartiere und ziehen die renovierte Altbauwohnung oder den Loft einem Haus im Grünen vor (Spellerberg 1996, Klee 2001, Brühl et al. 2005).

Durch die Aufwertung der Kernstädte und Verlagerung der A-Stadt-Phänomene in den suburbanen Raum werden in den Kernstädten reiche und arme Schichten unter einem politischen Dach vereint. Auch wenn die Kernstädte bis heute überdurchschnittlich hohe soziale Lasten zu tragen haben, können sie diese Disparitäten zunehmend intern ausgleichen, sollte sich dieser Trend weiter fortsetzen. Der suburbane Raum ist mit steigenden sozialen Lasten konfrontiert und zudem politisch in einzelne Gemeinden zersplittert, teilweise sogar über die kantonalen Grenzen hinweg. Während Bund und Kantone die Randregionen durch Subventionen und Investitionshilfe und die Zentren durch Lastenausgleich und Leistungsabgeltungen unterstützen, fallen die Vorstädte zunehmend durch die Maschen der Regionalpolitik (Hermann et al. 2006).

Gentrifizierung

Mithilfe der Kombination aus Quer- und Längsschnittsanalyse konnten einige gängige Annahmen der Gentrificationforschung, die auf der Basis von Querschnittsdaten und/oder Stichprobenerhebungen beruhten, überprüft werden (vgl. Kap. 2.3.3).

Es konnte bestätigt werden, dass vor allem „die urbane Mittelschicht“ an der Gentrifizierung beteiligt ist. In gentrifizierte Quartiere ziehen vor allem Einpersonen- und Paarhaushalte, und es herrschen individualisierte Lebensformen vor (Friedrichs 2000, Gaebe 2004, Brühl et al. 2005, Sandfuchs & Wehrhahn 2006). Es bestätigt sich weiter, dass dieser Wandel vor allem ein Konflikt verschiedener Lebensstilgruppen ist, bei dem es zu Verdrängungsprozessen kommt (Dangschat & Blasius 1994). Davon sind sowohl Schweizer und ausländische Familien als auch ausländische Einzelpersonen betroffen.

Für die gentrifizierten Quartiere hat dies zur Folge, dass eine Dominanz der Aktivbevölkerung zu beobachten ist. Hält die überproportionale Abwanderung der Familien an die Stadtränder an, könnten die gentrifizierten Quartiere zu „Lebensabschnitts-Quartieren“ einer jungen, gut ausgebildeten Mittelschicht werden. Dabei stellt sich die Frage, wohin es diese neue urbane Mittelschicht zieht, wenn auch sie Familien gründen. Die anhaltend hohen Wegzüge von Familien weisen zumindest darauf hin, dass der suburbane Raum weiterhin für Familien attraktiv bleibt. Problematischer als die „Verdrängung“ von Familien ist die „Verdrängung der ausländischen Bevölke-

rung“, die vor allem an die Stadtränder zieht, so dass dort vermehrt Integrationsaufgaben anstehen (s.u.).

Meist wird in der Literatur Gentrifizierung mit einer Aufwertung der baulichen Substanz in den betroffenen Quartieren in Verbindung gebracht (Dangschat & Blasius 1994, Glatter 2005). Dies konnte für die Stadt Zürich nicht nachgewiesen werden. Damit kann die These, dass mit Gentrifizierungsprozessen eine bauliche Aufwertung der Quartiere verbunden ist, aber noch nicht widerlegt werden. Dies könnte erst durch eine Analyse neuerer Daten erfolgen. Aber es bleibt festzuhalten, dass die baulichen Veränderungen – wenn überhaupt – mit einer grossen zeitlichen Verzögerung der sozialen Aufwertung folgen. Inwiefern dabei die spezifischen Bedingungen der Schweiz eine Rolle spielen kann hier nicht geklärt werden. Der steuerliche Anreiz, kontinuierlich in den Wohnungsbestand zu investieren, führt aber sicherlich dazu, dass ein Verfall der Bausubstanz in ganzen Stadtquartieren nicht zu beobachten ist, wie dies beispielsweise in den USA der Fall ist (Van Wezemaal 2005).

Marginalisierung

Im Zuge des sozialen Wandels haben sich die soziökonomischen Disparitäten aufgrund der sich vergrössernden Einkommensschere verschärft (Beck 1986, Lüdtke 1992, Hradil 1987), die in *Global Cities* besonders stark ausgeprägt ist (Sassen 1991). Dies konnte bereits in der Stadt Zürich bestätigt werden (vgl. Koll-Schretzenmayr et al. 2005). Die Befunde dieser Arbeit gehen nun einen Schritt weiter. Durch den Vergleich der fünf grössten Agglomerationen in der Schweiz konnte nicht nur gezeigt werden, dass in allen Agglomerationen eine sozialräumliche Polarisierung stattfindet, sondern auch, dass sich die in *Global Cities* stärkere soziale Polarisierung auch in einer stärkeren sozialräumlichen Polarisierungen niederschlägt (vgl. Kap. 2.3).

Diese sozialräumliche Polarisierung findet nicht nur innerhalb der Agglomeration statt, sondern auch innerhalb der Kernstadt in ihren administrativen Grenzen. Es kommt dadurch zu einer Ausbildung von marginalisierten Quartieren. Es handelt sich dabei um die Stadtrandquartiere, in die die „verdrängte“ Bevölkerung aus den gentrifizierten Quartieren zieht. Das auf den ersten Blick positive Ergebnis, dass sich die räumliche Ungleichverteilung der Integrationsaufgaben zwischen marginalisierten und gentrifizierten Quartieren abschwächt, muss damit zumindest teilweise revidiert

werden. Es bestätigt sich vor allem, dass die Verdrängung der alteingesessenen Bevölkerung die sozialräumliche Polarisierung verstärkt (Atkinson 2003).

Zudem ist der Wohnungsmarkt in diesen Quartieren durch den gemeinnützigen Wohnungsmarkt dominiert, so dass sich die ausländische Bevölkerung mit besonderen Restriktionen bei der Wohnungssuche konfrontiert sieht. Des Weiteren könnte ein problematisches Nebeneinander von stabilen Zonen des gemeinnützigen Wohnungsbaus, die eher dem Schweizer bürgerlich-traditionellem Milieu angehören, und dynamischen Zellen des privaten Mietmarktes mit einem hohen Anteil ausländischer Bevölkerung entstehen. Die sozialräumliche Polarisierung, die sonst zwischen verschiedenen Stadtquartieren zu beobachten ist, kommt dann auf engstem Raum innerhalb eines Stadtquartiers zum Tragen. Allerdings bietet gerade die Dominanz der gemeinnützigen Vermieter auf dem Wohnungsmarkt auch eine Chance, wenn diese sich stärker für die ausländische Bevölkerung öffnen. So stehen ihnen aufgrund ihrer Formen der Selbstverwaltung bessere Integrationsmöglichkeiten offen als dem privaten oder institutionellen Vermieter.

6 Fazit und Ausblick

Es konnte gezeigt werden, dass die mit dem Konzept der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse entwickelten Disparitätsindizes (vgl. Kap. 4) für eine Analyse von sozialräumlichen Strukturen und Prozessen geeignet sind. Dabei können sie sowohl zum Vergleich städtischer Teilräume als auch für vergleichende Analysen verschiedener Agglomerationen herangezogen werden (vgl. Kap. 5).

Der Kritik, dass solche Indizes nur zur Beschreibung der Bevölkerungsstruktur dienen, nicht aber zu ihrer Erklärung beitragen, muss grundsätzlich beigeprflichtet werden (Friedrichs 1988, Gaebe 2004). Nichtsdestotrotz konnten durch die Kombination der verschiedenen Disparitätsindizes nicht nur vielschichtige Veränderungen, sondern auch spezifische Problemlagen identifiziert werden, die direkte Auswirkungen auf Planung und Regionalpolitik haben (vgl. Kap. 5.4).

Zur Erklärung der sozialräumlichen Entwicklung könnten die hier entwickelten Indizes als abhängige Variable in Regressionsmodelle einfließen, wie in dieser Arbeit bereits geschehen. Damit könnte geprüft werden, inwiefern institutionelle oder bauliche Unterschiede die sozialräumlichen Prozesse beeinflussen.

Sehr spannend wäre zudem, das hier entwickelte Konzept der theoriegeleiteten Sozialraumanalyse auf andere Länder zu übertragen. Wie in Kapitel 4 ausgeführt, ist dies theoretisch für alle Länder möglich, die über eine ähnliche Sozialstruktur verfügen. Es müssen aber besondere Anforderungen an die Daten erfüllt werden (Vollerhebung, kleinräumige Verfügbarkeit der Daten, Einzelrecords), die in allen Ländern mit Volkszählung grundsätzlich erfüllt sein müssten. In diesen Ländern müsste nur noch die Datenverfügbarkeit überprüft werden. Eine Übertragung auf Deutschland wäre allerdings nicht möglich, da dort die letzte Volkszählung zu lange zurück liegt.

Nach der Übertragung des Konzeptes kann überprüft werden, ob die vorgestellten Erkenntnisse nur eine Schweizer Eigenart darstellen oder auch für andere Länder gültig sind. In diesem Zusammenhang wäre vor allem der Frage nachzugehen, inwieweit auch in anderen Ländern die Segregation nach Nationalitäten durch Lebensstil und Statusunterschiede erklärt werden können. In der Literatur werden sehr häufig nur die Ausländeranteile zur Identifikation marginalisierter Quartiere herangezogen. Die hier vorgestellten Ergebnisse zeigen allerdings, dass dies nicht ausreichend ist. So weisen

zum Beispiel die marginalisierten Quartiere Zürichs nur durchschnittliche Ausländeranteile auf.

In dieser Arbeit konnte gezeigt werden, dass die Kombination von Längs- und Querschnittsdaten aus Vollerhebungen zu einem vertieften Verständnis über die stattfindenden Prozesse führt. So konnten Annahmen zur Gentrifizierung, die auf Querschnitts- oder Stichprobendaten beruhten, – zumindest für Zürich – verifiziert werden. In einem weiteren Schritt könnte man dies auch für andere Städte in der Schweiz tun. Die Städte Genf und Basel verfügen über eine ähnliche Umzugsstatistik wie die Stadt Zürich, in der alle Umzüge enthalten sind.

Die hier vorgestellten Ergebnisse öffnen aber auch das Feld für kleinräumige Bevölkerungsprognosen. Bislang sind diese sehr fehlerbehaftet, da eine genaue Kenntnis über die Umzugswahrscheinlichkeit von Gebiet A nach Gebiet B fehlt. Dies ist deshalb besonders problematisch, da vor allem in urbanen Räumen Umzüge der Motor der residentiellen Segregation sind. In dieser Arbeit konnte nachgewiesen werden, dass die Migrationsverläufe für verschiedene Bevölkerungskategorien sehr unterschiedliche Muster aufweisen. Damit wäre es nun relativ einfach, Wahrscheinlichkeiten für verschiedene Bevölkerungskategorien für einen Umzug von A nach B zu bestimmen. Mithilfe solcher Wahrscheinlichkeiten wäre es nun möglich, kleinräumige Bevölkerungsprognosen für Stadtquartiere zu erstellen. Dabei wäre eine Berechnung mithilfe von Markov-Ketten denkbar, die häufig für grossräumige Bevölkerungsprognosen verwendet werden (Schmid 1974, Serfozo 2005).

Diese Arbeit hat weiter gezeigt, dass die sozialräumlichen Umschichtungen innerhalb der Kernstadt in einem engen Zusammenhang mit den Zu- und Wegzügen bestimmter Teile der Bevölkerung stehen. Damit wäre es möglich, ein Prognoseinstrument für sozialräumliche Prozesse zu entwickeln.

Literatur

- Alisch, M. & J.S. Dangschat (1998): Armut und soziale Integration. Opladen.
- Alisch, M. & W. zum Felde (1990): „Das gute Wohngefühl ist weg!“ Wahrnehmungen, Bewertungen und Reaktionen im Vorfeld der Verdrängung. In: Blasius, J. & J.S. Dangschat (Hrsg.): Gentrification. Die Aufwertung innenstadtnaher Wohnviertel. Frankfurt am Main. S. 277–300.
- Allmendinger, J. & W. Ludwig-Mayerhofer (2000): Sozialstruktur: Auf der Suche nach der verloren gegangenen Ungleichheit. In: Soziologische Revue. Sonderheft 5 (2000). S. 265-278.
- ARE & UVEK (2005): Raumentwicklungsbericht 2005. Bern.
- Atkinson, R. (2003): Introduction: Misunderstood Saviour or Vengeful Wrecker? The Many Meanings and Problems of Gentrification. In: Urban Studies, Vol. 40, Nr. 12. S. 2343–2350.
- Bachmann, M. (2006): Städteinitiative fordert Finanzausgleich. In: Zeitschrift für Sozialhilfe. 103. Jahrgang, Nr. 3. S. 4-6.
- Bahrenberg, G.; Giese, E. & J. Nipper (2003): Statistische Methoden der Geographie. Band 2: Multivariate Statistik. Stuttgart.
- Beauregard, R.A. (1990): Trajectories of Neighbourhood Change: The Case of Gentrification. In: Environment and Planning, No. 22. S. 855–874.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.
- Beck, U. (2001): Das Zeitalter des „eigenen Lebens“. Individualisierung als „paradoxe Sozialstruktur und andere offene Fragen“. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29, S. 3-6.
- Berry, B.J.L. (1985): Islands of Renewal in Seas of Decay. In: Peterson, P.E. (Hrsg.): The New Urban Reality. Washington DC. S. 69–96.
- Blasius, J. (1996): Neue Lebensstile und Wohnformen. Der Wandel von innenstadtnahen Wohngebieten infolge der Wiederaufwertung. In: Schäfers, B. & G. Wewer (Hrsg.): Die Stadt in Deutschland. Soziale, politische und kulturelle Lebenswelt. Opladen S. 183-199.

- Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, In Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen. S. 183-198.
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt am Main. S. 25-34.
- Bourdieu, P. (1994): Die feinen Unterschiede. Kritik an der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, P. (1997): Ortseffekte. In: Bourdieu, P. et al. (Hrsg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz. S. 159-167.
- Breen, R. & D. B. Rottman (1995): Class Stratification. A Comparative Perspective. New York.
- Bremer, P. (2000): Ausgrenzungsprozesse und die Spaltung der Städte. Zur Lebenssituation von Migranten. Opladen.
- Brühl, H.; Echter, C.-P.; Frölich von Bodelschwingh, F. & G. Jekel (2005): Wohnen in der Innenstadt – eine Renaissance? Difu-Beiträge zur Stadtforschung No. 41.
- Bühler, E. (2001): Frauen- und Gleichstellungsatlas Schweiz. Zürich.
- Castells, M. (1989). The Informational City. Information, Technology, Economic Restructuring and the Urban-Regional Process. Cambridge, Basil Blackwell.
- Chapman, N. J.; Howe, D. A. (2001): Accessory Apartments: Are They a Realistic Alternative for Ageing in Place? In: Housing Studies. 16(5). S. 637-650.
- Clark, E. (1992): On Blindness, Centrepieces and Complementarity in Gentrification Theory. Transactions of the Institute of British Geographers. No. 17. S. 358–362.
- Dangschat, J. S. & J. Blasius (Hrsg.) (1994): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden. Opladen.
- Dangschat, J.S. (1994): Lebensstile in der Stadt. Raumbezug und konkreter Ort von Lebensstil und Lebensstilisierungen. In: Dangschat, J.S. & J. Blasius (Hrsg.): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden. Opladen. S. 335-354.

- Dangschat, J.S. (1996): Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung? – Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und von Lebensstilen. In: Schwenk (Hrsg.): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Opladen. S. 99-135.
- Dinkel, R. (1989): Demographie. Band 1: Bevölkerungsdynamik. München.
- Duncan, O. & B. Duncan (1955): A methodological Analysis of Segregation Indexes. In: American Sociological Review. Vol. 20. S. 210-217.
- Ecoplan (2004): Verteilung des Wohlstands in der Schweiz. Bern.
- Eder Sandtner, S. (2005): Neuartige residentielle Stadtstrukturmuster vor dem Hintergrund postmoderner Gesellschaftsentwicklungen. Eine geographische Analyse städtischer Raummuster am Beispiel von Basel. Basler Beiträge zur Geographie. Band 50.
- Fainstain, S.; Gordon I. & M. Harloe (1992): Divided Cities: New York and London in the Contemporary World. Cambridge.
- Farwick, A. (2001): Segregierte Armut in der Stadt. Ursachen und soziale Folgen der räumlichen Konzentration von Sozialhilfeempfängern. In: Häussermann, H.; Ipsen, D.; Krämer-Badoni, T.; Läßle, D.; Rodenstein, M. & W. Siebel (Hrsg.): Stadt, Raum und Gesellschaft. Band 14. Opladen.
- Flanagan, W.G. (1993): Contemporary urban sociology. Cambridge.
- Frey, R. L. (1990): Städtewachstum. Städtewandel. Eine ökonomische Analyse der schweizerischen Agglomerationen. Basel, Frankfurt am Main.
- Friedmann, J. (1986): The world city hypothesis: In. Development and Change. 17 (1). S. 69-83.
- Friedrichs, J. & R. Kecskes (1996): Gentrification. Theorie und Forschungsergebnisse. Opladen.
- Friedrichs, J. (1988): Stadtsoziologie wohin? In: Friedrichs, J. (Hrsg.): Soziologische Stadtforschung. Opladen. S. 7-17.
- Friedrichs, J. (1995): Stadtsoziologie. Opladen.

- Friedrichs, J. (1996): Gentrification: Forschungsstand und methodologische Probleme. In: Friedrichs, J. & R. Kecskes (Hrsg.) Gentrification. Theorie und Forschungsergebnisse. Opladen. S. 13-40.
- Friedrichs, J. (2000): Gentrification. In: Häussermann, H. (Hrsg.): Grossstadt. Soziologische Stichworte. Opladen. S. 57–67.
- Gächter, E. (2005): Sozialraumanalyse 1990/2000 der Stadt und Region Bern. Herausgegeben durch Verein Region Bern und Statistikdienste der Stadt Bern.
- Gächter, E. (2006): Sozialraumanalysen 1990/2000: Stadt Bern nach Quartieren. Herausgegeben durch Statistikdienste der Stadt Bern.
- Gaebe, W. (2004): Urbane Räume. Stuttgart.
- Geiger, T (1955): Schichtung. In: Bernsdorf, W. & F. Bülow (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart. S. 186-205.
- Geiling, H. (2001): Zum Verhältnis von Gesellschaft, Milieu und Raum. Ein Untersuchungsansatz zu Segregation und Kohäsion in der Stadt. Hannover.
- Geissler, R. (2002): Die Sozialstruktur Deutschlands. Die gesellschaftliche Entwicklung vor und nach der Vereinigung. Mit einem Beitrag von Thomas Meyer. Wiesbaden.
- Georg, W. (1998): Soziale Lage und Lebensstil: eine Typologie. Opladen.
- Giddens, A. (1984): The constitution of society. Outline of the theory of structuration. Cambridge, Mass.
- Giddens, A. (1994): Die Konsequenzen der Moderne. Frankfurt am Main.
- Giddens, A. (Hrsg.) (1997): Sociology. Introductory Readings. Padstow.
- Glatter, J. (2005): Gentrification in Ostdeutschland – untersucht am Beispiel der Dresdner Äusseren Neustadt. Dissertation an der Technischen Universität Dresden.
- Gottdiener, M. (1994): The New Urban Sociology. New York.
- Grosshans, H. (2001): Wohnumfeld und Quartiersgestaltung. Für das Wohnen im Alter im Generationenverbund. Stuttgart.

- Gutfleisch, R. (2001): Sozialräumliche Differenzierung in Frankfurt am Main – eine Untersuchung auf der Grundlage einer Faktoren- und Clusteranalyse. In: 75 Jahre Rhein-Mainische Forschung 1925 – 2000. Heft 119. S. 195-226.
- Hamnett, C. & B. Randolph (1986): Tenurial Transformation and the Flat Break-up Market in London. The British Condo Experience. In: Smith, N. & P. Williams (Hrsg.): Gentrification of the City. London. S. 121–152.
- Harris, C.D. & E.L. Ullmann (1945): The Nature of Cities. In: Annals of American Academy of Political and Social Science 242. S. 7-17.
- Hartmann, R.; Hitz, H.; Schmid, C. & R. Wolff (1986): Theorien zur Stadtentwicklung. In: Gesellschaft zur Förderung regionalwissenschaftlicher Erkenntnisse e.V. (Hrsg.): Geographische Hochschulmanuskripte. Heft 12. Oldenburg.
- Häussermann, H. & W. Siebel (1996): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim, München.
- Häussermann, H. & W. Siebel (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt, New York.
- Heineberg, H. (2006). Grundriß Allgemeine Geographie: Stadtgeographie. Paderborn.
- Helbrecht, I. (1997): Stadt und Lebensstil. Von der Sozialraumanalyse zur Kulturräumenanalyse? In: Erde 128. H. 1. S. 3-16.
- Herlyn, U. (1990): Leben in der Stadt. Lebens- und Familienphasen in städtischen Räumen. Opladen.
- Hermann, M. & H. Leuthold (2002): The Consequences of Gentrification und Marginalisation on Political Behaviour. In: Proceedings to the Conference „Upward Neighbourhood Trajectories: Gentrification in a New Century“. 26. & 27. September 2002, Department of Urban Studies, University of Glasgow.
- Hermann, M. & H. Leuthold (2004): Bern hat Basel links überholt. In: Bund, 7. Dezember 2004.
- Hermann, M.; Heye, C. & H. Leuthold (2005): Soziokulturelle Unterschiede in der Schweiz - Vier Indizes zu räumlichen Disparitäten, 1990–2000. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.

- Hermann, M.; Heye, C. & H. Leuthold (2006): Die Agglomerationen als Auffangbecken für Arme. In: Zeitschrift für Sozialhilfe. 103. Jahrgang, Nr. 3. S. 8-9.
- Hermann, S. & G. Meinlschmidt (1995): Sozialstrukturatlas Berlin. Erste gemeinsame Berechnung für alle Bezirke. Berlin.
- Heye, C. & H. Leuthold (2004): Segregation und Umzüge in Stadt und Agglomeration Zürich. Zürich.
- Heye, C. & H. Leuthold (2005): Segregation in der Stadt Winterthur und Umgebung. Bevölkerungsverteilung 1990 und 2000 in der Stadt und Region Winterthur im Vergleich mit der Agglomeration Zürich. In: statistik.info - Daten, Informationen, Analysen, Nr. 5/2005.
- Höpflinger, F. & A. Stuckelberger (1999): Demographische Alterung und individuelles Altern. Ergebnisse aus dem nationalen Forschungsprogramm Alter, Viellebense. Zürich.
- Höpflinger, F. (2004): Traditionelles und neues Wohnen im Alter. Zürich.
- Houben, P.P.J. (1997): Challenges in the modernisation of Dutch housing and care for the elderly. In: Housing Studies. 12(3). S. 355-366.
- Houben, P.P.J. (2001): Changing housing for the elderly and co-ordination issues in Europe. In: Housing Studies. 16(5). S. 651-673.
- Hoyt, H. (1939): The Structure and Growth of Residential Neighborhoods in American Cities. Washington.
- Hradil, S. (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klasse und Lagen zu Lagen und Milieus. Opladen.
- Hradil, S. (1992): Zwischen Bewusstsein und Sein. Die Vermittlung „objektiver“ und subjektiver Wahrnehmungen. Opladen.
- Hradil, S. (1996): Sozialstruktur und Kultur. Fragen und Antworten zu einem schwierigen Verhältnis. In: Schwenk, O. G. (Hrsg.): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Sozialstrukturanalyse Band 7. Opladen. S. 13-30.
- Hradil, S. (2001): Soziale Ungleichheit in Deutschland. 8. Auflage. Opladen.

- Huissod, T.; Stofer, S.; da Cunha, A. & M. Schuler (1999). Structures et tendances de la différenciation dans les espaces urbains en Suisse. Rapport de recherche No. 145. PNR 39 „Migrations et relations interculturelles”. Lausanne.
- Inglehart, R. (1971). "The Silent Revolution: Intergenerational Change in Post-industrial Societies." In: American Political Science Review. 65 (4). S. 991–1017.
- Janos, E.; Odermatt, A. & D. Wachter (1997): Sozioökonomische Strukturen im Raum Zürich. Soziale und funktionale Entmischung im Raum Zürich: Ursachen, Probleme Handlungsmöglichkeiten. Wirtschaftsgeographie und Raumplanung, Vol. 27.
- Janssen, J. & W. Laatz (2005): Statistische Datenanalyse mit SPSS für Windows. Eine anwendungsorientierte Einführung in das Basissystem und das Modul Exakte Tests. Hamburg.
- Kerbo, H. (2000): Social Stratification and Inequality. Class Conflict in Historical, Comparative, and Global Perspective. Boston.
- Kirby, M. (1999): Stratification and Differentiation. Houndmills.
- Klee, A. (2001). Der Raumbezug von Lebensstilen in der Stadt. Ein Diskurs über eine schwierige Beziehung mit empirischen Befunden aus der Stadt Nürnberg. Passau.
- Knox, P.L. (1995): Urban social geography. An introduction. Harlow.
- Kohonen, T. (2001): Self-Organizing Maps. Springer Series in Information Sciences, Vol. 30, Berlin, Heidelberg, New York.
- Koll-Schretzenmayr, M.; Ritterhoff, F. & W. Siebel (2005): Wie global ist die Weltstadthypothese? Sozial und räumliche Polarisierung in der europäischen Stadt. Das Beispiel Zürich. disP, Nr. 163, Vol. 42 (1), S. 16–29.
- Läpple, D. (1991): Gesellschaftszentrisches Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt am Main, New York. S. 35-46.

- Lauria, M. (1997): Introduction: Reconstruction Urban Regime Theory. In: Lauria, M. (Hrsg.): *Reconstructing Urban Regime Theory: Regulating Urban Politics in a Global Economy*. Thousand Oaks. S. 1-12.
- Laurie, A.J. & N.K. Jaggi (2003): Role of 'Vision' in Neighbourhood Racial Segregation: A Variant of the Schelling Segregation Model. In: *Urban Studies*, Vol. 40, No. 13, S. 2867-2704.
- Ley, D. (1996): *The New Middle Class and the Remaking of the Central City*. Oxford.
- Lichtenberger, E. (1996): Stadtmodelle – Reflexionen zur Forschungsgeschichte. In: *Berliner geographische Studien*. Band 14. S. 1-12.
- Müller, H.-P. (1989): Lebensstile. Ein neues Paradigma der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Jg. 41. H. 1. S. 53-71.
- Murdie, R.A. (1969): *Factorial Ecology of Metropolitan Toronto (1951-1961) – An Essay on the Social Geography of the City*. Chicago.
- Nohlen, D. & F. Grotz (Hrsg.) (2007): *Kleines Lexikon der Politik*. München.
- Odermatt, A. (2001): Mehr Wohneigentum in der Stadt? Wandel der Wohnungsmarktpolitik in der Stadt Zürich als Reaktion auf selektive Zu- und Abwanderung und Steuererosion. In: *Dresdner Geographische Beiträge*. H. 7. S. 115-130.
- Park, R.E.; Burgess, E.W. & R. McKenzie (1925): *The City*. Chicago.
- Plöger, W. (2003): Einführung der Sinusmilieus in der Schweiz.
http://www.publisuisse.ch/media/pdf/research/sinus/de/150903_referat_ploeger.pdf
- Riege, M. & H. Schubert (2002): Einleitung: zur Analyse sozialer Räume ein interdisziplinärer Integrationsversuch. In: Riege, M. & H. Schubert (Hrsg.): *Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis*. Opladen. S. 7-58.
- Rothman, R. (1999): *Inequality and Stratification. Race, Class, and Gender*. Upper Saddle River.

- Sandfuchs, K. & R. Wehrhahn (2006): Image, Multikulturalität und Stadterneuerung: Potenzielle Faktoren für Gentrification, untersucht in Lavapiés (Madrid). In: Gans, P.; Prieb, A. & R. Wehrhahn (Hrsg.): Kulturgeographie der Stadt. Kieler Geographische Schriften. Band 111. Kiel.
- Sassen, S. (1991): The Global City. New York.
- Schelling, T.C. (1978): Micromotives and Macrobehavior. New York.
- Schmid, B. (1974): Bevölkerungsprognose, Migration und Markov-Ketten. Berichte zur Orts-, Regional- und Landesplanung. Nr. 33.
- Schneider-Sliwa, R. (1998): Städte unter neuen Rahmenbedingungen: Trends und Chancen. In: Regio Basiliensis. 39. Jg., H. 2. S. 111–121.
- Schön, K.P. & W. Strubelt (1996): Agglomerationsräume in Deutschland. Ansichten, Einsichten, Aussichten – Eine Einführung. In: Akademie für Raumentwicklung und Landesplanung (Hrsg.): Agglomerationsräume in Deutschland. Ansichten, Einsichten, Aussichten. Hannover. S. 3-25.
- Schuler, M. & D. Joye (1997): Die Raumgliederungen der Schweiz. 2. veränderte Auflage. Bundesamt für Statistik. Bern.
- Schulze, G. (1994): Milieu und Raum. In: Noller, P.; Prigge, W. & K. Ronneberger (Hrsg.): Stadt-Welt. Über die Globalisierung städtischer Milieus. Frankfurt am Main, New York. S. 40-53.
- Serfozo, R. F. (2005): Reversible Markov Processes on general spaces and spatial migration processes. In: Advances in Applied Probability. 37. S. 801-818.
- Shevky, E. & M. Williams (1949): The social areas of Los Angeles - analysis and typology. Berkeley.
- Shevky, E. & W. Bell (1961): Social Area Analysis. In: Theodorson, G. (Hrsg.): Studies in Human Ecology. New York. S. 226–235.
- SINUS (2000): Kurzinformationen zu den Sinus-Milieus 2000. Heidelberg.
- Smith, N. (1979): Towards a Theory of Gentrification: A Back-to-the-City Movement by Capital, not by People. In: Journal of the American Planners Association. No. 45. S. 538–548.

- Spellerberg, A. (1996): Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland. Berlin.
- Steffen, H. & T. Schulz (2005): Gemeindegruppen als Werkzeug der Analyse und Diffusion von Gemeindedaten. Bundesamt für Statistik. Neuchâtel.
- Steinbach, J.; Holzhauser, A. & K. Neudecker (2001): Die „historische Sozialraum-analyse“ als Instrument zur Identifikation von Planungsproblemen. In: Raumforschung und Raumordnung. Heft 1, 59. Jg. S. 6-18.
- Susser, I. (Hrsg.) (2002): The Castells Reader on Cities and Social Theory. Malden, Oxford.
- Sweetser, F. L. (1965): Factorial Ecology. In: Demography. H. 1. S. 372–386.
- Thierstein, A.; Dümmler, P. & C. Kruse (2003): Zu gross, um wahr zu sein? Die Europäische Metropolregion. In: disP 152. Vol. 39 (1). S. 87-94.
- Van Wessel, J. (1994): Gentrification as a Research Frontier. Progress in Human Geography No. 18. 1. S. 74–83.
- Van Wezemael, J.E. (2004): Dynamisierung einer binnenorientierten Branche: Die Schweizer Wohnimmobilienwirtschaft im Umbruch. In: Geographische Zeitschrift. 92(1/2). S. 59-75.
- Van Wezemael, J.E. (2005): Investieren im Bestand. Eine handlungstheoretische Analyse der Erhalts- und Entwicklungsstrategien von Wohnbau-Investoren in der Schweiz. St. Gallen.
- Vester, M.; von Oertzen, P.; Geiling, H.; Hermann, T. & D. Müller (1993): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Köln.
- Wanner, P. (2004): Migration und Integration. Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz. Bundesamt für Statistik. Neuchâtel.
- Wanner, P.; Sauvain-Dugerdil, C.; Guilley, E. & C. Hussy (2005): Alter und Generationen. Das Leben in der Schweiz ab 50 Jahren. Bundesamt für Statistik, Neuchâtel.

- Warmelink, F. & K. Zehner (1996): Sozialraumanalyse der Großstadt. Ein altes Thema aus neuem Blickwinkel der Angewandten Geographie am Beispiel Köln. In: Standort - Zeitschrift für Angewandte Geographie, 19. Jg., H. 2. S. 14 -19.
- Wimmer, A.; Karrer, D.; Stienen, A. & E. Rebekka (2000): Integration – Segregation: Interkulturelle Beziehungen in Basel Bern und Zürich. Schlussbericht im Rahmen des NFP 39 "Migration und Interkulturelle Beziehungen". Bonn, Bern, Zürich.
- Zapf, W.; Breuer, S.; Hampel, J.; Krause, P.; Mohr, H.-M.; Weick, S. & E. Wiegand (1987): Individualisierung und Sicherheit – Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. München.
- Zaugg, V.; Van Wezemael, J. & A. Odermatt (2004): Wohnraumversorgung für ältere Menschen: ein Markt? In: Geographica Helvetica. 59. Jahrgang, Heft 4. S. 313-321.
- Zehner, K. (2004): Die Sozialraumanalyse in der Krise? Denkanstösse für eine Modernisierung der sozialgeografischen Stadtforschung. In: Erdkunde. Bd. 58/2004. S. 53-61.

Quellen:

- Bundesamt für Statistik (BfS): Eidgenössische Volkszählung 2000.
- Bundesamt für Statistik (BfS): Eidgenössische Volkszählung, harmonisiert 1970-2000.
- Statistik Stadt Zürich: Umzugsstatistik der Stadt Zürich 1991-2002

TEIL 2

Manuskript 1:

Heye, C. & H. Leuthold (2005): Theory-based social area analysis: an approach considering the conditions of a post-industrial society. In: Tenedorio, J.A. & R.P. Juliao (eds.): 14th European Colloquium on Theoretical and Quantitative Geography 2005, Proceedings. _____ **93**

Manuskript 2:

Heye, C. & H. Leuthold (2006): Sozialräumlicher Wandel in der Agglomeration Zürich. Konsequenzen von Suburbanisierung und Reurbanisierung. In: disP Nr. 164. Vol. 42 (1), S. 16 - 29. _____ **103**

Manuskript 3:

Hermann, M.; Heye, C. & H. Leuthold (2006): Drei Indizes zu räumlichen Disparitäten – theoriegeleitete Sozialraumanalyse unter den Bedingungen einer pluralisierten und individualisierten Gesellschaft. In: Meyer, F. (Hrsg.): Wohnen - Arbeit - Zuwanderung. Stand und Perspektiven der Segregationsforschung. Beiträge zur europäischen Stadt- und Regionalforschung. Münster. Im Druck. _____ **119**

Manuskript 4:

Heye, C. & A. Odermatt (2006): Einfluss der Umzüge auf die sozial-räumlichen Prozesse im urbanen Raum Zürichs. In: disP Nr. 164. Vol. 42 (4), S. 52 – 64. _____ **137**

Manuskript 5:

Heye, C. & J.E. Van Wezemaal (2007): Herausforderungen des soziodemographischen Wandels für die Wohnbauindustrie. In: disP Nr. 169. Vol. 43 (2). Im Druck. _____ **153**

Manuskript 1:

Heye, C. & H. Leuthold (2005):

**Theory-based social area analysis: an approach considering
the conditions of a post-industrial society.**

**In: Tenedorio, J.A. & R.P. Juliao (eds.): 14th European Col-
loquium on Theoretical and Quantitative Geography 2005,
Proceedings.**

THEORY-BASED SOCIAL AREA ANALYSIS: AN APPROACH CONSIDERING THE CONDITIONS OF A POST-INDUSTRIAL SOCIETY

Corinna HEYE and Heiri LEUTHOLD

University of Zurich

In this paper, we discuss the needs for an adequate model to analyze socio-spatial differentiation in post-industrial societies and propose a theoretically and empirically verified method for urban social area analysis. Since the early 1970s due to social change, individualisation, and pluralism of lifestyle, the terms of social inequality and socio-spatial differentiation changed. Existing quantitative methods for urban social area analysis do not reflect those profound changes. We propose the concept of social space envisaged by Pierre Bourdieu as a theoretical model for the socio-spatial differentiation of urban space. We present an empirical implementation of the model on the Greater Area of Zurich. An important part is the operationalisation of the dimensions social status and lifestyle through variables derived from data of a complete population count like census data. The proposed model can be applied to other European urban areas, provided appropriate data is available.

KEYWORDS

urban geography, social area analysis, segregation, lifestyle

INTRODUCTION

Since the early 1970s, intense processes of urban restructuring have redefined the social and cultural meaning of urban living and urbanity. Due to social change, individualisation, and pluralism of lifestyles, the terms of social inequality and socio-spatial differentiation changed in post-industrial society. Lifestyle became an important determinant of the choice of residence. Existing quantitative methods for urban social area analysis do not reflect those profound changes. In this paper, we discuss the needs for an adequate model to analyze socio-spatial differentiation in post-industrial societies and propose a theoretically and empirically verified method for urban social area analysis.

In the 1950s Shevsky and Bell developed the social area analysis with a view to analyzing the structure of cities [8]. Because the analysis was designed to be applied within the framework of industrial society, however, subsequent phenomena of post-industrial societies like the present-day pluralism of lifestyles were not measured. Therefore the method of explorative factor ecology was broadened. The selection of variables, which should be unambiguous and relevant, turned out to be the fundamental problem of explorative factor analysis. There is a tendency to deal arbitrarily with too many variables from various domains in order to cover all relevant aspects, in which case the resultant dimensions cannot be interpreted properly.

THEORY-BASED SOCIAL AREA ANALYSIS

The concept of socio-geographical space

As a theoretical model for the socio-spatial differentiation of urban space, we propose the concept of social space envisaged by Pierre Bourdieu [1]. Social space depicts the social differentiation in society based on the varying provision of social resources. Bourdieu distinguishes between cultural capital (education and knowledge) and economic capital (income and assets). The vertical axis of social space stands for the total volume of capital and reflects the traditional stratification according to social status. The horizontal axis represents capital structure and mirrors the contrast between a material-property orientated habitus and an idealistic one which is more oriented on education and knowledge. Hence it is also known as the lifestyle axis [9].

The residential segregation and socio-spatial structure of an urban area reflects the social differentiation of society in geographical space. In order to analyse the social space of residential areas in a metropolitan area, Bourdieu's model of «social space» is therefore reinterpreted as «socio-geographical

space». This socio-geographical space does not illustrate the social stratification of individuals and classes or groups, but rather forms the vertical stratification and horizontal differentiation of residential areas. Therefore it is essential that the data derive from a complete population count in small scale resolution. Only official statistical data accomplish these requirements.

Operationalisation of status and lifestyle factors

In order to illustrate social space according to Bourdieu, variables of both the vertical and horizontal differentiation are required. The vertical axis in social space is relatively simple to operationalise. Social status and the volume of capital can be quantified through indicators such as «income», «assets» and «level of education». A further significant indicator is occupation exercised.

The operationalisation of lifestyle is more complicated. The differentiation of society according to lifestyle is a consequence of advanced individualisation and pluralisation [3]. Individualisation means that traditional role associations, religious as well as secular collective identities and relationships, have lost stability and, as a consequence, have suffered a reduction of the guiding function they once had with regard to life concepts and practical ways of living. In addition to the traditional bourgeois household, family, and living ideal of the post-war era, extremely varied alternative ways of life have established themselves. Thus, the degree of social individualisation can be defined as a deviation from the traditional bourgeois lifestyle.

Häussermann and Siebel characterise the post-war (bourgeois) «modern living ideal» as living in a two-generation family, segregated from the working environment, in with the household serving as a private and intimate sphere for family members. They also show that the competing living ideals formed in the past few decades now manifest themselves in a differentiation of residential forms [4].

A further characteristic of the traditional bourgeois lifestyle is the classic allocation of roles within the family with respect to housework. Family households vary strongly as regards role allocation, and the roles practiced indicate the degree of modernity of the lifestyle [2]. Pfau-Effinger applies four gender-cultural family models which are differentiated on the basis of the distribution of employment and care activity exercised by the parents [7].

Table 1: gender-cultural family models [2]

Traditional bourgeois model	woman not in paid work man full-time,
Modern bourgeois model	woman part-time man full-time
egalitarian model oriented to employment	both full-time
egalitarian model oriented to family life	both part-time

APPLICATION OF THE THEORY-BASED SOCIAL AREA ANALYSIS TO THE GREATER ZURICH AREA

The following section presents an empirical implementation of the model described above using the Greater Zurich Area (Zurich metropolitan area) as an example. The application is adapted to conditions specific to Switzerland. This includes operationalisation by means of indicators and variable working models based on data gathered from the Swiss population census and tax statistics. As a result of the specific data basis and conditions particular to Switzerland, the proposed concrete application of the model is transferable to other countries only to a limited degree.

Research area and spatial units

In order to allow for the fact that the city of Zurich, as a social structure, is not limited to the territory within its administrative boundaries, the whole metropolitan area has been selected as the research area. The Greater Zurich Area is defined as a space of commercial and social interaction, and is continually re-determined in accordance with the newest population censuses. There are 131 independent municipalities within the Greater Zurich Area, which constitute the spatial units. Due to the fact that over a third of all metropolitan area residents live in the core city, the latter was analyzed on the level of its 34 city districts. Since these districts have grown historically, they can be used as an equivalent to the municipalities.

Indicators for social status and lifestyle

The socio-geographical space model is based on the social population structure in each respective spatial unit. Hence, only person-related aspects were considered, whereas structural, institutional and other characteristics were disregarded. The population census carried out every ten years in Switzerland provides an ideal basis for gathering data to quantify the factors described above. Furthermore, annual tax statistics may be used for operationalising the status factor. The two variables selected were the proportion of tax payers with a high (taxable) income of over CHF 160,000 and those with a low income of CHF 30,000. In order to measure the level of education, the proportion of 25 to 65-year-olds with university degrees was selected. An additional possibility for quantifying the status factor is the census variable «socio-professional category», a synthetic working model that consists of a combination of an employed person's occupation, vocational position and level of education. The ten socio-professional categories were aggregated upwards to status-related groups. The factor analysis included as variables the proportion of high-status occupations (upper-management, professional practice, top specialists and academics) and low-status occupations (unskilled manual and non-manual occupations).

The horizontal axis can be depicted by the type of household. Family households were measured on the proportion of children and young people under 16 years old. Individualisation levels with respect to the type of residence have been operationalised on the one hand through the proportion of 30 to 50-year-olds in flat-sharing communities, through the proportion of 65-year-olds in single-person households on the other. The gender-cultural family model according to Bühler and Meier Kruker can be approached via the employment market status of mothers (women between 25 and 45 in households with children). A mother's full-time occupation with the household and family is consequently allocated to the traditional, bourgeois family model. Full-time employment indicates an egalitarian work-related family model, which can be roughly divided into two cases: Either both parents pursue an occupational career and thus can also afford external day-care for children. Or both parents are forced to work full-time simply to make ends meet. In the majority of cases in Switzerland where both parents have full-time jobs, the families belong to a low social class and are under-privileged with respect to income and education, i.e. this occurs due to material necessity [2]. Additional variables for operationalising lifestyle that were included in the factor analysis were the proportion of women who put their careers first and chose not to have children (35 to 44 year old women in households without children), the proportion of married persons between 20 and 30 years old and non-denominational persons.

Table 2: Indicators of status and lifestyle, percentages and Segregationindex (SI) 2000

	SI	Percentage
women between 25 and 45 in households with children occupied full-time with household and family	11.9	22.8%
fully employed women between 25 and 45 in households with children	11.9	18.1%
children under 16 years	10.3	16.0%
30 to 50-year-olds in flat-sharing communities	35.3	2.8%
35 to 44-year-old women in households without children	17.1	34.7%
over 65-year-olds in single-person households	18.6	20.0%
married persons between 20 and 30 years old	16.6	22.8%
non-denominational persons	12.5	16.4%
high-status occupations	19.5	14.4%
low-status occupations	13.2	9.9%
25 to 65-year-olds with university degrees	30.0	11.8%
low (taxable) income of under CHF 30,000	8.5	29.3%
high (taxable) income of over CHF 160,000	21.1	11.9%

Models of urban segregation usually treat ethnic diversity as an independent dimension of socio-spatial differentiation. To operationalise the ethnic dimension the variables «race» in the US and «nationality» or «place of birth» in Europe are used. The assumption is that these indicators of ethnic affiliation divide society across social status. Empirical studies have shown that in Switzerland this assumption is not valid. Spatial segregation occurs because of the social stratification of the immigrants and not by ethnic community building ([5], [6]).

Results of the factor analysis

An explorative factor analysis involving two pre-established factors was carried out by means of the selected variables. The two extracted factors represent 72% of the variance, whereby 36.8% fall to the first factor and 35.2% to the second. The first factor is determined by the variables «over 65-year-olds in

single-person households», «persons in flat-sharing communities», «childless women» and «fully employed mothers» with positive factor loading, and the variables «children and young people under 16 years old» and «full-time housewives with children» with negative factor loading. The second factor is determined above all by the two socio-professional occupational group variables «educational qualifications» and «high income». Consequently, the first factor represents lifestyle and the second factor, status.

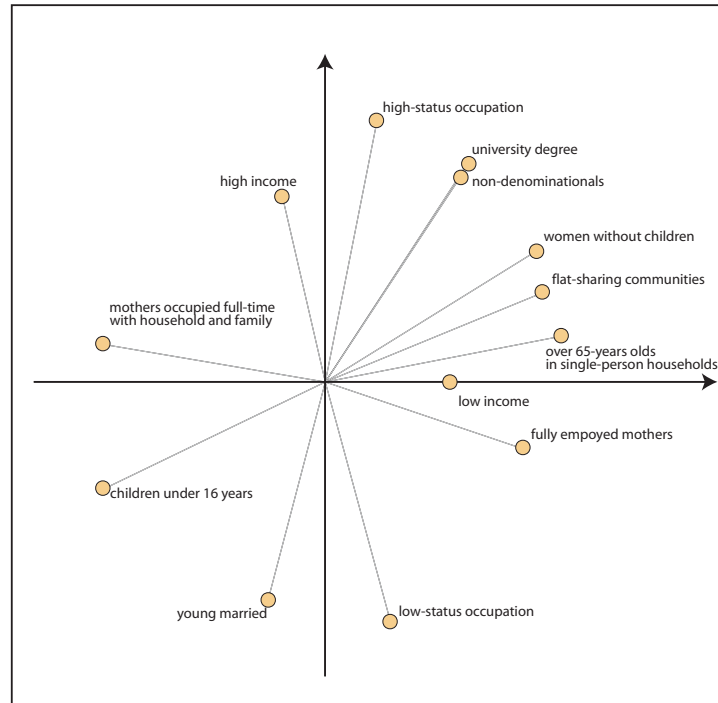


Figure1: Factor loadings of the factor analysis

The two variables «low income» and «married persons between 20 and 30 years old» seem to impair the clear interpretation of the variables. The reason for loading the «low income» variable solely onto the first factor is that for structural reasons, groups such as students and pensioners have low incomes; therefore this variable is not clearly interpretable for our purposes. But this aspect contributes little to the model as it is spatially segregated to a relatively small degree. The high factor loading of the variable «married persons between 20 and 30 years old» on the status axis shows that an early marriage appears to be the consequence of a completed education as opposed to the expression of a conservative family ideal.

Table 3: factor loadings and communalities of factor the analysis

	<i>factor 1</i>	<i>factor 2</i>	<i>Communality</i>
over 65-year-olds in single-person households	0.87	0.17	0.84
children under 16 years	-0.82	-0.39	0.86
women between 25 and 45 in households with children	-0.82	0.14	0.71
30 to 50-year-olds in flat-sharing communities	0.80	0.33	0.80
35 to 44-year-old women in households without children	0.78	0.48	0.88
fully employed women between 25 and 45 in households with children	0.73	-0.24	0.67
low (taxable) income of under CHF 30,000	0.46	0.00	0.37
high-status occupations	0.19	0.96	0.97
low-status occupations	0.24	-0.88	0.85
25 to 65-year-olds with university degrees	0.53	0.80	0.97
married persons between 20 and 30 years-old	-0.21	-0.80	0.74
non-denominational persons	0.50	0.75	0.85
high (taxable) income of over CHF 160,000	-0.16	0.68	0.70

Internal structure of the socio-geographical space

The socio-geographical space can be visualized in a chart-like illustration. Both of the differentiation axes are used as space coordinates, and each independent municipality is assigned a position in this socio-geographical space dependent on its population. This analyzing tool enables the recognition of relational connections between the spatial units and other aspects of the independent municipalities, moreover, city districts can also be depicted (e.g. secondary aspects, such as the percentage of foreign nationals). The municipalities and core city districts are portrayed as discs and the size of these discs is proportional to the population size. In accordance with the model described above, the x-axis can be interpreted as the lifestyle axis and the y-axis as the status axis. The vertical position represents the social ranking of the municipality or city district within the Greater Zurich Area. Independent municipalities with a major proportion of high-status occupations, elevated incomes and higher-than-average educational qualifications are positioned higher up, while those with a size proportion of low-status occupations are positioned lower down. The horizontal axis reflects the degree of individualisation in residential areas. Suburban communities and city districts shaped by traditional bourgeois lifestyles characterize the left-hand side of this space, with individualized lifestyles on the right.

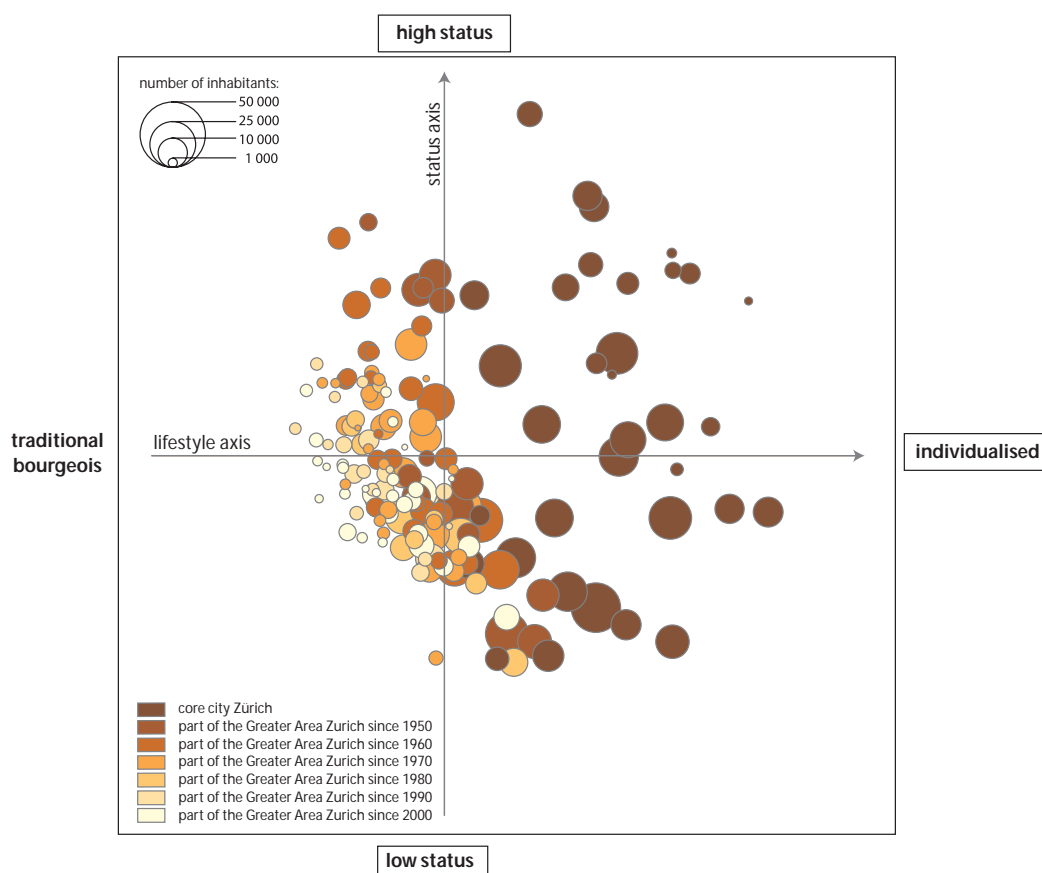


Figure 2: The Greater Zurich Area suburban communities and city districts within socio-geographical space

In the depiction of Greater Zurich Area suburban communities and city districts within socio-geographical space, the point in time when the outlying townships became part of the Greater Zurich Area was added as a secondary aspect. The lighter the disc, the later the municipality became part of the Greater Zurich Area. Thus, the various suburban belts show, to a greater or lesser extent, the concentric suburbanisation process of the last 50 years. A clear sequence of clustered municipalities and city districts according to their degree of urbanisation is recognisable along the lifestyle axis. Each of the city districts is located on the right of the lifestyle axis, and the communities in the outermost suburban belt are nearly all positioned on the left edge of the lifestyle axis. A clear gulf exists along the lifestyle axis between the city districts and surrounding municipalities, which is crossed only by the low-status municipalities. No difference between the surrounding municipalities and the city districts is recognisable along the status axis. These findings are at odds with the perception of cities as the home of senior citizen, unemployed people, apprentices, and foreigners, as well as the social marginalisation of inner cities.

Each of the two structuring factors brings forward different regional patterns that overlap each other. The polarisation of the Greater Area into low-status and high-status areas shows a sectoral pattern, with the dividing lines cutting through the city itself as well as through all of the suburban belts. In contrast, the segregation according to lifestyles shows a pattern of concentric circles. In other words, high- and low-status areas can be found both in the city and in the surrounding suburban belts. Other than in the city itself, a certain congruence between socio-cultural and socio-economic structuring exists in the surrounding communities. Upper-class areas in the inner suburban belts in particular display a significantly lower degree of individualisation than residential areas with low socio-economic status.

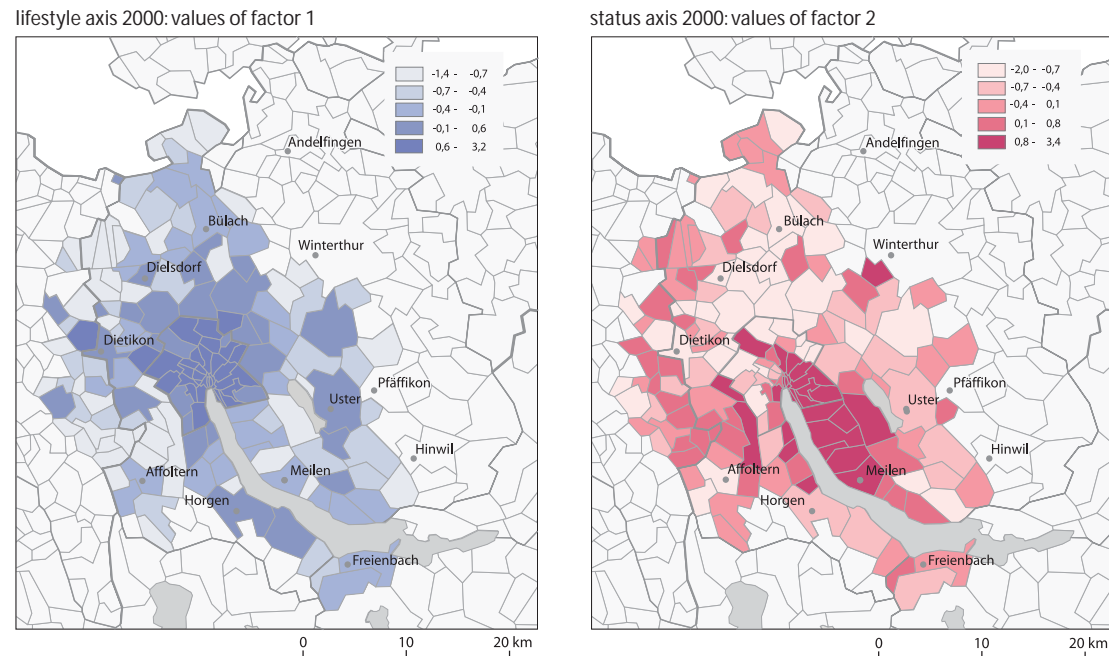


Figure 3: Factor values of Greater Zurich Area independent municipalities and city districts within the geographical space

CONCLUSIONS

In this contribution we proposed a concept of social area analysis based on the theory of social space by Pierre Bourdieu, which focuses on advanced individualization and pluralisation of postindustrial societies. On the basis of periodical updated official data, social changes, as for instance the individualization of lifestyles, and changes in segregation patterns, such as gentrification or downgrading neighbourhoods, can be detected, analyzed and visualized.

In distinction to Shevsky & Bell's social area analysis the ethnic dimension is not part of the model. The ethnic dimension in the urban regions of Switzerland can be mapped by two dimensions, namely socio-economic status and lifestyle. This is probably a typical pattern of European cities, in contrast to urban areas in the United States. Another important difference consists in focussing explicitly on characteristics of the inhabitants. Other aspects of urban habitats (e.g. housing, infrastructure, environment etc.) should be treated separately and be integrated as independent factors. This procedure allows to analyse the particular influence of these secondary variables on socio-spatial differentiation.

The model presented here can be applied to any other European urban area, provided appropriate data is available. In other words it is suitable for comparative research and should be followed by a further step with regard to the theory of contemporary European cities and metropolitan regions. As regards further research we intend to take different steps. A comparison with other Swiss cities should allow to distinguish between the general forces and the particular phenomena of socio-spatial differentiation. The second task is to analyze the influence of the economic structure of an urban region for instance the dominance of the industrial, financial or public sector on segregation pattern. Furthermore, there is a lot of evidence to suggest the hypothesis that the linguistic and cultural context of a city influences segregation patterns and socio-spatial differentiation in a systematic way. Particularly lifestyle differentiation is a cultural product which is related to cultural consciousness and heritage.

REFERENCES

1. **Bourdieu, P.**, Die feinen Unterschiede. Kritik an der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main, 1994.
2. **Bühler, E. and Meier Kruker, V.**, Gendered labour arrangement in Switzerland - Structures, Cultures, Meanings: statistical evidence and biographical narratives. *GeoJournal* 56, 2002, pp 305-313.
3. **Giddens, A.**, The Consequences of Modernity, Stanford, 1991.
4. **Häussermann, H. and Siebel, W.**, Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens, Weinheim, München, 1996.
5. **Heye, C. and Leuthold, H.**, Segregation und Umzüge in der Stadt und Agglomeration Zürich 1990–2000, Zürich, 2004.
6. **Huissoud, T. et al.**, Structures et tendances de la différenciation dans les espaces urbains en Suisse. Rapport de recherche No. 145. PNR 39 «Migrations et relations interculturelles», Lausanne, 1999.
7. **Pfau-Effinger, B.**, Kultur oder Institutionen? Kulturelle und wohlfahrtsstaatliche Kontextbedingungen der Erwerbsbeteiligung von Frauen im europäischen Vergleich, Bremen, 1997.
8. **Shefky, E. and Bell, W.**, Social Area Analysis. In: Theodorson, G. (Hrsg.): *Studies in Human Ecology*, pp. 226–235. New York, 1961.
9. **Vester, M. et al**, Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Köln, 2001.

AUTHORS INFORMATION

Corinna Heye
 cheye@geo.unizh.ch
 Quantitative and Social Geography
 University of Zurich (Irchel)

Heiri Leuthold
 leuthold@geo.unizh.ch
 Quantitative and Social Geography
 University of Zurich (Irchel)

Manuskript 2:

Heye, C. & H. Leuthold (2006):

Sozialräumlicher Wandel in der Agglomeration Zürich.

Konsequenzen von Suburbanisierung und Reurbanisierung

In: disP Nr. 164. Vol. 42 (1), S. 16 - 29.

Sozialräumlicher Wandel in der Agglomeration Zürich

Konsequenzen von Suburbanisierung und Reurbanisierung

Corinna Heye und Heiri Leuthold

Die Sozialgeografin Corinna Heye ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Gruppe sotomo am Geografischen Institut der Universität Zürich.

Der Sozialgeograf Heiri Leuthold ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gruppe sotomo am Geografischen Institut der Universität Zürich.

Abstract: Segregation within the metropolitan area of Zurich follows two main dimensions: status and lifestyle. Low-status living areas are clearly segregated from high-status residential areas located mainly along the Lake of Zurich. The regional distribution of immigrants does mirror this pattern almost perfectly, i.e., high- and low-status immigrants typically share the neighborhood with their Swiss counterparts. Lifestyle and standards of living create another important division between different groups of people. Within the conurbation of Zurich, an almost continuous concentric transition from individualistic styles of living in its center, towards a more family-oriented lifestyle at its periphery can be observed.

Between 1990 and 2000, the social spatial structure of the metropolitan area changed considerably. Above all, the status of the core city districts increased distinctly compared with the suburban areas.

1. Einleitung

Die räumliche Bevölkerungsdynamik in den Agglomerationen der Schweiz war zwischen 1950 und 2000 von zwei wesentlichen Entwicklungen geprägt: der Suburbanisierung und der Reurbanisierung. Der Suburbanisierungsprozess ist kontinuierlich fortgeschritten mit der Folge, dass die urbanen Zonen des Landes sich nicht mehr allein auf die Kernstadtgemeinden beschränken. Der Suburbanisierungsprozess war mit einem zum Teil drastischen Einwohnerrückgang in den Kernstädten verbunden. Die bekannten Folgen waren die so genannte «A-Stadt-Bildung», mit der ein überproportionaler Anteil an Alten, Ausländerinnen und Ausländern, Arbeitslosen und Auszubildenden in den Städten bezeichnet wird. Seit Mitte der 1990er-Jahre wird die Suburbanisierung von einem Reurbanisierungsprozess überlagert. Die Reurbanisierung hat zu einer sozialen Aufwertung der Innenstädte geführt und das Gesicht der Kernstädte innerhalb eines Jahrzehntes stark verändert. Besonders ausgeprägt war die Aufwertung und Erneuerung in den innenstadt-

nahen ehemaligen Arbeiter- und Industriequartieren (Gentrifizierung). Sowohl der Sub- als auch der Reurbanisierungsprozess sind mit der Expansion und der Verdrängung bestimmter sozialer Gruppen an unterschiedlichen Standorten verbunden.

Das gleichzeitige Auftreten von Suburbanisierungs- und Reurbanisierungsprozessen ist keine schweizerische Eigenart, sondern ist ein generelles Phänomen, das sich in den meisten westlichen Industriestaaten beobachten lässt (Gaebe 1991). Der Bruch im Suburbanisierungsparadigma westlicher Städte wird von einigen Autoren als Ausdruck des postfordistischen Regulationsregimes (z.B. Moulaert und Swyngedouw 1989) oder von anderen Autoren als Teilprozess der polyzentrischen Metropolitanraumbildung im Zuge der Globalisierung (Taylor 2004; Sassen 1991) betrachtet. Einige sind sich die meisten Autoren jedoch darüber, dass die sozialräumlichen Umschichtungen in den Metropolitanräumen der westlichen Grossstädte auf die Pluralisierung, Individualisierung und Flexibilisierung von Arbeitswelt und Lebensstilen in der postindustriellen Gesellschaft zurückzuführen sind.

Während die Überlagerung von Suburbanisierung und Reurbanisierung die sozialräumliche Strukturierung verändert, führte das starke Wachstum der Pendlermobilität in den letzten Jahrzehnten zu einer grossräumigen Segregation nach vertikalen (Einkommen, Vermögen, Bildung) und horizontalen Ungleichheiten (Nationalität, Lebensstil, biografische Situation etc.). Als Folge der besseren Verkehrserschliessung und verkürzten Reisezeiten sind Arbeits- und Wohnort heute innerhalb von Agglomerationen weit gehend entkoppelt. Damit hat sich auch die Bevölkerungsstruktur der Gemeinden von ihrer Arbeitsplatzstruktur gelöst. Innerhalb des gesamten suburbanen Raumes findet eine Art grossräumige Quartierbildung statt, d.h. eine funktionale Spezialisierung der Gemeinden in Arbeitsplatzregionen und Wohnregionen (vgl. Heineberg 2000). Diese Quartierbildung wird unterstützt durch die Bildung von neuen Dienstleistungszentren im suburbanen Raum. Als Folge dieser Entkoppelung von Wohnen und

Arbeiten findet eine grossräumige Entmischung der Wohnbevölkerung statt, denn für die Wahl des Wohnstandortes spielt der Arbeitsort nur noch eine untergeordnete Rolle. Neben den verfügbaren ökonomischen Ressourcen sind unterschiedliche Wohnideale zu den zentralen Determinanten der Wohnstandortwahl innerhalb einer Agglomeration geworden.

Die meisten Studien zur sozialräumlichen Differenzierung von urbanen Räumen konzentrieren sich auf die Quartierstruktur innerhalb der politisch-administrativen Grenzen einer Grossstadt. Als Folge der Suburbanisierung haben sich die Städte als funktionale Gebilde jedoch längst weit über die politisch-administrativen Grenzen der Kernstadt hinaus ausgedehnt (Sieverts 2001). Aus diesem Grund wurde in der Studie «Segregation und Umzüge in der Stadt und Agglomeration Zürich» die gesamte Agglomeration¹ als «Stadt» betrachtet. Die hier vorgestellten Ergebnisse stammen aus dieser Studie, die von verschiedenen städtischen und kantonalen Ämtern² finanziert und begleitet wurde. Mit den Daten der Volkszählungen 1990 und 2000 und ergänzenden Steuerangaben wurde die soziale Segregation (ungleiche Bevölkerungsverteilung über den Raum) der Agglomeration Zürich nach verschiedenen relevanten Merkmalen wie Einkommen, Bildung, Nationalität, Lebensstil oder biografische Situation untersucht und sowohl quantitativ als auch kartografisch ausgewertet. In einem weiteren Schritt wurden die Agglomerationsgemeinden und Stadtquartiere Zürichs sozialräumlich analysiert.

2. Beschreibung der Segregation

2.1 Die doppelte räumliche Polarisierung der Agglomeration

Segregation nach sozialem Status

Statusunterschiede sind ein zentraler Faktor der Segregation in urbanen Gebieten. Seit jeher lassen sich Städte in gute und schlechte Adressen einteilen. Aus den drei untersuchten Indikatoren Einkommen, höchster Bildungsabschluss und sozioprofessioneller Status geht hervor, dass vor allem die Ober- bzw. Unterschicht nach Status segregiert. Die Mittelschicht verteilt sich relativ ausgeglichen über die Agglomeration Zürich. Die Erwerbstätigen in statushohen Berufen, die Akademikerinnen und Akademiker sowie die Steuerpflichtigen mit hohen Einkommen konzentrieren sich räumlich sehr stark. Dasselbe gilt – wenn auch in etwas

abgeschwächter Form – für die Erwerbstätigen in statusniedrigen Berufen und Personen ohne abgeschlossene Ausbildung oder nur mit einem obligatorischen Schulabschluss.

Als eigentliche Oberschichtregion tritt ein länglicher Bogen, gebildet aus den Stadtquartieren am Zürichberg und den Gemeinden am Pfannenstiel, hervor. Weitere, räumlich begrenzte Oberschichtregionen bilden Gemeinden und Stadtquartiere am linken Ufer des unteren Zürichseebeckens und die vier Gemeinden Aeugst a. A., Stallikon, Wettswil a. A. und Uitikon. In etwas abgeschwächter Form setzt sich der Oberschichtgürtel auf der rechten, sonnigen Seite des Limmattaes fort. Ihr sozialräumliches Gegenstück finden die Oberschichtregionen auf der linken Seite des Limmattaes, in Zürich Nord und in der Flughafenregion. Dort konzentrieren sich Personen mit geringer schulischer Bildung, niedrigem sozioprofessionellem Status und geringen Einkommen. Relativ ausgeglichen ist die soziale Schichtung in den eher ländlichen periurbanen Gemeinden an den Agglomerationsrändern.

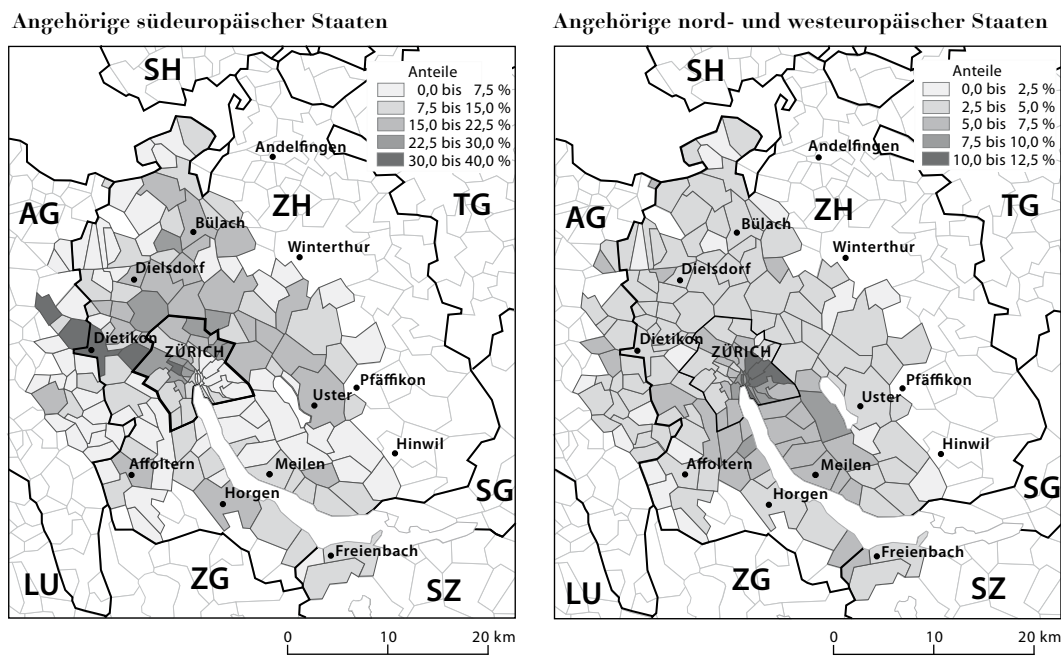
Segregation nach Nationalitäten

Der Anteil ausländischer Personen ist im untersuchten Gebiet zwischen 1990 und 2000 von 20,2 % auf 23,5 % gestiegen. Während sich die Segregation insgesamt nur leicht verstärkt hat, fanden in der Zusammensetzung der Nationalitäten und ihrer räumlichen Verteilung teilweise beträchtliche Verlagerungen statt.

Die Verteilung der ausländischen Bevölkerung in der Agglomeration ist durch eine räumliche Polarisierung gekennzeichnet. Überdurchschnittlich hohe Ausländeranteile findet man im Norden und im Westen der Stadt Zürich, während die Gemeinden im Süden eher unterdurchschnittliche Anteile aufweisen. Diese Teilung der Agglomeration verläuft mitten durch die Kernstadt. So erstreckt sich ein Gürtel von Stadtquartieren und Gemeinden mit hohen Ausländeranteilen von über 30 % auf der linken Seite des Limmattaes vom Zürcher Stadtzentrum bis nach Neuenhof im Kanton Aargau. Ein zweites Konzentrationsgebiet der ausländischen Bevölkerung besteht in Zürich Nord und den angrenzenden Gemeinden Opfikon und Regensdorf.

Der Vergleich von 1990 und 2000 zeigt, dass die ausländische Bevölkerung zunehmend an der Suburbanisierung teilnimmt. In den Innenstadtquartieren sinken die Anteile ausländischer Personen, befinden sich aber nach wie vor auf hohem Niveau (zwischen 30 % und 45 %). Zugenommen hat der Anteil vor allem am nörd-

Abb. 1: Komplementäre Segregationsmuster von Nord- bzw. Westeuropäern und Südeuropäern. Relative Anteile an der Gesamtbevölkerung.
(Quelle: Volkszählung 2000)



lichen und westlichen Stadtrand sowie in den angrenzenden Gebieten im Limmattal und den grossen Glattalgemeinden. Relativ stabil geblieben ist er am Zürichberg, in den Seegemeinden, im Knonauer Amt und im äussersten Agglomerationsgürtel.

Wie 1990 stammt auch im Jahr 2000 die überwiegende Mehrheit der ausländischen Bevölkerung (rund 85%) aus europäischen Ländern. Den grössten Anteil stellen dabei Personen aus südeuropäischen Staaten. In der Dekade von 1990 bis 2000 haben sich die Gewichte innerhalb dieser Staatengruppe jedoch markant verschoben. Die traditionellen Rekrutierungsländer für Gastarbeiter (Italien und Spanien) haben eine starke Abnahme zu verzeichnen und stellen 2000 nur noch rund einen Viertel aller Ausländerinnen und Ausländer. Dieser Abnahme liegen geringere Einwanderung, Rückwanderung und Einbürgerungen zugrunde. Im gleichen Zeitraum hat sich als Folge der Bürgerkriege der Anteil von Personen aus den Staaten des ehemaligen Jugoslawien mehr als verdoppelt. Im Jahr 2000 stammt jede vierte ausländische Person aus dieser Region. Die Zahl der portugiesischen Staatsangehörigen hat um die Hälfte zugenommen. Ein zunehmendes Gewicht erhalten Personen aus den nord- und westeuropäischen Staaten, insbesondere Deutschland, deren Anteil um rund einen Viertel gestiegen ist.

Die unterschiedlichen Nationengruppen, die in der Agglomeration Zürich leben, vertei-

len sich ungleich über den Raum. So konzentriert sich die südeuropäische Bevölkerung mit sehr hohen Anteilen von bis zu 40% an der Gesamtbevölkerung in den links-ufrigen Limmattalgemeinden und mit etwas geringeren Anteilen in der Flughafenregion. Personen aus nord- und westeuropäischen Ländern leben dagegen vor allem am Zürichberg und in den südlich an Zürich angrenzenden Gemeinden am Seeufer. In diesem Segregationsmuster kommt eine räumliche Polarisierung der Agglomeration zum Ausdruck. In den Regionen mit einem hohen Anteil an ausländischen Personen stammen diese überwiegend aus südeuropäischen Ländern, in Regionen mit einem vergleichsweise tiefen Anteil stammen sie mehrheitlich aus Nord- und Westeuropa.

«Doppelte» Polarisierung – nach Status und Nationalitäten

Diese annähernd komplementären Segregationsmuster von Personen aus Südeuropa und Nordwesteuropa sind praktisch deckungsgleich mit der Segregation nach sozialem Status (vgl. Abbildungen 1 und 5). In dieser Korrelation von Status und Nationalitäten zeigt sich eine «doppelte» sozialräumliche Polarisierung der Agglomeration. Die Unterschichtregionen haben die höchsten Anteile ausländischer Bevölkerung, insbesondere von Personen aus südeuropäischen Staaten. Die Oberschichtregionen haben geringe Anteile ausländischer Bevölkerung und die dort ansässigen ausländischen

Personen stammen hauptsächlich aus nord- und westeuropäischen Staaten. Der Grund für diese doppelte Polarisierung liegt in der unterschiedlichen Sozialstruktur, die sich aus den spezifischen Migrationsgründen und Migrationszielen der verschiedenen Nationengruppen herleitet. Während Angehörige südeuropäischer Staaten im Durchschnitt über einen geringeren sozioprofessionellen Status verfügen als die schweizerische Bevölkerung, sind Personen aus Nord- und Westeuropa im Durchschnitt besser qualifiziert (vgl. Huissod *et al.* 1999; Heye, Leuthold 2004).

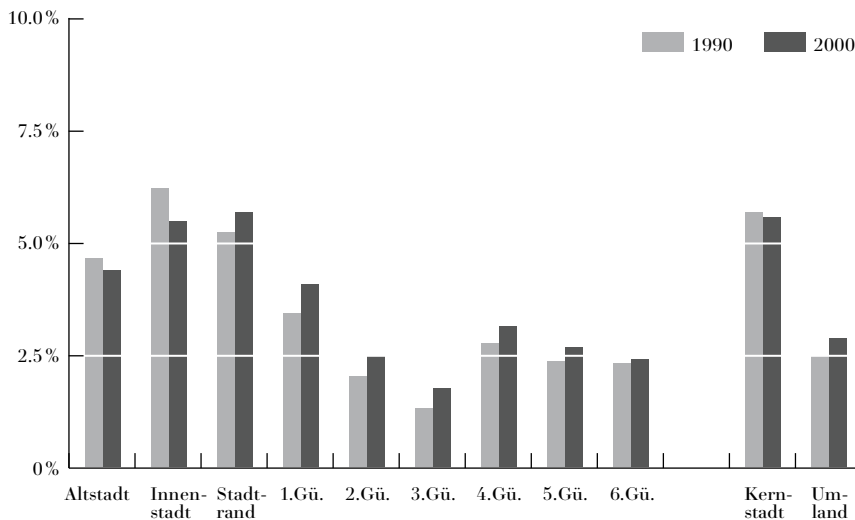
Die Segregation der Nationengruppen, die in der Agglomeration Zürich beobachtet werden kann, ist demzufolge nicht Ausdruck eines ethnischen community building, wie es beispielsweise für US-amerikanische Grossstadt-

regionen typisch ist, sondern hat ihre Ursache in der unterschiedlichen sozialen Zusammensetzung der verschiedenen Nationengruppen. Betrachtet man die Segregationsmuster der verschiedenen Nationengruppen aufgelöst nach sozialem Status, so zeigt sich, dass die Personen aus Südeuropa in statushohen Berufen ein sehr ähnliches Segregationsmuster zeigen wie Personen aus Nord- und Westeuropa sowie die Schweizerinnen und Schweizer in denselben Statusgruppen (Heye, Leuthold 2004).

2.2. Suburbanisierung der Überalterung

Die Stadtflucht und Suburbanisierung hatte einschneidende Auswirkungen auf die Altersverteilung innerhalb der Agglomeration. Es waren in der Regel jüngere Leute, meist mit Fa-

Ältere Betagte: 80 Jahre und älter



Jüngere Betagte: zwischen 65 und 79 Jahren

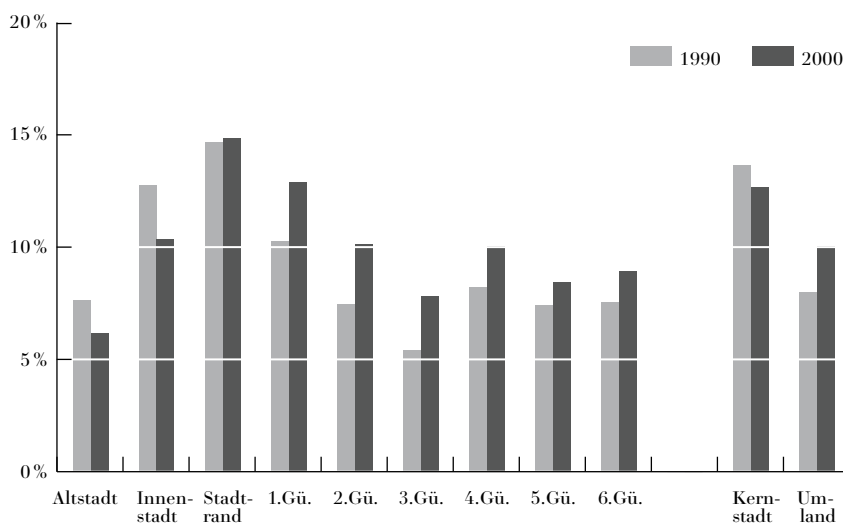
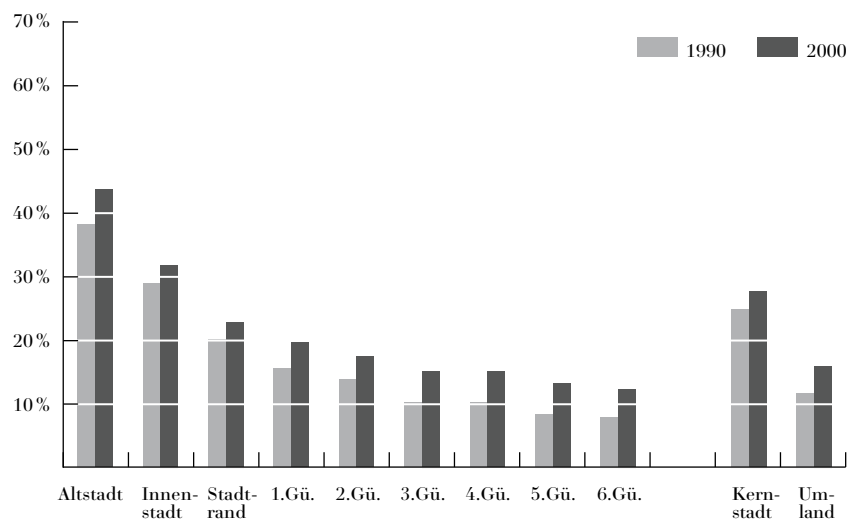
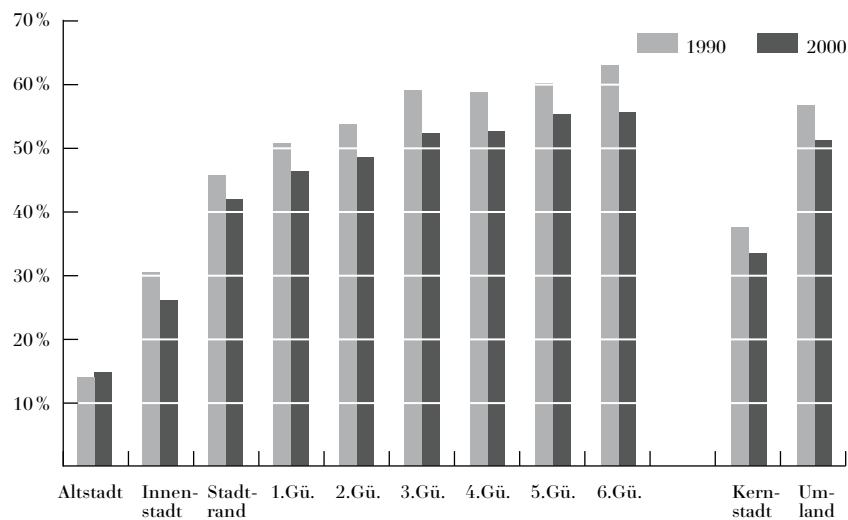


Abb. 2: Betagte nach Agglomerationsgürteln. Relative Anteile bezogen auf die Gesamtbevölkerung 1990 und 2000.

30 bis 49-Jährige in Einpersonenhaushalten



30 bis 49-Jährige in Familienhaushalten



30 bis 49-Jährige in Wohngemeinschaften

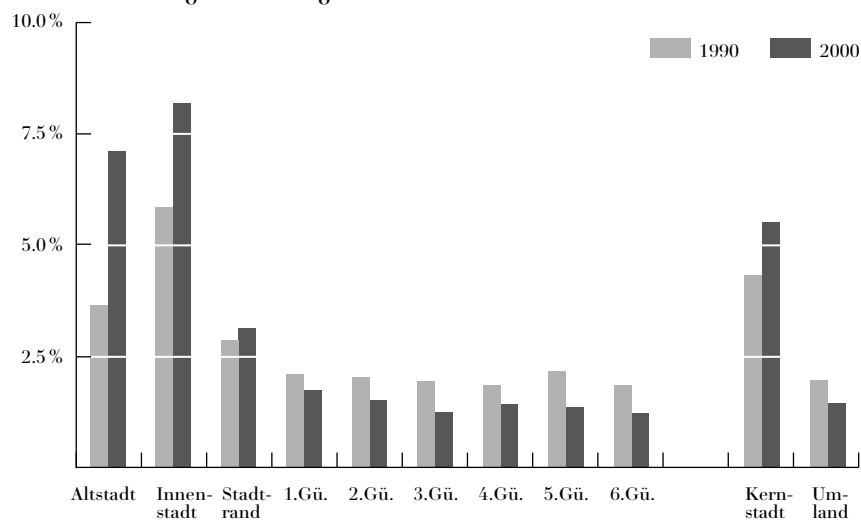


Abb. 3: Ausgewählte Haushaltsformen nach Agglomerationsgürteln.

milie, die aus der Kernstadt ins Umland zogen. Für Kernstädte hatte der Wegzug der jungen Bevölkerungsgruppen eine Überalterung ihrer Bevölkerung zur Folge. Im Zehnjahresvergleich 1990/2000 hat sich das Gefälle zwischen «überalterter Stadt» und «jungem Umland» jedoch verringert (vgl. Abbildung 2). Der Anteil älterer Personen an der Gesamtbevölkerung ist in der Stadt gesunken, in den Agglomerationsgemeinden dagegen gewachsen. Die am stärksten überalterten Gebiete der gesamten Agglomeration sind heute nicht mehr die Stadtquartiere, sondern die stadtnahen Gemeinden an den Ufern des Zürichsees. Besonders stark zurückgegangen ist die Überalterung in den Innenstadt-Quartieren. Die Innenstadtkreise 1, 4 und 5 sind heute von der Aktivbevölkerung dominiert, mit vergleichsweise wenig älteren Personen, Jugendlichen und Kindern.

2.3. Haushaltsformen

Als Folge der Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft haben sich die Wohn- und insbesondere die Haushaltsformen stark ausdifferenziert. Häussermann und Siebel (1996) charakterisieren das (bürgerlich-)«moderne Wohnideal» der Nachkriegszeit als Wohnen in der Zweigenerationenfamilie, getrennt von der Arbeitswelt, bei dem die Wohnung als Privat- und Intimsphäre der Familienmitglieder dient. In den vergangenen Jahrzehnten haben sich alternative und konkurrierende Wohnideale ausgebildet.

Die Individualisierung des Wohnens manifestiert sich in einer generellen Zunahme der Einpersonenhaushalte in der gesamten Agglomeration. Dennoch bleibt der Einpersonenhaushalt ein urbanes Phänomen. Das Gefälle zwischen der Innenstadt (rund ein Drittel aller 30- bis 49-Jährigen wohnt in Einpersonenhaushalten) und den Agglomerationsrändern (rund 15%) ist auch im Jahr 2000 gross. Umgekehrt ist der Familienhaushalt in den äusseren Agglomerationsgürteln immer noch die dominierende Wohnform dieser Altersgruppe. Ein besonders ausgeprägter Konzentrationsprozess hat beim Haushaltstyp «Wohngemeinschaft» stattgefunden.

Es zeigt sich, dass sich die Wohngemeinschaft als Lebensform im vergangenen Jahrzehnt zu einer praktisch ausschliesslich innerstädtischen Lebensform entwickelt hat. In der Alt- und Innenstadt ist ihr Anteil stark angestiegen und im Umland dagegen in gleichem Masse gesunken. Die Stadtquartiere Escher Wyss, Langstrasse, Gewerbeschule und Werd sind die

eigentlichen Domänen der Wohngemeinschaft als Lebensform. Mehr als 10% aller 30- bis 49-Jährigen leben dort in Wohngemeinschaften. Dabei darf nicht vergessen werden, dass auch viele jüngere Personen in Ausbildung diese Form des Zusammenlebens wählen.

3. Agglomeration Zürich im sozialgeografischen Raum

3.1 Modellkonstruktion des sozialgeografischen Raumes

Als Modellvorlage dient der soziale Raum nach Pierre Bourdieu (1994). Der soziale Raum bildet die soziale Differenzierung der Gesellschaft aufgrund der unterschiedlichen Ausstattung mit gesellschaftlichen Ressourcen ab. Es wird dabei zwischen kulturellem Kapital (Bildung und Wissen) und ökonomischem Kapital (Einkommen und Vermögen) unterschieden. Die vertikale Achse des sozialen Raumes wird durch das Gesamtkapitalvolumen gebildet und gibt die herkömmliche Schichtung nach sozialem Status wieder. Die horizontale Achse steht für die Kapitalstruktur und widerspiegelt den Gegensatz zwischen einem materiell-eigentumsorientierten Habitus und einem ideell-bildungsorientierten Habitus. Diese horizontale Achse wird auch als Lebensstilachse oder Differenzierungsachse bezeichnet, da sich auf ihr besonders die Milieus der Mittel- und Oberschicht in verschiedene so genannte Klassenfraktionen gliedern lassen (Vester *et al.* 2001). Während Bourdieu (1991) die Projektion des sozialen Raumes als Segregationsmuster im physischen Raum theoretisch formuliert und nur exemplarisch ausführt, konnten verschiedene Studien aus Deutschland und der Schweiz zeigen, dass sich die soziale Differenzierung nach Lebensstilen und nach Status in der sozialgeografischen Struktur von urbanen Räumen wieder findet (Dangschat 1990; Leuthold 1999; Klee 2001; Hermann, Leuthold 2002).

Zur Analyse der sozial-räumlichen Umschichtung der Agglomeration wird analog zum sozialen Raum nach Bourdieu ein «sozialgeografischer Raum» modelliert. Dieser sozialgeografische Raum bildet nicht die soziale Schichtung von Individuen bzw. Klassen oder Gruppen ab, sondern modelliert die vertikale Stratifikation und die horizontale Ausdifferenzierung von Wohnmilieus. Die vertikale Achse steht für den sozialen Status, die horizontale Achse für die Ausdifferenzierung nach Lebensstilen.

Zur Charakterisierung von Wohnquartieren und Wohnumlieus nach Lebensstilen wird das Konzept der gesellschaftlichen Individualisierung verwendet³. Die gesellschaftliche Individualisierung wird generell als Loslösung von traditionellen Bindungen, Normen, Rollenverständnissen und Identitäten verstanden (Beck 1986; Hradil 2003). Im Bezug auf die Lebens- und Haushaltsformen heisst «gesellschaftliche Individualisierung» Loslösung von der traditionell bürgerlichen Lebensform und Hinwendung zu alternativen Lebensformen. Das betrifft zum einen die Abkehr vom Wohnideal der Industriemoderne (Häussermann, Siebel 1996) und damit die Pluralisierung der Wohnformen. Zum anderen zeigt sich die Individualisierung der Lebensformen auch in der Loslösung vom traditionell-bürgerlichen Familienmodell, für das eine strikte Rollenteilung zwischen den Geschlechtern konstitutiv ist (vgl. Hradil 1995, 2003; Pfau-Effinger 1997).

3.2 Operationalisierung

Damit das theoretische Konzept auf die Agglomeration Zürich angewendet werden konnte, mussten die Dimensionen «sozialer Status» und «Individualisierungsgrad» mit Indikatoren aus den Datenquellen der amtlichen Statistik⁴ operationalisiert werden.

Die vertikale Achse, d.h. der soziale Status lässt sich durch die Indikatoren «Einkommen», «Bildungsniveau» und die Stellung im Erwerbsprozess relativ direkt abbilden. Die horizontale Achse muss durch mehrere Hilfskonstrukte erschlossen werden. Der Grad der gesellschaftlichen Individualisierung lässt sich als Abweichung vom traditionellen bürgerlichen Lebensstil definieren. Mit Rückgriff auf die Ausdifferenzierung und Individualisierung des Wohnens nach Häussermann und Siebel (1996) dienen als erste Indikatorengruppe die Anteile verschiedener Haushaltsformen zur Beschreibung des Individualisierungsgrades. Als zweite Indikatorengruppe wurden die Rollenmodelle und -verständnisse zwischen Eltern in Fami-

lienhaushalten verwendet. Die Aufteilung von Erwerbs- und Familienarbeit zwischen den Geschlechtern weist auf den Modernitätsgrad des Lebensstils hin (Bühler 2001). Nach Pfau-Effinger (1997) können vier geschlechterkulturelle Familienmodelle aufgrund der Aufteilung von Erwerbstätigkeit und Betreuungsarbeit von Eltern unterschieden werden.

Die geschlechterkulturellen Familienmodelle gehen zwar nicht direkt aus den Volkszählungsdaten hervor, können aber über den Erwerbsstatus von Müttern (Frauen zwischen 25 und 45 in Haushalten mit Kindern) angenähert werden. Die Vollzeitbeschäftigung einer Mutter mit Haus- und Familienarbeit ist dabei dem traditionell-bürgerlichen Familienmodell zuzuordnen. Die Vollzeiterwerbstätigkeit weist auf das egalitär-erwerbsbezogene Familienmodell hin. Es lassen sich dabei grob zwei Fälle unterscheiden: Entweder verfolgen beide Elternteile eine berufliche Karriere und haben dadurch auch die Ressourcen, die Kinder fremd betreuen zu lassen, oder beide Elternteile müssen aus materiellen Gründen einer Vollzeiterwerbsarbeit nachgehen. Bühler (2001) weist darauf hin, dass die doppelte Vollzeiterwerbstätigkeit in der Schweiz mehrheitlich von unterprivilegierten Bevölkerungsschichten praktiziert wird, d.h. aus Gründen der materiellen Notwendigkeit.

Des Weiteren wurden zur Operationalisierung des Individualisierungsgrades die Variablen Anteil an kinderlosen Frauen, Anteil der Verheirateten zwischen 20 und 30 Jahren und der Konfessionslosen verwendet.

3.3 Faktorenanalyse

Mit den gebildeten Variablenkonstrukten wurde eine explorative Faktorenanalyse mit vorheriger Festlegung auf zwei Dimensionen durchgeführt. Durch eine anschliessende Varimax-Rotation wurden die Faktoren bestmöglich in die Punktwolke gelegt, um eine möglichst einfach strukturierte und damit inhaltlich interpretierbare Lösung zu erhalten. Die beiden extrahierten Faktoren erklären 72,0 % der Varianz, wobei auf

Traditionelles bürgerliches Modell	Frau: nicht erwerbstätig Mann: Vollzeit erwerbstätig
Modernisiertes bürgerliches Modell	Frau: Teilzeit erwerbstätig Mann: Vollzeit erwerbstätig
Egalitär-erwerbsbezogenes Modell	Mann und Frau: Vollzeit erwerbstätig
Egalitär-familienbezogenes Modell	Frau und Mann: Teilzeit erwerbstätig

Tab. 1: Geschlechterkulturelle Familienmodelle (nach Bühler 2001).

	Definition*	Anteil	Segregationsindex
Lebensstil	25- bis 44-jährige Hausfrauen mit Kindern	22,8 %	11,9
	25- bis 44-jährige vollerbstätige Frauen mit Kindern	18,1 %	11,9
	Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren	16,0 %	10,3
	30- bis 50-jährige in Wohngemeinschaften	2,8 %	35,3
	35- bis 44-jährige Frauen ohne Kinder	34,7 %	17,1
	Über 65-jährige in Einpersonenhaushalten	20,0 %	18,6
	Verheiratete zwischen 20 und 30 Jahren	22,8 %	16,6
Status	25 bis 65-jährige Konfessionslose	16,4 %	12,5
	Erwerbstätige in statushohen Berufen	14,4 %	19,5
	Erwerbstätige in statusniedrigen Berufen	9,9 %	13,2
	25 bis 65-jährige mit Universitätsabschluss	11,8 %	30,0
	Niedrige Einkommen (Steuerpflichtige mit einem steuerbaren Einkommen von weniger als 30000 CHF)	29,3 %	8,5
	Hohe Einkommen (Steuerpflichtige mit einem steuerbaren Einkommen von mehr als 160000 CHF)	4,1 %	29,7

* Da Lebensstile eine stark biografische Komponente haben, können aufgrund der regional unterschiedlichen Altersstruktur Verzerrungen entstehen. Um die Gefahr von solchen Bias auszuschalten wurden, die Variablenkonstrukte nur auf die relevante Altersgruppe bezogen berechnet.

Tab. 2: Prozentuale Anteile und Segregationsindizes der gebildeten Konstrukte.

	Faktor 1	Faktor 2	Kommunalität
Über 65-jährige in Einpersonenhaushalten	0,87	0,17	0,84
Kinder und Jugendliche unter 16	-0,82	-0,39	0,86
25- bis 44-jährige Hausfrauen mit Kindern	-0,82	0,14	0,71
30- bis 50-jährige in Wohngemeinschaften	0,80	0,33	0,80
35- bis 44-jährige Frauen ohne Kinder	0,78	0,48	0,88
25- bis 44-jährige vollerbstätige Mütter	0,73	-0,24	0,67
Niedrige Einkommen	0,46	0,00	0,37
Erwerbstätige in statushohen Berufen	0,19	0,96	0,97
Erwerbstätige in statusniedrigen Berufen	0,24	-0,88	0,85
25 bis 65-jährige mit Universitätsabschluss	0,53	0,80	0,97
Verheiratete zwischen 20 und 30	-0,21	-0,80	0,74
25 bis 65-jährige Konfessionslose	0,50	0,75	0,85
Hohe Einkommen	-0,16	0,68	0,70
Erklärte Varianz	36,8 %	35,2 %	

Tab. 3: Faktorladungen und Kommunalitäten der verwendeten Variablen.

den ersten Faktor 36,8 % und auf den zweiten Faktor 35,2 % entfallen.

Die Ladungen der verschiedenen Variablen auf den beiden Faktoren (vgl. Tabelle 3) zeigen ein recht deutliches Bild. Mit zwei Ausnahmen laden alle Indikatoren des Individualisierungsgrades hoch auf dem ersten Faktor. Die Variablen «über 65-Jährige in Einpersonenhaushalten», «Personen in Wohngemeinschaften», «kinderlose Frauen» sowie «vollererbstätige Mütter» haben positive Faktorenladungen und die Variablen «Kinder und Jugendliche unter 16 Jahre» sowie «Vollzeit Hausfrauen mit Kindern» negative Faktorenladungen. Hohe Faktorenwerte zeigen demnach einen hohen Individualisierungsgrad an, tiefe Faktorenwerte

halten», «Personen in Wohngemeinschaften», «kinderlose Frauen» sowie «vollererbstätige Mütter» haben positive Faktorenladungen und die Variablen «Kinder und Jugendliche unter 16 Jahre» sowie «Vollzeit Hausfrauen mit Kindern» negative Faktorenladungen. Hohe Faktorenwerte zeigen demnach einen hohen Individualisierungsgrad an, tiefe Faktorenwerte

verweisen auf die Dominanz der bürgerlich-traditionellen Lebensweise. Der zweite Faktor wird vor allem durch die beiden Variablen des sozio-professionellen Status, «Universitätsabschluss» und «hohe Einkommen» bestimmt und repräsentiert den sozialen Status.

Die beiden Variablen «niedrige Einkommen» und «Verheiratete zwischen 20 und 30» scheinen die eindeutige Interpretation der Faktoren zu beeinträchtigen. Die alleinige Ladung der Variablen «niedrige Einkommen» auf dem ersten Faktor ist darin begründet, dass Personengruppen wie Studenten und Rentner aus strukturellen Gründen über geringe Einkommen verfügen und damit diese Variable nicht in unserem Sinne eindeutig interpretierbar ist. Allerdings ist dieses Merkmal nur schwach segregiert und trägt wenig zum Modell bei (Komunalität = 0,37).

Die hohe Faktorenladung der Variable «Verheiratete zwischen 20 und 30» auf der Statusachse zeigt, dass eine frühe Heirat Folge der absolvierten Ausbildung und nicht so sehr Ausdruck eines bürgerlichen Familienideals zu sein scheint. Ebenso korreliert die Konfessionslosigkeit vor allem mit der Bildung und nur im geringeren Masse mit dem Lebensstil.

3.4 Ergebnisse

Die beiden modellierten Faktoren «sozialer Status» und «Individualisierungsgrad» bilden statistisch unabhängige Dimensionen und können daher als Koordinatenachsen für die grafische Darstellung des sozialgeografischen Raumes verwendet werden. Mit Hilfe der Faktorenwerte können die Agglomerationsgemeinden und Stadtquartiere gemäss ihrer Bevölkerungszusammensetzung im sozialgeografischen Raum positioniert werden. Je weiter oben im Raum eine Gemeinde oder ein Quartier liegt, desto höher ist im Durchschnitt der Status der Einwohnerinnen und Einwohner. Je weiter rechts eine Gemeinde oder ein Quartier liegt, umso mehr Leute leben dort in individualisierten Verhältnissen. Damit lassen sich die relationalen Bezüge zwischen den Raumeinheiten erkennen und in einem zweiten Schritt auch Verschiebungen und Veränderung über die Zeit darstellen.

Segregationsmuster nach Lebensstil und Status

In der unten stehenden Darstellung des sozialgeografischen Raumes wurde als sekundäres Merkmal die Zugehörigkeit zu einem Vorortsgürtel der Agglomeration dargestellt (vgl. Ab-

bildung 6). Die Vorortsgürtel bilden mehr oder weniger konzentrische Zonen von Gemeinden, die im selben Jahrzehnt aufgrund der jeweiligen Volkszählung zur Agglomeration gerechnet wurden. Je heller eine Kreisscheibe ist, desto später kam die Gemeinde zur Agglomeration hinzu.

Die Darstellung zeigt einen klaren Stadt-Umland-Gradienten entlang der Lebensstilachse. Zwischen den Stadtquartieren und Umlandgemeinden ist entlang der Lebensstilachse ein Graben erkennbar, der nur bei den statusniedrigen Gemeinden überwunden wird. Sämtliche Kernstadtquartiere befinden sich auf der individualisierten Seite der Lebensstilachse, während die Gemeinden des äussersten Vorortsgürtels fast gänzlich am traditionell-bürgerlichen Rand der Lebensstilachse zu finden sind. Der Gradient von Zentrum und Peripherie setzt sich auch in der Kernstadt fort. Den höchsten Individualisierungsgrad weisen die Gründerzeitquartiere und die mittelalterliche Altstadt im Zentrum auf. Die neueren Quartiere am Stadtrand liegen weiter links. Es zeigt sich damit sehr deutlich eine Korrelation zwischen dem Urbanisierungsgrad einer Gemeinde und dem Individualisierungsgrad. Entlang der Statusachse ist dagegen kein Unterschied zwischen Umlandgemeinden und Stadtquartieren erkennbar. Es gibt also gleichermassen statushohe Stadtquartiere und Agglomerationsgemeinden, wie es auch statusniedrige Stadtquartiere und Agglomerationsgemeinden gibt.

Betrachtet man die Faktorenwerte im regionalen Bezug, zeigt sich deutlich, dass die beiden Strukturierungsdimensionen je verschiedene regionale Muster hervorbringen, die sich gegenseitig überlagern. Die Polarisierung der Agglomeration in statusniedrige und statushohe Regionen zeigt ein sektorales Muster. Die Sektoren durchlaufen die Kernstadt gleichermassen wie sämtliche Agglomerationsgürtel. Die Segregation nach Lebensstilen dagegen zeigt ein Muster von konzentrischen Kreisen. Daraus ergeben sich einerseits städtische, andererseits suburbane statusniedrige Regionen sowie statushohe Wohngebiete in der Innenstadt wie auch in den Agglomerationsgemeinden.

Entwicklung zwischen 1990 und 2000

Um die Veränderung des sozialräumlichen Gefüges abzubilden, wurden für die Gemeinden und Quartiere die Faktorenwerte mit den Anteilen von 1990 gerechnet. Um die Vergleichbarkeit zu gewährleisten, wurden dabei die Modellparameter des sozialgeografischen Raumes konstant gehalten. In Abbildung 6 sind die Ver-

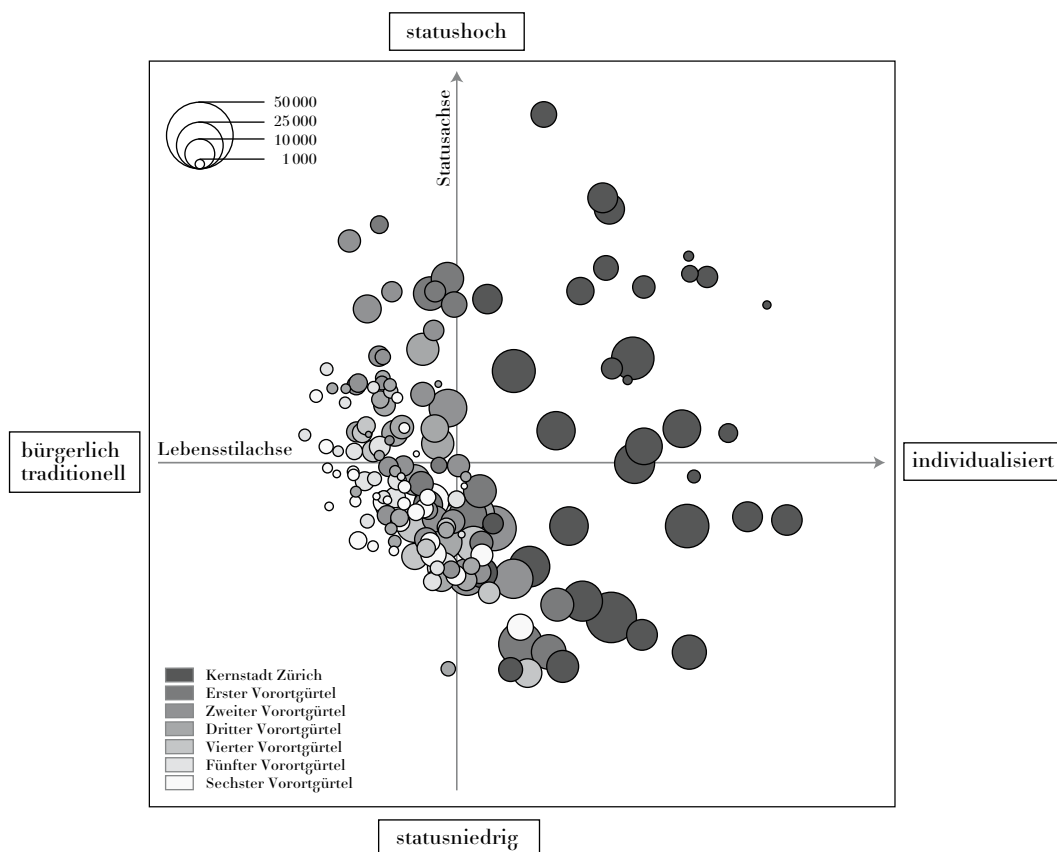
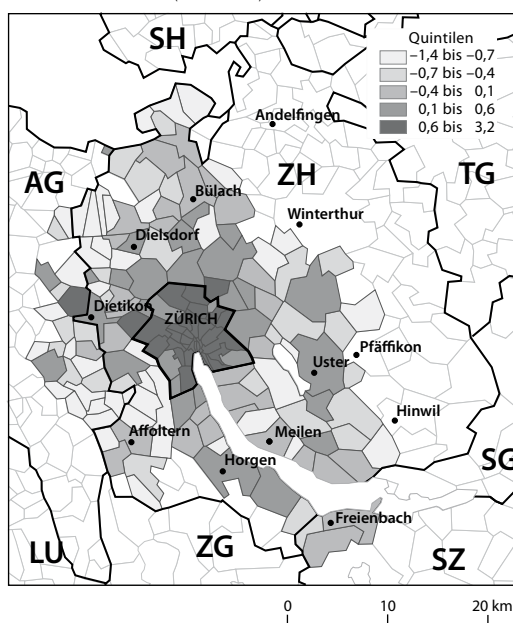


Abb. 4: Verteilung der Zürcher Agglomerationsgemeinden und der Stadtquartiere im sozial-geografischen Raum nach Grösse und Vorortgürteln 2000.

Lebensstilachse (X-Werte) 2000



Statusachse (Y-Werte) 2000

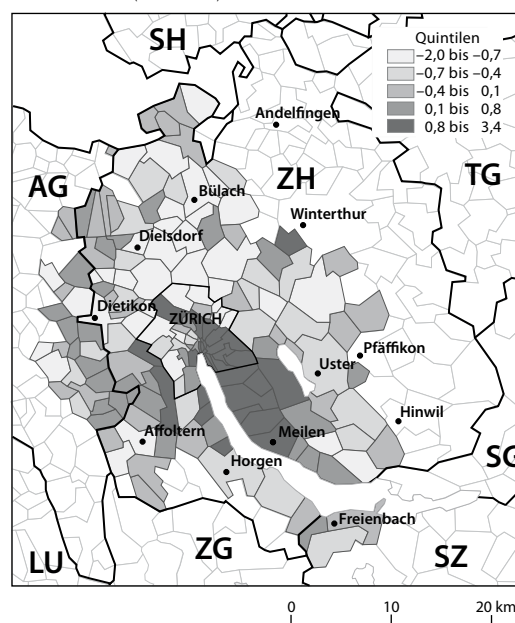


Abb. 5: Faktorwerte der Zürcher Agglomerationsgemeinden und Zürcher Stadtquartiere 2000.

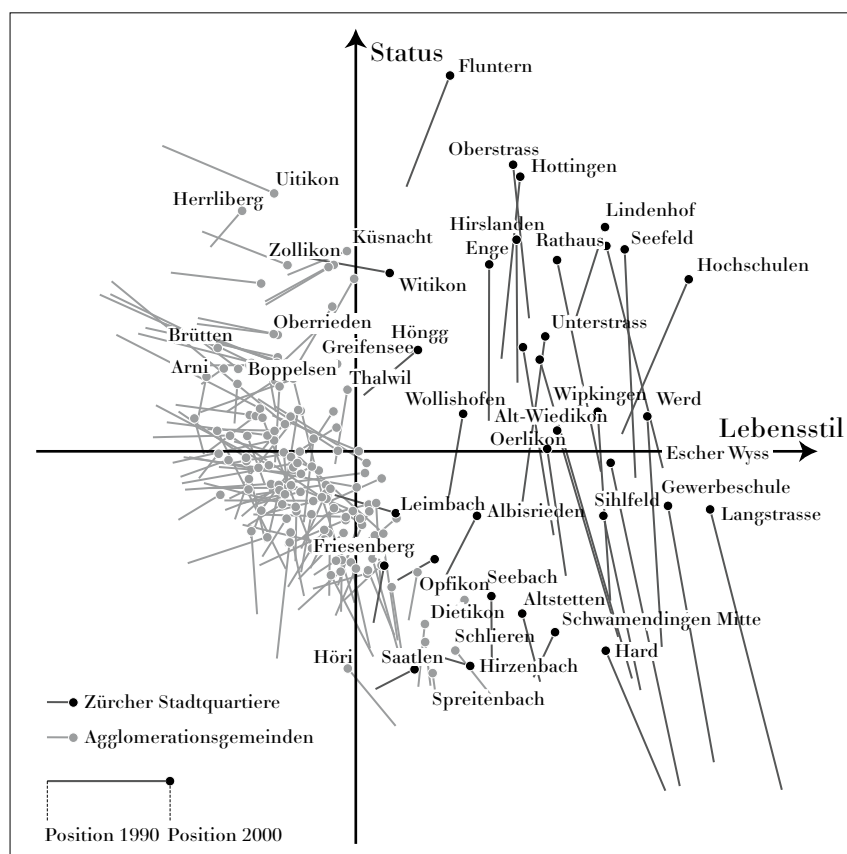


Abb. 6: Bewegungen der Zürcher Agglomerationsgemeinden und Zürcher Stadtquartiere im Faktorenraum zwischen 1990 und 2000.

änderungen der Gemeinden und Stadtquartiere dargestellt. Die Kreisscheibe markiert die Position im Jahr 2000, die graue Linie zeigt den «Weg», den die Raumeinheit zwischen 1990 und 2000 zurückgelegt hat.

Vergleicht man die Positionen der Quartiere und Gemeinden von 1990 und 2000, dann fallen zwei Entwicklungstendenzen ins Auge. Zum einen weisen die meisten Agglomerationsgemeinden eine starke Rechtsbewegung auf. Hier kommt ein gesamtgesellschaftlicher Trend der Individualisierung und Auflösung der traditionellen Familienstrukturen zum Ausdruck. Zum anderen zeichnet sich ein Grossteil der Stadtquartiere durch eine kräftige Aufwärtsbewegung aus. Insbesondere die Innenstadtquartiere haben ihr soziales Profil stark verändert und ihren sozialen Status erhöht. In dieser sozialen Aufwertung der Innenstadt kommen der Reurbanisierungsprozess der 1990er-Jahre und die teilweise Gentrifizierung der gründerzeitlichen Quartiere der Stadt Zürich zum Ausdruck.

Die soziale Aufwertung der Innenstadt hat in den letzten Jahren zu einer Verschiebung der Statushierarchie in der Agglomeration Zürich geführt. Die Regionen am unteren Ende der Statusachse befinden sich heute nicht mehr in

der Innenstadt, sondern am Stadtrand und in Teilen der Agglomeration. Der statusniedrige Pol wird von den Quartieren in Zürich Nord mit den Gemeinden der Flughafenregion und den Gemeinden (Schlieren, Dietikon und Spreitenbach) und Stadtquartieren (Altstetten, Hard und Albisrieden) im Limmattal besetzt.

4. Fazit

Die Analyse der Segregation in der Agglomeration Zürich hat gezeigt, dass die räumlich-soziale Segregation in der Agglomeration Zürich nach zwei Strukturierungsdimensionen verläuft – einer sozioökonomischen und einer soziokulturellen –, die sich durch die Segregation von unterschiedlichen Lebensstilen manifestiert. Die sozioökonomische Strukturierung teilt die Agglomeration in Wohnregionen mit hohen Anteilen statusniedriger Bevölkerungsschichten und Wohnregionen der Oberschicht.

Die grossen regionalen Unterschiede bezüglich des Anteiles der ausländischen Bevölkerung sind durch die spezifische soziale Schichtung der verschiedenen Nationalitäten verursacht und nicht durch ein anderes Segregationsver-

halten oder ethnisches *community building*. Es ergibt sich eine «doppelte» sozialräumliche Polarisierung der Agglomeration; d.h., die Segregation nach Nationalität bildet die Segregation nach sozioökonomischem Status ab, weil die Migranten aus südeuropäischen Ländern mehrheitlich einen tieferen sozioökonomischen Status haben als die Schweizer Bevölkerung und vor allem als die nord- und westeuropäischen Migranten. In den reichen Wohnregionen ist der Anteil der ausländischen Bevölkerung tendenziell gering. Die dort wohnhaften Ausländerinnen und Ausländer gehören tendenziell statushohen Schichten an und stammen mehrheitlich aus nord- und westeuropäischen Staaten. Dagegen haben die Wohnregionen der Schichten mit niedrigem sozioökonomischem Status hohe Anteile ausländischer Bevölkerung aus südeuropäischen Staaten.

Die soziokulturelle Segregation nach demografischen und Lebensstilmerkmalen zeigt einen deutlichen Gradienten der Individualisierung von der Kernstadt nach aussen an die Agglomerationsränder. In der Kernstadt dominieren moderne individualistische Wohnformen und Familienmodelle, während in den sub- und periurbanen Agglomerationsgemeinden die traditionell bürgerlichen Lebensstile vorherrschen.

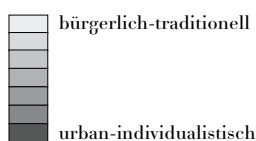
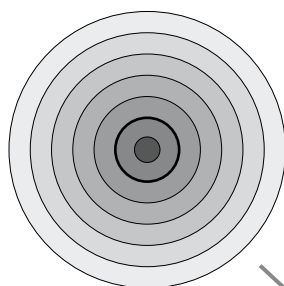
Die Segregation nach Lebensstilen zeigt damit ein Muster von konzentrischen Kreisen. Die Polarisierung der Agglomeration in statusniedrige und statushohe Regionen zeigt hingegen ein sektorales Muster. Die Sektoren verlaufen

von der Kernstadt bis an die Agglomerationsränder. So ergeben sich einerseits stark individualisierte statusniedrige Regionen sowohl in den Städten als auch im suburbanen Raum und andererseits bürgerlich-traditionelle Regionen in der Kernstadt und im Umland.

Im Jahrzehnt zwischen den Volkszählungen von 1990 und 2000 hat sich die doppelte Polarisierung der Agglomeration verfestigt und die sektorale Ausprägung der Statusregionen konsolidiert. Der Gradient zwischen Kernstadt und Umland nach Individualisierungsgrad und Modernität von Lebensstilen hat sich eher abgeschwächt. Die typisch urbanen Lebensformen wie Einpersonenhaushalt oder die Erwerbstätigkeit von Müttern sind in die suburbane Agglomeration diffundiert. Eine Ausnahme bildet dabei die Lebensform der Wohngemeinschaft, die sich zum typisch urbanen Phänomen entwickelt hat.

Als augenfälligste Veränderung der untersuchten Dekade ist die markante sozioökonomische Aufwertung der Kernstadt hervorzuheben. Insbesondere die innenstadtnahen Quartiere der Kreise 3, 4, 5 und 10 haben sich von marginalisierten Regionen zu Wohngebieten einer urbanen Mittelschicht entwickelt. Die noch 1990 in der Innenstadt messbaren A-Stadt-Phänomene (Überalterung, hohe Anteile unterprivilegierter ausländischer und sozial schwacher Personen) haben sich im Verlauf des Jahrzehnts in die Stadtrandquartiere und Gemeinden der inneren Agglomerationsgürtel verlagert.

Konzentrisches Segregationsmuster
nach Individualisierungsgrad der Lebensstile



Sektorales Segregationsmuster
nach sozioökonomischem Status

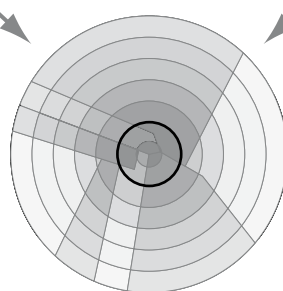
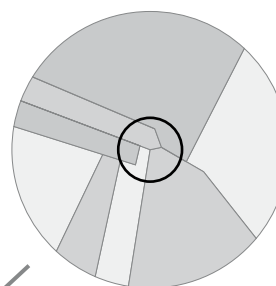


Abb. 7: Schematische Darstellung der Segregationsmuster nach Status und Lebensstil.

Anmerkungen

- 1 Die Agglomeration Zürich besteht aus 131 Agglomerationsgemeinden, von denen 103 im Kanton Zürich, 25 im Kanton Aargau und 3 im Kanton Schwyz liegen. Rund ein Drittel der Agglomerationsbevölkerung wohnt in der Kernstadtgemeinde Zürich. Um ihre innere Gliederung zu berücksichtigen, wurden die 34 historisch gewachsenen Stadtquartiere der Stadt Zürich als äquivalent zu den Agglomerationsgemeinden behandelt.
- 2 Die folgenden Ämter finanzierten und begleiteten die Studie: Fachstelle für interkulturelle Fragen, Fachstelle für Stadtentwicklung, Soziale Dienste Zürich, Statistik Stadt Zürich, Statistisches Amt des Kantons Zürich, Wirtschaft/ Standortmarketing.
- 3 Die von Ulrich Beck (1983, 1986) in den früheren 1980er-Jahren vorgebrachte Individualisierungsthese wurde stark kritisiert, weil sie suggerierte, dass die vertikale Klassenstrukturierung der Gesellschaft sich aufgelöst hätte und es nur noch Lebensstilunterschiede gäbe (vgl. z.B. Geissler 2000; Friedrichs 1998; Müller 1992). Andere Autoren zeigen auf, dass etwa im Wahlverhalten auch noch traditionelle Bindungen (religiöse, gewerkschaftliche etc.) eine grosse Rolle spielen (vgl. z.B. Müller 1998). Die meisten dieser Kritiker räumen jedoch ein, dass eine Pluralisierung der Lebensstile stattgefunden hat und dass das Individuum in wichtigen Bereichen des Lebens mehr Eigenverantwortung und individuellen Handlungsspielraum hat. Lebensstil und Individualisierung ist nicht losgelöst von Status und Klassenstruktur verwendbar. Der Grad der Individualisierung des Lebensstils ist aber heute ein bedeutendes Merkmal der horizontalen Differenzierung der Gesellschaft.
- 4 Da sich das Untersuchungsgebiet über die Stadtgrenze hinaus und über mehrere Kantone erstreckt, wurden vergleichbare Daten aus den Volkszählungen von 1990 und 2000 und aus der Statistik der Direkten Bundessteuer für die entsprechenden Veranlagungsjahre verwendet.

Literatur

- BECK, U. (1983): Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: KREKEL, R. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen, S. 35–74.
- BECK, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main.
- BOURDIEU, P. (1991): Physischer Raum, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: WENTZ, M. (Hrsg.): *Stadträume*. Frankfurt am Main, S. 25–34.
- BOURDIEU, P. (1994): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main.
- BÜHLER, E. (2001): *Frauen- und Gleichstellungsatlas Schweiz*. Zürich.
- DANGSCHAT, J. (1990): Geld ist nicht (mehr) alles – Gentrification als räumliche Segregierung nach horizontalen Ungleichheiten. In: BLASIUS, J.; DANGSCHAT, J. (Hrsg.): *Gentrification: Die Aufwertung innenstadtnaher Wohnviertel*. Frankfurt am Main, S. 69–92.
- FRIEDRICHS, J. (1998): (Hrsg.): *Die Individualisierungsthese*. Opladen.
- GAEBE, W. (1991): Agglomerationsräume in West- und Osteuropa. In: *Agglomerationen in West und Ost. Wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Ostmitteleuropa-Studien*. Marburg, S. 3–21.
- GEISSLER, R. (2000): *Sozialer Wandel in Deutschland*. Informationen zur politischen Bildung, 269. Bonn.
- HÄUSSERMANN, H.; SIEBEL, W. (1996): *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*. Weinheim, München.
- HEINEBERG, H. (2000): *Grundriss Allgemeine Geographie: Stadtgeographie*. Paderborn.
- HERMANN, M.; LEUTHOLD, H. (2002): Die gute Adresse. Divergierende Lebensstile und Weltanschauungen als Determinanten der innerstädtischen Segregation. In: MAYR, A.; MEURER, M.; VOGT, J. (Hrsg.): *Stadt und Region – Dynamik von Lebenswelten*. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen zum 53. Geographentag in Leipzig, S. 236–250.
- HEYE, C.; LEUTHOLD, H. (2004): *Segregation und Umzüge in der Stadt und Agglomeration Zürich 1990–2000*. Zürich.
- HRADIL, S. (1995): *Die Single-Gesellschaft*. München.
- HRADIL, S. (2003): Vom Wandel des Wertewandels. Die Individualisierung und eine ihrer Gegenbewegungen. In: GLATZER, W. et al. (Hrsg.): *Sozialer Wandel und gesellschaftliche Dauerbeobachtung*. Opladen, S. 31–47.
- HUISOUD, T.; STOFER, S.; CUNHA, A.; SCHULER, M. (1999): *Structures et tendances de la différenciation dans les espaces urbains en Suisse. Rapport de recherche No. 145*. PNR 39 Migrations et relations interculturelles.
- KLEE, A. (2001): *Der Raumbezug von Lebensstilen in der Stadt*. Münchner Geographische Hefte Nr. 83. München.
- LEUTHOLD, H. (1999): «Die gute Adresse. Innerstädtische Wohnstandortverteilung in Zürich als Produkt sozial differenzierter Klassifikation». Unveröffentlichte Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich.
- MOULAERT, F.; SWYNGEDOUW, E. A. (1989): A regulation approach to the geography of flexible production systems. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 7, pp. 327–345.
- MÜLLER, H. P. (1992): *Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit*. Frankfurt am Main.

Corinna Heye
Sozialgeografin
Gruppe sotomo
Geografisches Institut der
Universität Zürich
Winterthurerstrasse 190,
8057 Zürich
cheye@geo.unizh.ch

Heiri Leuthold
Sozialgeograf
Gruppe sotomo
Geografisches Institut der
Universität Zürich
Winterthurerstrasse 190,
8057 Zürich
leuthold@unizh.ch

- MÜLLER, W. (1998): Sozialstruktur und Wahlverhalten. Eine Widerrede gegen die Individualisierungsthese. In: FRIEDRICHS, J. (Hrsg.): *Die Individualisierungsthese*. Opladen, S. 249–262.
- PFAU-EFFINGER, B. (1997): *Kultur oder Institutionen? Kulturelle und wohlfahrtsstaatliche Kontextbedingungen der Erwerbsbeteiligung von Frauen im europäischen Vergleich*. Bremen.
- SASSEN, S. (1991): *The Global City*. Princeton.
- SIEVERTS, T. (2001): *Zwischenstadt: zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit im Stadt und Land*. Berlin, Gütersloh.
- TAYLOR, P. J. (2004): *World City Network: A global urban analysis*. London.
- VESTER, M.; VON OERTZEN, P.; GEILING, H.; HERMANN, T.; MÜLLER, D. (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Köln.

Manuskript 3:

Hermann, M.; Heye, C. & H. Leuthold:

Drei Indizes zu räumlichen Disparitäten – theoriegeleitete Sozialraumanalyse unter den Bedingungen einer pluralisierten und individualisierten Gesellschaft.

In: Meyer, F. (Hrsg.): Wohnen - Arbeit - Zuwanderung.

Stand und Perspektiven der Segregationsforschung. Beiträge zur europäischen Stadt- und Regionalforschung. Münster. Im Druck.

Michael Hermann, Corinna Heye, Heiri Leuthold

Drei Indizes zu räumlichen Disparitäten – theoriegeleitete Sozialraumanalyse unter den Bedingungen einer pluralisierten und indivi- dualisierten Gesellschaft

Einleitung

In diesem Beitrag werden drei neue Indizes zur Beschreibung von räumlichen Disparitäten der Bevölkerungsstruktur und ihrer Veränderung vorgestellt. Die drei Indizes beschreiben den sozialen Status, Lebensformen und Fremdsprachigkeit der Bevölkerung. Theoretisch und methodisch knüpft die Entwicklung der Indizes an die quantitative Sozialraumanalyse der beiden amerikanischen Soziologen Shevky & Bell (1961) an. Das ursprünglich für die Beschreibung der sozialen Segregation in Städten entwickelte Konzept wurde hierfür an die Bedingungen der Schweiz im 21. Jahrhundert angepasst und räumlich auf den suburbanen und ländlichen Raum erweitert. Der zweite theoretische Bezugspunkt bildet die Gesellschaftstheorie von Bourdieu und ihre Adaptierung auf verschiedene Länder (Vester et al. 1999). Ein Kernelement dieser Theorie ist das Konzept des sozialen Raums. Dies ist ein zweidimensionaler Raum, in dem sich die wichtigsten gesellschaftlichen Gegensätze abbilden lassen. Der soziale Raum umfasst neben der vertikalen Differenzierung nach Status eine horizontale Differenzierung nach unterschiedlichen Grundorientierungen und Lebensstilen. Diese beiden Dimensionen des sozialen Raums werden durch zwei der drei Disparitätsindizes beschrieben, den Statusindex für den sozialen Status und den Individualisierungsindex für die Lebensformen. Der Fremdsprachigkeitsindex für die sprachliche Nicht-Integration bildet eine wichtige Ergänzung.

Adaptierte Sozialraumanalyse

Kritik an der klassischen Sozialraumanalyse

In den 1950er Jahren wurde die Sozialraumanalyse durch Shevky & Bell (1961) als Instrument zur Analyse der Stadtstruktur begründet. Es wurden deduktiv drei Dimensionen der sozialräumlichen Differenzierung festgelegt, die durch sieben Variablen operationalisiert wurden. Shevkys und Bells „Social Area Analysis“ basiert auf den Modernisierungspostulaten der Industriegesellschaft, spätere Phänomene wie etwa die Pluralisierung der Lebensstile erfassen diese sieben Variablen jedoch nicht. Daher wurde vermehrt als Alternative zur deduktiven Sozialraumanalyse auf die induktiv ausgerichtete, explorative Faktorialökologie ausgewichen (Geiling 2001, Gutfleisch 2001, Steinbach et al. 2001, Hermann & Meinlschmidt 1995). Die zentrale Schwierigkeit der explorativen Faktorenanalyse ist die Auswahl der Variablen. Diese müssen einerseits eindeutig interpretierbar sein und zweitens eine Relevanz aufweisen. Die Tendenz, dass in der Faktorialökologie relativ willkürlich viele Variablen unbesehen ihrer Bedeutung und Relevanz dem reduktiven Verfahren zugeführt wurden, brachte dem Verfahren die Kritik des «Naiven Empirismus» und der Theorielosigkeit ein (Zehner 2004).

Die angeführten Kritikpunkte an der deduktiv orientierten Sozialraumanalyse und der induktiven Faktorialökologie führen zu einer Synthese der beiden Ansätze, welche die Vorteile beider Verfahren vereinigt und ihre Defizite ausgleicht. Zum einen ist eine Umkehr zurück zur theoriegeleiteten Sozialraumanalyse im Sinne von Shevky und Bell notwendig (Zehner 2004). Die innerstädtische Strukturierung soll als Abbild der gesellschaftlichen Differenzierung betrachtet und auch als solche analysiert werden. Dies erfordert ein adäquates theoretisches Modell, das die soziale Differenzierung unter den Bedingungen einer postindustriellen bzw. spätmodernen Gesellschaft (Giddens 1994) wiedergibt. Zum anderen ist das methodische Instrumentarium der explorativen Faktorialökologie sinnvoll, da es einen gewissen Schutz vor dem Fehler zweiten Grades bietet (Heye & Leuthold 2006). Als Anforderung an eine neu aufgelegte theoriegeleitete Sozialraumanalyse gelten aus unserer Sicht folgende Punkte:

- Die Indikatoren zur Messung der Differenzierung werden theoretisch aus einem adäquaten und zeitgemässen Modell zur gesellschaftlichen Differenzierung abgeleitet.
- Modellfremde Merkmale (z.B. ökonomische, kulturelle oder institutionelle), die räumlich stark variieren und in einem Zusammenhang mit der sozialräumlichen Strukturierung stehen (können), werden als passive oder sekundäre Variablen später in das Modell integriert.

- Die Operationalisierung der Indikatoren muss so erfolgen, dass die gebildeten Konstrukte das zu messende Merkmal optimal wiedergeben. Das heisst, die Grundgesamtheit ist jeweils so zu wählen, dass die räumliche Verteilung eines Merkmales nicht von einem anderen Merkmal beeinflusst wird (z.B. biographischer Bias) (Hermann et al. 2005).

Dimensionen

Die klassische quantitative Sozialraumanalyse von Shevky und Bell (1961) geht von drei unabhängigen Dimensionen der räumlich-sozialen Strukturierung von urbanen Räumen aus: die Hierarchie der Wohnquartiere nach sozialem Rang, der Modernisierungsgrad der Bevölkerung und die Segregation von Ethnien und Nationalitäten. Damit dieses Modell auf die aktuellen schweizerischen Verhältnisse angewendet und auf den suburbanen und ländlichen Raum ausgedehnt werden kann, sind verschiedene Modifikationen notwendig (Hermann et al. 2005).

Analog zu Shevky und Bell wird die erste Dimension der Bevölkerungsstruktur als «sozialer Status» festgelegt. Sie wird dabei mit Indikatoren zu Einkommen, Bildung und zur Stellung im Beruf operationalisiert und zu einem Statusindex zusammengefasst.

Der Modernisierungsgrad der Bevölkerung im Sinne der klassischen Sozialraumanalyse beschreibt den Gegensatz zwischen ländlich-traditionellen und urbanen Lebensformen. Im Kern geht es dabei um die mit der Auflösung traditioneller Familienstrukturen verbundene Individualisierung der Lebensformen. An Stelle des thematisch unspezifischen Begriffs «Modernisierung » wird hier der Begriff der «Individualisierung» verwendet. Grundlage für den Individualisierungsindex bilden Indikatoren zu Familienmodellen und Haushaltstypen.

Die dritte, die ethnische, Dimension der klassischen Sozialraumanalyse bedarf der stärksten Adaption. Diese Ansätze stammen aus den USA, wo die räumliche Entmischung der verschiedenen Zuwanderergruppen in den Grossstädten eine grosse Bedeutung besitzt. In der Schweiz bildet das Ethnische allerdings keinen treibenden Faktor der Segregation (Wanner 2004). Bedeutsamer als die ethnische Entmischung der verschiedenen Zuwanderergruppen ist die räumliche Konzentration von schlecht integrierten Zuwanderern (unterschiedlicher Herkunft) und die damit verbundene räumliche Konzentration der Integrationsaufgaben. Mit dem Fremdsprachigkeitsindex wird der Anteil der Bevölkerung gemessen, der sich aufgrund von sprachlichen Barrieren in der Aufnahmegesellschaft schlecht verständigen kann.

Shevky und Bell gingen in ihrer Analyse von der Unabhängigkeit ihrer Dimensionen. Die drei neu entwickelten Disparitätsindizes sind zwar inhaltlich klar voneinander unabhängig, ein Anspruch auf statistische Unabhängigkeit wird

jedoch nur für die Kombination von Status- und Individualisierungsindex angestrebt. Diese beiden Indizes entsprechen den Grunddimensionen der gesellschaftlichen Differenzierung. In Form eines Status-Individualisierungs-Diagramms bilden sie eine Repräsentation des «sozialen Raums» nach dem Konzept von Bourdieu (1994).

Indexbildung

Methodisch wurde vom heute gebräuchlichen Vorgehen einer rein induktiven Faktorialökologie, welche die einzelnen Indizes auf der Basis einer explorativen Faktorenanalyse ermittelt, abgewichen. Unter Rückgriff auf das ursprüngliche Konzept der Sozialraumanalyse, wie es von Shevky und Bell entwickelt wurde, basieren die drei Disparitätsindizes auf einem kombinierten deduktiv-empirischen Ansatz. In einem ersten Schritt werden die Indizes auf der Basis von theoretischen Überlegungen operationalisiert und entsprechende Indikatoren ausgewählt, in einem zweiten Schritt werden die Indikatoren auf ihre empirische Qualität überprüft. Um die statistische Unabhängigkeit zwischen den Indizes zum sozialen Status und zur Individualisierung zu garantieren, wird die Wahl der entsprechenden Indikatoren und ihre Gewichtung durch eine Faktorenanalyse unterstützt.

Inhaltlich-theoretische Überlegungen bilden die primäre Grundlage für die Wahl der Indikatoren. Es geht darum, Indikatoren zu finden, welche die verschiedenen Aspekte des zu messenden Phänomens abdecken. Damit die Indikatoren nur das messen, was sie messen sollen, müssen sie so angepasst werden, dass Störeinflüsse ausgeschlossen sind. Besonders bedeutsam ist dabei die Problematik des biografischen Bias. Um solche Bias zu eliminieren, muss die Grundgesamtheit eingegrenzt werden. Dies gilt insbesondere für die Variablen zu Bildung, Einkommen, Beruf, Haushaltstyp und Familienmodell, deren Ausprägungen zwischen den Altersklassen stark variieren.

Das zweite Kriterium für die Auswahl und Gewichtung der Indikatoren ist deren empirische Relevanz für die Beschreibung räumlicher Disparitäten. Eine wichtige Masszahl hierfür ist der Grad der räumlichen Ungleichverteilung. Diese wird anhand des Segregationsindex von Duncan & Duncan (1955) berechnet. Für den Status- und den Individualisierungsindex besteht als zusätzliches empirisches Kriterium die gegenseitige statistische Unabhängigkeit. Mit einer Faktorenanalyse wurden die einzelnen Indikatoren darauf getestet, ob sie eindeutig einer der beiden Dimensionen zugeordnet werden können. Indikatoren, bei denen diese Eindeutigkeit nicht gegeben ist, wurden ausgeschlossen. Die Gewichtung der beiden unabhängigen Grunddimensionen wurde auf die Kennzahlen der Faktorenanalyse abgestützt. Es wurden dabei die so genannten Factorscores verwendet, die dem Erklärungsanteil der einzelnen Inputvariablen für das Gesamtmodell entsprechen.

Um die Vergleichbarkeit zwischen den verschiedenen Indizes herzustellen, werden sie normiert. Die Normierung der Indizes wurde so durchgeführt, dass sich die Werte der untersuchten Raumeinheiten in einem sinnvollen Zahlenbereich bewegen¹.

Datenbasis

Als Datengrundlage dienen die Personen- und Haushaltsdaten der Volkszählungen von 2000. Die Angaben über die Einkommensverteilung stammen aus der Statistik zur direkten Bundessteuer der Eidgenössischen Steuerverwaltung (ESTV) der Steuerperiode 1999/2000. Für die Mehrheit der auf Quartierebene untersuchten Städte existieren nur Daten zu den Einkommensklassen der gesamten Gemeinde. Die Werte der Einkommensklassen in den Stadtquartieren mussten deshalb mit einem Regressionsmodell geschätzt werden. Als Variablen für die Schätzung wurden der Quadratmeterpreis und die Wohnfläche pro Äquivalenzperson² verwendet. Die Festlegung der Parameter der Regressionsgleichung konnte anhand verfügbarer Steuerdaten der Stadtquartiere von Lausanne, Winterthur und Zürich durchgeführt werden.

Raumeinheiten

Oft werden bei kleinräumigen Analysen politische Gemeinden als Raumeinheiten verwendet. Wie in anderen Ländern auch weisen diese in der Schweiz sehr grosse Unterschiede bezüglich ihrer Einwohnerzahl auf. Im Jahr 2000 reichte der Schwankungsbereich von Corippo im Tessin mit 22 Einwohnern bis Zürich mit über 360'000 Einwohnern. Neben der schlechten Vergleichbarkeit derart unterschiedlicher Raumeinheiten führt die geringe Einwohnerzahl insbesondere von Landgemeinden zu statistischen Problemen. Daher werden die Kleinstgemeinden zu Gemeindegruppen mit einer Bevölkerungsanzahl von mindestens 1'000 Einwohnern zusammengelegt³ und die grossen Städte mit über 30'000 Einwohner in ihre Stadtquartiere untergliedert. So werden die grossen Unterschiede in der Einwohnerzahl auf einen Bereich zwischen 1000 und 30'000 Einwohnern reduziert. Es entstehen dabei 1977 Gemeinde(gruppe)n und Quartiere bzw. Quartiergruppen.

¹ Referenzpunkt für alle vier Indizes bildet der Indexwert der gesamten Schweiz. Dieser Wert wird auf 50 Punkte festgesetzt. Die Varianz der einzelnen Werte wird auf eine fixe Standardabweichung von 8 normiert. Mit dieser Normierung befinden sich die meisten Indexwerte in einem Zahlenbereich zwischen 0 und 100, nur in Ausnahmefällen nehmen sie auch Werte ausserhalb dieses Bereichs ein.

² Das Konzept der Äquivalenzpersonen berücksichtigt, dass der Flächenverbrauch der ersten erwachsenen Person in einem Haushalt grösser ist als der Flächenverbrauch zusätzlicher Erwachsener und Kinder im selben Haushalt. Für die Berechnung der Äquivalenzpersonen pro Haushalt erhält der erste Erwachsene ein Gewicht von 1, weitere Erwachsene das Gewicht von 0.5 und Kinder unter 15 Jahren das Gewicht von 0.3 (Ecoplan 2004).

³ gemäss Steffen & Schulz (2005)

Beschreibung der drei Disparitätsindizes

Sozialer Status

Vertikale Statusunterschiede bilden eine zentrale Dimension der gesellschaftlichen Differenzierung. Die segregationsbedingten Konzentrationen von Statusgruppen an verschiedenen Orten führen jedoch zur Übertragung von Statusunterschieden auf den Raum.

Der Statusindex bildet regionale Unterschiede der vertikalen sozialen Schichtung ab. Er ist ein Mass für die relativen Bevölkerungsanteile der Oberschicht und der Unterschicht an einem Ort. Zu diesen Komponenten gehören in erster Linie die materiellen Ressourcen (ausgedrückt in Einkommen und Vermögen), die formale Bildung und die Stellung im Beruf. Um diese drei Aspekte der sozialen Schichtung zu berücksichtigen, werden für die Berechnung des Statusindex drei Indikatorengruppen verwendet: Das jährliche Reineinkommen, der höchste Bildungsabschluss und die sozioprofessionelle Kategorie.

Der Statusindex wird als gewichtete Summe von sechs Indikatoren berechnet. Drei der sechs Indikatoren messen dabei die Stärke des statushohen Bevölkerungsanteils (bzw. der Oberschicht) an einem Ort. Die entsprechenden Indikatoren «Tertiäre Bildung», «Oberstes Management/Freie Berufe» und «Hohe Einkommen» fliessen als positive Werte in den Index ein. Die drei anderen Indikatoren bemessen den Anteil des statusniedrigen Bevölkerungsanteils (bzw. der Unterschicht) an einem Ort. Es sind dies die Indikatoren «Primäre Bildung», «Statusniedrige Berufe» und «Niedrige Einkommen», welche als negative Werte in den Index einfließen. Das heisst, der Statusindex einer Raumeinheit ist umso höher, je grösser der Bevölkerungsanteil mit hohen Statusmerkmalen und je kleiner der Anteil der Bevölkerung mit tiefen Statusmerkmalen ist.

Die Faktorenanalyse zeigte, dass die Indikatoren eines hohen sozialen Status ein grösseres Erklärungspotenzial besitzen (d.h. sie erzielen höhere Factorscores) als die Indikatoren für einen tiefen sozialen Status. Sie erhalten deshalb ein grösseres Gewicht. Aus methodisch-theoretischen Überlegungen wurde das Gewicht der Einkommensvariablen gegenüber den empirischen Werten der Faktorenanalyse erhöht und jenes zu den sozioprofessionellen Kategorien gesenkt. Der Grund liegt darin, dass sich in den sozioprofessionellen Kategorien teilweise der Bildungsabschluss spiegelt. Das Einkommen misst dagegen einen eigenständigen Aspekt des sozialen Status.

$$\text{Statusindex} = 2.5 \cdot \text{TER} - 2 \cdot \text{PRI} + \text{OMF} - \text{NST} + 4 \cdot \text{HEK} - 2 \cdot \text{NEK}$$

TER = Tertiäre Bildung (über 25-Jährige)

Höchste abgeschlossene Ausbildungsstufe: Höhere Fach- und Berufsausbildung, Höhere Fachschule, Fachhochschule, Universität, Hochschule

PRI = Primäre Bildung (über 25-Jährige)

Höchste abgeschlossene Ausbildungsstufe: Keine Ausbildung abgeschlossen, Obligatorische Schule

OMF = Oberes Management & freie Berufe (Erwerbstätige)

Sozioprofessionelle Kategorie der Erwerbstätigen: Oberstes Management, Freie Berufe

NST = Statusniedrige Berufe (Erwerbstätige)

Sozioprofessionelle Kategorie der Erwerbstätigen: Ungelernte Arbeiter in der Landwirtschaft, Ungelernte Arbeiter in der Produktion und im Baugewerbe, Ungelernte Angestellte im Dienstleistungsbereich

HEK = Hohe Einkommen (Steuerpflichtige)

Reineinkommen über 75'000 Franken im Jahr 1990 bzw. über 93'000 Franken im Jahr 2000 (Entspricht der Teuerung der Konsumentenpreise um 25 %)

NEK = Niedrige Einkommen (Steuerpflichtige)

Reineinkommen unter 40'000 Franken im Jahr 1990 bzw. unter 50'000 Franken im Jahr 2000 (Entspricht der Teuerung der Konsumentenpreise um 25 %)

Lebensformen und Individualisierung

Als Folge der Pluralisierung der Gesellschaft sind Lebensformen zu wichtigen Merkmalen der regionalen Differenzierung geworden. Traditionelle Rollenverständnisse, kollektive Identitäten und Bindungen – seien sie religiös oder säkular – haben an Festigkeit verloren und so auch ihre Leitfunktion für Lebensentwürfe und realisierte Lebensformen eingebüsst. Im Zuge dieses als Individualisierung bezeichneten gesellschaftlichen Wandels, haben sich neben dem traditionellen bürgerlichen Haushalts- und Familienideal der Nachkriegszeit verschiedene alternative Lebensformen etabliert (Häussermann & Siebel 1996).

Der Grad der Individualisierung einer Lebensweise lässt sich als Abweichung von der traditionellen bürgerlichen Lebensform definieren. Der Grad der gesellschaftlichen Individualisierung eines Wohnortes wird demzufolge durch die relativen Anteile von Personen bestimmt, die in bürgerlich traditionellen bzw. individualisierten Verhältnissen leben.

Eine erste wichtige Indikatorengruppe für den Individualisierungsindex basiert auf dem Haushaltstyp. Der Haushaltstyp ist einerseits Ausdruck der individu-

ellen Lebensgestaltung, er besitzt andererseits aber auch eine stark biografische Komponente. Kinder und Jugendliche wohnen in der Regel in Familienhaushalten, ältere Personen, deren Kinder bereits erwachsen sind, leben meist in Paar- oder Einpersonenhaushalten. In der Altersphase von etwa 30 bis 50 Jahren kommt im Haushaltstyp am stärksten die selbst gewählte Lebensform zum Ausdruck: Für die einen ist dies das Familienleben, für andere eine Partnerschaft ohne Kinder, für noch andere das «getrennte Zusammenleben» (living-together-apart) oder die Wohngemeinschaft.

Eine zweite wichtige Indikatorengruppe zur Bestimmung der Individualisierung bilden Rollenmodelle von Frau und Mann in der Familie. Diese verweisen auf den Grad der Loslösung von traditionellen Lebensentwürfen. Die vier von Bühler (2001) operationalisierten geschlechter-kulturellen Familienmodelle unterscheiden sich in Bezug auf die Aufteilung von Erwerbs- und Betreuungsarbeit zwischen den Eltern. Im traditionell-bürgerlichen Familienmodell ist der Mann vollwerbstätig und die Frau widmet sich der Haus- und Familienarbeit. Das traditionell-bürgerliche Modell steht für einen geringen Individualisierungsgrad. Ihm stehen andere Modelle gegenüber. Zunächst das modernisierte bürgerliche Familienmodell, in welchem die Mutter neben der Familienarbeit teilzeitlich erwerbstätig ist. Das egalitäre Familienmodell weicht am meisten vom traditionell-bürgerlichen ab. Es lassen sich dabei ein erwerbsbezogenes Modell mit der Vollerwerbstätigkeit von Mutter und Vater und ein familienbezogenes Modell mit der Teilzeiterwerbstätigkeit der beiden Elternteile unterscheiden. Ein weiterer Indikator, der die Individualisierung der Geschlechterrollen beschreibt, ist der Anteil Frauen zwischen 35 und 44 Jahren, die in Haushalten ohne Kindern leben. Es wird davon ausgegangen, dass sich diese gegen Kinder und für eine Karriere entschieden haben (Bühler & Heye 2005).

Als Idealtypus der bürgerlichen Lebensform kann das traditionell-bürgerliche Familienmodell gesehen werden. Da dieser Indikator eine Masszahl für einen geringen Individualisierungsgrad ist, fließt er mit einem negativen Vorzeichen in den Individualisierungsindex ein. Mit den Indikatoren «Wohngemeinschaften», «Einpersonenhaushalte», «Frauen ohne Kinder» und «Erwerbstätigkeit von Müttern» werden die verschiedenen Aspekte der Individualisierung erfasst. Diese Indikatoren erhalten dementsprechend ein positives Vorzeichen. Die Gewichtung der Indikatoren orientiert sich an den Ergebnissen (d.h. Factorscores) der Faktorenanalyse, die zusammen mit den Statusindikatoren durchgeführt wurde.

$$\text{Individualisierungsindex} = 3 \cdot \text{EPH} + 1.2 \cdot \text{WG} + 2.5 \cdot \text{FOK} + 3 \cdot \text{MER} - 1.5 \cdot \text{TBM}$$

EPH = Einpersonenhaushalte (30- bis 50-Jährige)

Haushaltstyp: Einpersonenhaushalte

WG = Wohngemeinschaften (30- bis 50-Jährige)

Haushaltstyp: Nichtfamilienhaushalte mit Verwandten, ohne weitere Personen, Nichtfamilienhaushalte mit Verwandten und weiteren Personen, Haushalte nicht verwandter Personen

MER = Erwerbstätige Mütter (25- bis 44-Jährige)

Arbeitsmarktstatus von Frauen in Haushalten mit Kindern: Vollzeiterwerbstätige, Teilzeiterwerbstätige mit einer oder mehreren Stelle

FOK = Frauen ohne Kinder (35- bis 44-Jährige)

Frauen in Haushalten ohne Kinder

TBM = traditionell-bürgerliches Familienmodell

Familien mit Kindern unter 16 Jahre mit Arbeitsmarktstatus: Vollerwerbstätig (Vater), sowie Nichterwerbsperson und Haushalt (Mutter)

Integration und Fremdsprachigkeit

Für Zuwanderer bildet die Möglichkeit, sich mit der Bevölkerung der Aufnahmegesellschaft sprachlich zu verständigen, eine wichtige Voraussetzung für die Teilnahme am öffentlichen Leben, die Eingliederung in die Arbeitswelt und den Zugang zu lokalen Werten und Normen. Folglich bilden entsprechende Sprachkompetenzen einen wichtigen Faktor der Integration. Das Beherrschen der lokalen Sprache kann aber nicht mit Integration gleichgesetzt werden. Ob eine Person tatsächlich in die Aufnahmegesellschaft eingegliedert ist, lässt sich mit den verfügbaren quantitativen Variablen nicht feststellen.

Mit den Variablen zum Sprachgebrauch kann jedoch ein Mass gefunden werden für den Grad der sprachlichen Nicht-Integration der Bevölkerung. Der Fremdsprachigkeitsindex ist eine Kennzahl für den Anteil der Bevölkerung, der aufgrund mangelnder sprachlicher Kompetenzen am Integrationsprozess gehindert ist.

In der Volkszählung wird zwischen der Haupt- und den Umgangssprachen unterschieden. Die Hauptsprache ist die Sprache, in der eine Person denkt und sich am besten ausdrücken kann. Umgangssprachen sind Sprachen, die von einer Person zuhause oder im Erwerbsleben (bzw. in der Schule) verwendet

werden. Während eine Person nur eine Hauptsprache hat, kann sie mehrere Umgangssprachen sprechen.

Für die Berechnung des Fremdsprachigkeitsindex wird soweit wie möglich auf die Angaben zur Umgangssprache Bezug genommen. Die Fähigkeit sich verständigen zu können oder nicht, leitet sich nicht aus der Hauptsprache einer Person ab, sondern aus der Gesamtheit der Sprachen, die sie beherrscht.

Der sprachliche Zugang zur lokalen Gesellschaft kann anhand von drei sich kumulierenden Sprachbarrieren bemessen werden. Die erste Barriere bildet das Nicht- Beherrschen der Regionalsprache⁴.

Eine zusätzliche Barriere besteht für Personen, die weder eine Landessprache noch Englisch sprechen. Mit diesen geläufigen Sprachen kann man sich verständlich machen und zumindest teilweise am öffentlichen Diskurs teilhaben. Das Nicht-Beherrschen aller dieser Sprachen stellt deshalb eine doppelte Barriere dar.

Die dritte Sprachbarriere trennt Personen, deren Sprache eine linguistische Verwandtschaft mit einer Landessprache aufweist, von Personen deren Sprache zu einer anderen Sprachfamilie gehört. Wer eine Sprache der germanischen oder romanischen Sprachfamilie spricht, findet aufgrund der linguistischen Ähnlichkeit viele sprachliche Anknüpfungspunkte im schweizerischen Alltag. Das Fehlen dieser Anknüpfungspunkte bei anderen Sprachfamilien bildet deshalb eine dritte Kommunikationsbarriere.

Von den drei oben aufgezeigten Sprachbarrieren kommt die grösste Bedeutung der ersten zu, das heisst dem Beherrschen bzw. Nicht-Beherrschen der am Wohnort gesprochenen Regionalsprache. Mit dem Nicht- Beherrschen der Regionalsprache fehlt eine Schlüsselvoraussetzung für eine umfassende Integration. In den Fremdsprachigkeitsindex fliesst die Regionalsprache deshalb mit einem im Vergleich zu den beiden anderen Sprachbarrieren grösseren Gewicht ein. Während die beiden anderen Sprachbarrieren mit jeweils einem Indikator gemessen werden, wird die erste mit zwei abgestuften Indikatoren gemessen. Es wird unterschieden zwischen Personen, welche die Regionalsprache im Erwerbsleben (bzw. in der Schule) sprechen jedoch nicht zuhause, und Personen, welche die Regionalsprache gar nicht beherrschen. Die zweite Sprachbarriere fliesst mit einem Indikator in den Index ein, der das Nicht-Beherrschen irgendeiner Landessprache oder Englisch misst. Während die drei Indikatoren zu den ersten beiden Sprachbarrieren auf der Umgangssprache beruhen, kann die dritte Sprachbarriere nur anhand der Variable «Hauptsprache» der Volkszählung festgestellt werden. Der entsprechende Indikator misst den Anteil der

⁴ Aufgrund der Mehrsprachigkeit der Schweiz wird in der Volkszählung mit dem Konzept der Regionalsprache gearbeitet. Die Regionalsprache ist die am Wohnort einer Person hauptsächlich gesprochene Landessprache. In der Deutschschweiz ist dies Deutsch, in der Suisse Romande französisch usw. Alle Nicht-Regionalsprachen sind Fremdsprachen am jeweiligen Ort.

Personen, die als Hauptsprache keine germanische oder romanische Sprache haben.

Fremdsprachigkeitsindex = RNH + RNU + NLE + NRG

RNH = Regionalsprache wird zuhause nicht gesprochen

Umgangssprache zu Hause ist nicht: Regionalsprache

RNU = Regionalsprache wird weder zuhause noch im Erwerbsleben gesprochen

Umgangssprache zu Hause und im Erwerbsleben ist nicht: Regionalsprache

NLE = Weder Landessprachen noch Englisch werden gesprochen

Umgangssprache zuhause und im Erwerbsleben ist nicht: Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch, Englisch

NRG = Hauptsprache ist keine germanische oder romanische Sprache

Hauptsprache ist nicht: Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch, Englisch, Niederländisch, Spanisch, Portugiesisch, Dänisch, Norwegisch, Schwedisch, Rumänisch

Zusammenspiel der drei Indizes in der Schweiz

Siedlungstypen im Status-Individualisierungsdiagramm

Die beiden Dimensionen des soziokulturellen Profils – «sozialer Status» und «Lebensform» – bilden zusammen einen zweidimensionalen Raum, in dem die wichtigsten Gegensätze der Gesellschaft zum Ausdruck kommen. Es handelt sich dabei um eine Repräsentation des «sozialen Raums» von Pierre Bourdieu (1994). In Bourdieus Ansatz wird das klassische Konzept einer vertikal geschichteten Gesellschaft um einen horizontalen Gegensatz ergänzt. Das Konzept des sozialen Raumes basiert auf der Vorstellung, dass die vertikale soziale Schichtung zwar eine wichtige Differenzierung der Gesellschaft bildet, dass jedoch quer dazu eine zweite Differenzierung verläuft, die auf Unterschieden in den Wertvorstellungen, den Lebensstilen und dem beruflichen Milieu beruht. Es handelt sich dabei um den Gegensatz zwischen einer traditionell bürgerlichen und einer individualisiert-postmodernen Grundorientierung. Wesentliche Aspekte dieses Gegensatzes werden durch den Individualisierungsindex abgebildet, der im Folgenden als horizontale Achse den Statusindex als vertikaler Achse gegenübergestellt wird (Heye & Leuthold 2006). Die Repräsentation des sozialen Raumes, die sich daraus ergibt, bezeichnen wir als Status-Individualisierungs-Diagramm, kurz S-I-Diagramm.

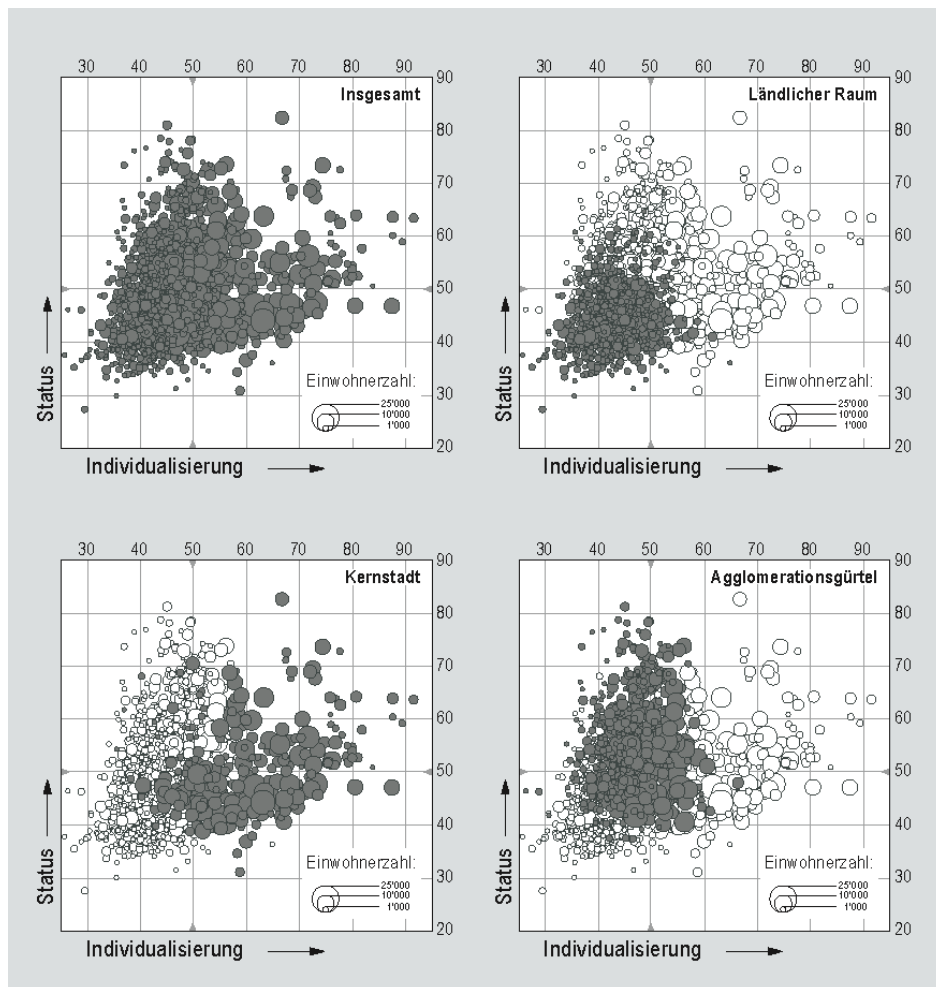


Abb. 1: Siedlungstypen im Status-Individualisierungs-Diagramm (Leuthold 2006)

Die Abbildung 1 zeigt die 1977 Gemeinde(gruppe)n und Quartiere bzw. Quartiergruppen im S-I-Diagramm. Eng gruppiert im S-I-Diagramm sind die Gemeinden des ländlichen Raumes. Dicht gedrängt konzentrieren sie sich im unteren linken Bereich des Diagramms. Das heisst, die Statuswerte sind tief, und es dominieren bürgerlich-traditionelle Lebensformen. Die schwache Streuung zeigt, dass die soziokulturelle Differenzierung innerhalb des ländlichen Raumes nur schwach ausgeprägt ist. Die im Vergleich zu den Ballungsgebieten geringe wirtschaftliche und gesellschaftliche Dynamik führt dazu, dass die Ungleichheiten klein bleiben. Eine wichtige Ursache für die soziokulturelle Homogenität des ländlichen Raumes sind Abwanderungsprozesse. Bekannt ist dabei die als «brain drain» bezeichnete Abwanderung von berufs- und karriere-

orientierten Personen in die Ballungsräume, wo ihnen bessere berufliche Perspektiven offen stehen. Neben dem «brain drain» existiert jedoch ein zweiter Abwandlungstyp, der die soziokulturelle Homogenisierung des ländlichen Raumes unterstützt: Personen mit von der bürgerlichen Norm abweichenden Lebensentwürfen und Lebensstilen finden ein ihnen entsprechendes Umfeld eher in einer anonymen und individualisierten Kernstadt als in einem durch eine starke soziale Gemeinschaft und eine damit verbundene soziale Kontrolle charakterisierten ländlichen Dorf. Mit ihrer Abwanderung verstärken sie gleichzeitig das traditionell-bürgerliche Profil des ländlichen Raumes, wie auch die Individualisierung der Kernstädte.

Das soziokulturelle Gegenbild zum ländlichen Raum ist die Kernstadt. Die Quartiere und Gemeinden des Typs Kernstadt sind weit über den rechten Bereich des sozialen Raumes gestreut. Eine Differenzierung besteht dabei sowohl in horizontaler (Lebensform) als auch in vertikaler Richtung (Status). Insgesamt hebt sich der Siedlungstyp Kernstadt jedoch durch einen hohen Individualisierungsgrad von den beiden anderen Siedlungstypen ab.

Der Agglomerationsgürtel nimmt bezüglich Individualisierungsgrad eine mittlere Position zwischen Kernstadt und Land ein. Der Agglomerationsgürtel ist dabei durch relativ geringe Unterschiede in den Lebensformen kombiniert mit grossen Statusunterschieden charakterisiert. Anders als in den Kernstädten ist in den Agglomerationsgürteln vor allem die vertikale soziale Entmischung der Bevölkerung ausgeprägt.

Unterstützt wird die räumliche Entmischung der Statusgruppen vom föderalistischen Steuersystem der Schweiz, das auf kleinem Raum starke Unterschiede des Steuerniveaus zulässt und damit Anreize setzt, welche die soziale Segregation fördern.

Fremdsprachigkeit im Status-Individualisierungs-Diagramm

Abbildung 2 zeigt die Gemeinde(gruppe)n und Quartiere bzw. Quartiergruppen im Status-Individualisierungs-Diagramm kombiniert mit dem Fremdsprachigkeitsindex als passiver Variablen. Je dunkler die Kreisscheiben sind, desto grösser ist der Anteil der sprachlich Nicht-Integrierten in dieser Gemeinde beziehungsweise in diesem Stadtquartier. Die Verteilung der dunklen und hellen Kreisscheiben zeigt, dass sich die Orte mit einer starken Fremdsprachigkeit im S-I-Diagramm rechts unten konzentrieren. Das heisst, sie sind charakterisiert durch einen hohen Individualisierungsgrad kombiniert mit einem tiefen sozialen Status.

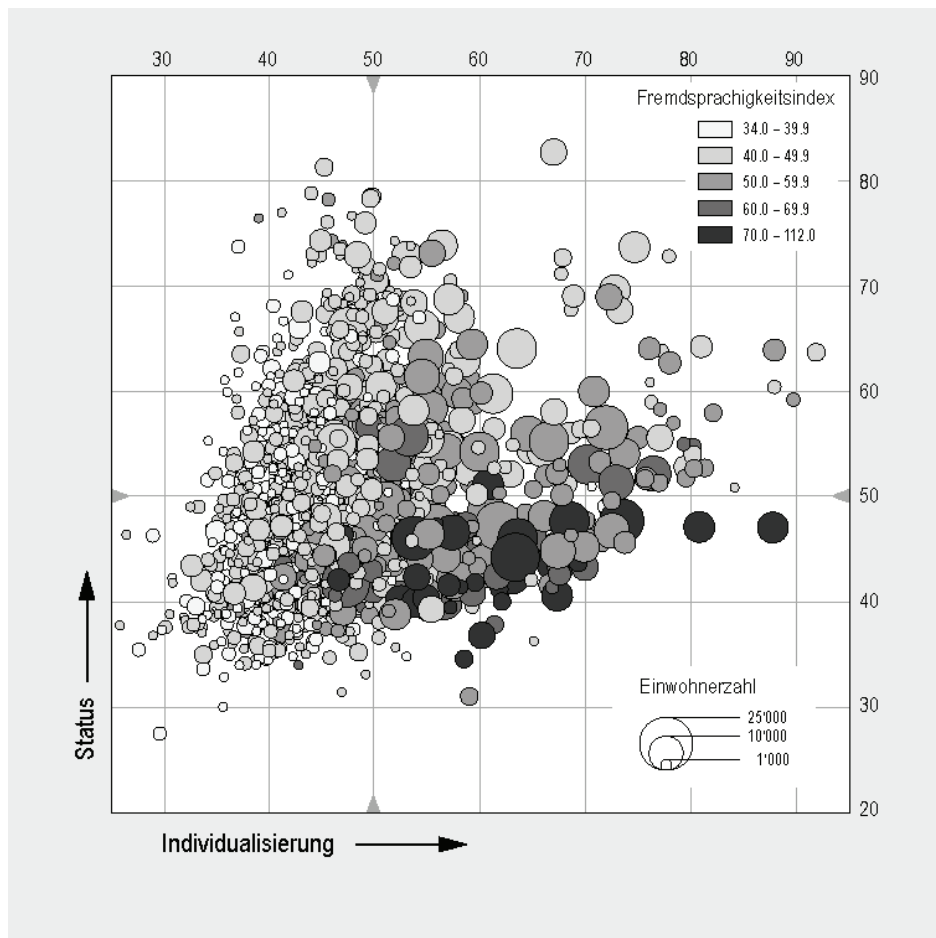


Abb. 2: Fremdsprachigkeit im Status-Individualisierungs-Diagramm

Es bestätigt sich dabei, dass eine ausgeprägte Fremdsprachigkeit ein urbanes Phänomen ist. Innerhalb der urbanen Zonen ist die sprachlich schlecht integrierte Bevölkerung jedoch nicht gleichmässig verteilt, sondern konzentriert sich in den Wohngebieten mit einem tiefen sozialen Status. Unterschichtsquartiere sind heute zugleich Migrationsquartiere. Die sozioökonomische Belastung einer materiell benachteiligten Bevölkerung kumuliert sich dabei, mit der Belastung, die sich aus der schlechten Integration eines Teils der Bevölkerung ergibt.

Diskussion

In diesem Beitrag haben wir eine theoriegeleitete quantitative Sozialraumanalyse unter den Bedingungen einer pluralisierten und individualisierten Gesellschaft vorgestellt, die sich nicht nur auf urbane Räume beschränkt, sondern die

sozialräumlichen Unterschiede eines ganzen Landes beschreiben kann. Ausgehend von einer Kritik an den klassischen Ansätzen der Sozialraumanalyse und der explorativen Faktorialökologie formulierten wir eine Aktualisierung des deduktiven Ansatzes von Shevky & Bell auf der Basis der Theorie des sozialen Raumes von Pierre Bourdieu. Anhand der von uns durchgeführten Studie für die Schweiz zeigten wir, wie das Gefüge urbaner, suburbaner und ländlicher Wohnumilieus nach vertikaler und horizontaler sozialer Differenzierung modelliert werden kann.

Die dritte Strukturierungsdimension bildet in den klassischen Ansätzen die ethnische Segregation. Es stellt sich die Frage, ob die Verwendung der Ausländeranteile in Segregations- und Sozialraumanalysen auf eine zu starke Bindung an die US-amerikanischen Modelle zurückzuführen ist. In der Schweiz segregiert die ausländische Bevölkerung trotz recht grossen Anteilen an der Gesamtbevölkerung von ca. 20% vor allem nach Status und nur in geringem Masse nach Nationalität (Heye & Leuthold 2006). Damit unterscheidet sich die Schweiz deutlich von den USA, wo die Segregation nach Ethnien quer zu den Segregationsmustern nach Status verläuft. Daher wurde in dieser Studie bewusst auf die Variable «Ausländeranteil» verzichtet. Mit dem hier vorgestellten Fremdsprachigkeitsindex wird vielmehr der Anteil der Bevölkerung gemessen, der sich aufgrund von sprachlichen Barrieren in der Aufnahmegesellschaft schlecht verständigen kann und damit an einer Integration gehindert ist.

Wir sind der Überzeugung, dass wir mit diesem Modell, das sich auf die sozialen Merkmale zur Beschreibung der Wohnumilieus bezieht, ein geeignetes Instrument für vergleichende Analysen entwickelt haben. Wirtschaftsgeographisch, kulturell oder institutionell bedingte Unterschiede in der sozialräumlichen Differenzierung zwischen Städten, Agglomerationen und ländlichem Raum können ebenso erkannt wie der Einfluss modellexterner Faktoren wie der baulichen Struktur oder der Struktur des Wohnungsmarktes auf die residenzielle Segregation integriert werden.

Literatur

- Bourdieu, P. (1994): Die feinen Unterschiede. Kritik an der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main.
- Bühler, E. (2001): Frauen- und Gleichstellungsatlas Schweiz. Zürich.
- Bühler, E. & C. Heye (2005): Fortschritte und Stagnation in der Gleichstellung der Geschlechter 1970–2000. Bundesamt für Statistik, Neuchâtel.
- Duncan, O. & B. Duncan (1955): A methodological Analysis of Segregation Indexes. In: American Sociological Review, Vol. 20, S. 210-217.
- Ecoplan (2004): Verteilung des Wohlstands in der Schweiz. Bern.

- Geiling, H. (2001): Zum Verhältnis von Gesellschaft, Milieu und Raum. Ein Untersuchungsansatz zu Segregation und Kohäsion in der Stadt. Hannover.
- Giddens, A. (1994): Die Konsequenzen der Moderne. Frankfurt am Main.
- Gutfleisch, R. (2001): Sozialräumliche Differenzierung in Frankfurt am Main – eine Untersuchung auf der Grundlage einer Faktoren- und Clusteranalyse. In: 75 Jahre Rhein-Mainische Forschung 1925 – 2000. Heft 119. S. 195-226.
- Häussermann, H. & W. Siebel (1996): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim, München.
- Hermann, M., Heye C. & H. Leuthold (2005): Soziokulturelle Unterschiede in der Schweiz. Vier Indizes zu räumlichen Disparitäten, 1990-200. Bundesamt für Statistik. Neuchâtel.
- Hermann, S. & G. Meinlschmidt (1995): Sozialstrukturatlas Berlin. Erste gemeinsame Berechnung für alle Bezirke. Berlin.
- Heye, C. & H. Leuthold (2006): Sozialräumlicher Wandel in der Agglomeration Zürich. Konsequenzen von Suburbanisierung und Reurbanisierung. In: disP Nr. 164, vol. 42 (1). S. 16-29.
- Leuthold, H. (2006): Die sozialräumliche Dynamik der urbanisierten Schweiz und ihre politikgeografische Dimension. Dissertation am Geographischen Institut der Universität Zürich.
- Shevky, E. & W. Bell (1961): Social Area Analysis. In: Theodorson, G. (Hrsg.): Studies in Human Ecology, New York, S. 226–235.
- Steffen, H. & T. Schulz (2005): Gemeindegruppen als Werkzeug der Analyse und Diffusion von Gemeindedaten. Bundesamt für Statistik. Neuchâtel.
- Steinbach, J., Holzhauser, A. & K. Neudecker (2001): Die «historische Sozialraumanalyse» als Instrument zur Identifikation von Planungsproblemen. In: Raumforschung und Raumordnung. Heft 1, 59. Jg. S. 6-18.
- Vester, M., von Oertzen, P., Geiling, H. Hermann, T. & D. Müller (1999): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt a. M.
- Wanner, P. (2004): Migration und Integration. Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz. Bundesamt für Statistik. Neuchâtel.
- Zehner, K. (2004): Die Sozialraumanalyse in der Krise? Denkanstöße für eine Modernisierung der sozialgeografischen Stadtforschung. In: Erdkunde. Bd. 58/2004. S. 53-61.

Manuskript 4:

Heye. C. & A. Odermatt (2006):

**Einfluss der Umzüge auf die sozialräumlichen Prozesse im
urbanen Raum Zürichs.**

In: disP Nr. 164. Vol. 42 (4), S. 52 – 64.

Einfluss der Umzüge auf die sozialräumlichen Prozesse im urbanen Raum Zürichs

Corinna Heye und André Odermatt

Corinna Heye ist Wissenschaftliche Assistentin am Geographischen Institut der Universität Zürich, Abteilung Wirtschaftsgeographie.

Dr. André Odermatt ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Geographischen Institut der Universität Zürich, Abteilung Wirtschaftsgeographie.

Abstract: This paper focuses on the modified urban migration patterns that were generated by the reurbanization process. The socio-spatial processes in the core city of Zurich are quantified based on censuses from 1990 and 2000. The urban migration patterns are analyzed by a complete survey of all individual relocations between 1990 and 2002. The unique database allows the combination of both long and cross-section analyses. This leads to a deeper understanding of the processes taking place.

Reurbanization does not represent a fundamental reversal of the ongoing urban sprawl. However, it does indicate qualitative changes that affect housing as well as the social pattern of the cities involved and the relationship between the core city, suburbs and urban hinterland. In addition to the positive effect of upgraded neighborhoods, people are forced to move away from these newly desirable areas. In upgraded and downgraded neighborhoods, both the in- and out-migration is analyzed with regard to the subpopulations involved. A special focus is put on the structure and changes in housing and the links with the movement patterns of subpopulations in order to analyze the overall impact on the urban fabric.

1. Einleitung

Noch vor einigen Jahren galten die Zentren der Grossstädte als unwirtliche Lebensräume. Diejenigen, die dazu in der Lage waren, kehrten den durch Lärm, schlechte Luft und Drogenprobleme geplagten Stadtgebieten den Rücken. 1990 prägte der Wirtschaftswissenschaftler René L. Frey (1990: 18) den Begriff der «A-Stadt» als ein Gebiet, in dem sich vor allem Alte, Arme, Arbeitslose, Auszubildende, Ausländer und Ausländerinnen konzentrieren¹. Diese Entwicklung hat sich allerdings in den letzten Jahren nicht weiter fortgesetzt. Wie in anderen Industrieländern haben die grossen Städte der Schweiz in den letzten zehn Jahren eine Renaissance erlebt (Brühl et al. 2005: 11): Eine gut ausgebildete und junge Mittelschicht hat Einzug gehalten, gefolgt von schmucken Cafés, trendigen Bars und edlen Galerien. Staatliche und private Investitionen haben den Lebens-

raum Stadt – zumindest Teile davon – in neuem Glanz erblühen lassen. Die Gründerzeitbauten werden sorgfältig renoviert und Städte investieren viel Geld in die Aufwertung des öffentlichen Raums (Hermann et al. 2005b: 12).

In urbanen Räumen sind Umzüge der Motor von Segregation, da die Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur kleinräumig vor allem durch umziehende Haushalte entstehen. Das Umzugsverhalten bestimmter Bevölkerungskategorien kann zur sozialen Auf-, Ab- oder Umwertung von Wohnquartieren binnen weniger Jahre führen. Eine wichtige Rahmenbedingung stellt dabei die nach Quartieren deutlich unterschiedliche Bebauungsstruktur dar. In dieser Arbeit soll auf den Zusammenhang zwischen sozialräumlichen Prozessen, Bebauungsstruktur und Umzügen fokussiert werden.

Die sozialräumlichen Prozesse werden dabei mittels Indizes, die für die Schweiz zur Analyse soziokultureller Unterschiede entwickelt wurden (Hermann et al. 2005a), in der Stadt Zürich quantifiziert. Die Bebauungsstruktur wird mittels der Volkszählungsdaten 1990 und 2000 analysiert. Die Analyse der Umzüge schliesslich erfolgt mittels Fluktuationsraten und nach Nationalitäten, demographischen und sozialen Merkmalen differenzierten Wanderungssaldi. Dazu stehen die Individualdaten der real getätigten Zu-, Weg- und Umzüge der Stadt Zürich zwischen 1990 und 2002 als Vollerhebung zur Verfügung.

2. Gentrifizierung und Marginalisierung

Seit den 1950er-Jahren findet in den Schweizer Städten wie in anderen europäischen Staaten eine Suburbanisierung statt (Da Cunha, Both 2004: 7; Eder Sandtner 2005: 2; Heye, Leuthold 2006: 16). Unter Suburbanisierung versteht man die Verlagerung von Nutzungen und Bevölkerung aus der Kernstadt, dem ländlichen Raum oder anderen metropoliten Gebieten in das städtische Umland bei gleichzeitiger Reorganisation der Verteilung von Nutzungen und Bevölkerung in der gesamten Fläche des metropoliten Gebietes (Friedrichs 1995: 99). Der Suburbanisierungsprozess ist stetig fortgeschritten mit der Folge, dass sich die urbanen

Zonen des Landes nicht mehr allein auf die Kernstadtgemeinden beschränken. Die Konsequenz sind unter anderem zunehmende Zersiedlung des zuvor ländlichen Umlands und zunehmende Verkehrsbelastungen als Folge der Verlängerung der Pendlerdistanzen und einer Veränderung des Modal Splits zugunsten des motorisierten Individualverkehrs (Gaebe 2004: 63; Häussermann, Siebel 2004: 74).

Der Suburbanisierungsprozess war mit einem zum Teil drastischen Einwohnerrückgang in den Kernstädten verbunden. Vor allem jüngere Mittelschicht-Haushalte mit mittleren bis höheren Einkommen wanderten in das Hinterland der Städte ab (Herlyn 1990: 61; Odermatt 2001: 110 ff.; Gaebe 2004: 64; Häussermann, Siebel 2004: 76). Diese Suburbanisierungswanderungen zeigten für die Kernstädte die bekannten Wirkungen in Form von Entmischungsprozessen, die Frey (1990) wie eingangs erwähnt mit dem Begriff der «A-Stadt» bezeichnete. Problematisch ist dabei die Selektivität des Prozesses, die dazu führt, dass die Steuerbasis erodiert und die Diskrepanz zwischen Kosten- und Nutzenträgern der öffentlichen Einrichtungen wächst (Janos et al. 1997: 200; Odermatt 2001: 110 ff.). Instandhaltungsinvestitionen in den Wohnungsbestand werden zunehmend unterlassen, so dass ein «Filtering down» des Wohnungsbestandes zu beobachten ist (Friedrichs 2000: 176; Gaebe 2004: 106). Diese klassischen und aus einem spezifischen historischen Kontext deduzierten Modelle der Sozialökologie und der Mikroökonomie, welche einen ständig sinkenden sozialen Status und abnehmende Qualität in der Bausubstanz proklamieren, lassen sich bis zum Ende der 1980er-Jahre empirisch bestätigen (Brühl et al. 2005: 18).

Seit etwa zwei Jahrzehnten wird die Suburbanisierung von einem Reurbanisierungsprozess überlagert (Gaebe 2004: 154). Unter Reurbanisierung wird die Bevölkerungs- und Beschäftigungszunahme in der Kernstadt verstanden, die mit einer Aufwertung der Kernstadt einhergeht. Diese Aufwertung ist besonders in innenstadtnahen ehemaligen Arbeiter- und Industriequartieren gross und ist mit dem Prozess der Gentrifizierung bzw. gentrification verknüpft (Dangschat 1994: 336). Mit dem Prozess der Gentrifizierung wird die Aufwertung innerstädtischer Wohnquartiere durch den Zuzug von sozial Bessergestellten und damit die Verdrängung der sozial schwächeren Schichten bezeichnet sowie dem damit einhergehenden Wandel der lokalen Infrastruktur (Dangschat, Blasius 1994; Blasius 1993). Dieser Vorgang vollzieht sich in

verschiedenen Phasen, die als doppelter Invasions-Sukzessions-Zyklus bezeichnet werden: Das Interesse an bis dahin «heruntergekommenen» Quartieren geht meist von jugendlichen Pionieren aus. Mit ihrem kulturellen Kapital machen sie das Gebiet interessant, und es ziehen auf ihre Ansprüche abzielende Gewerbebetriebe nach. Dies macht Investitionen für die Eigentümer der vorhandenen Wohngebäude lohnenswert. Diese umfassen sowohl Sanierung von Altbauten (filtering up) als auch den Ersatzneubau (Van Wessep 1994). Die Investitionen im Bestand werden dabei meist durch private Vermieter oder Investoren getätigt (Beauregard 1990; Van Wessep 1994). Dabei werden zwei Theorien unterschieden, die «rent gap»-Theorie und die «value gap»-Theorie (Glatter 2005: 17). Mit «rent gap» bezeichnet Smith (1979) die Differenz aus der potentiellen Grundrente nach erfolgter Sanierung und der aus den aktuellen Mieteinnahmen erzielten Grundrente. Der «value gap» bezeichnet die Wertlücke zwischen den langfristigen Kapitaleinnahmen aus Vermietung der Wohnungen und dem Verkaufswert der Wohnungen nach einer Sanierung (Hamnett, Randolph 1986). Diese beiden Ansätze stellen keine gegensätzlichen Konzepte dar, sondern stehen für unterschiedliche Formen der Gentrifizierung, die sich ergänzen (Clark 1992; Friedrichs, Keckes 1996; Glatter 2005). In der Schweiz spielt der «value gap» eine geringere Rolle, da der Wohnungsmarkt vor allem in den Städten durch Mietwohnungen dominiert wird.

Die modernisierten Altbauwohnungen oder Wohnungen in Ersatzneubauten werden dann durch allein oder in Paarhaushalten lebende «Gentrifier» bezogen, die sich die gestiegenen Mieten leisten können (Friedrichs 2000: 60; Gaebe 2004: 155). Eine treibende Rolle spielt dabei die so genannte «neue urbane Mittelschicht» (Brühl et al. 2005), die ihre ökonomische Basis in den wachsenden sozialökulturellen und kommunikativen Dienstleistungsbranchen besitzt. Diese neue Mittelschicht teilt nur einen Teil der klassisch bürgerlichen Lebensideale und weicht insbesondere im Bereich des Wohnens davon ab: Statt einem Einfamilienhaus im Grünen sind es eher modernisierte Altbauwohnungen oder Lofts im pulsierenden Teil der Grossstadt, die nachgefragt werden (Brühl et al. 2005). Der Zuzug der neuen Bewohner wird insofern als problematisch bewertet, als durch die Verdrängung der sozial schwächeren Alteingesessenen eine räumliche Polarisierung der Stadtbevölkerung verstärkt vorangetrieben wird (Atkinson 2003: 2345). Der Prozess wird als Teil eines

umfassenderen ökonomischen, sozialen und politischen Restrukturierungsprozesses interpretiert, wobei die ökonomischen, sozialen und politischen Transformationen teils als Ursache, teils als Folge aufgefasst werden (Ley 1996).

Seit einigen Jahren werden neue Formen der Ungleichheit in den Grossstädten konstatiert, die mit den Begriffen der Exklusion oder Ausgrenzung bezeichnet werden. Dabei sind verschiedene Bevölkerungskategorien von Ausgrenzungsprozessen betroffen. Zum einen sind Arbeitslose zu nennen, bei denen sich die Arbeitslosigkeit verfestigt, was in steigenden Zahlen von Dauerarbeitslosen zum Ausdruck kommt. Zum anderen ergeben sich aus dem Wandel der Familien- und Haushaltsstrukturen wachsende Abstiegsrisiken. Immer kleiner werdende Familien und die Zunahme von individualisierten Lebensformen verringern die Auffangmöglichkeiten durch die informellen Netze von Familie und Verwandtschaft. Die alleinerziehenden Mütter gehören daher zu den Gruppen, die von dauerhafter Armut bedroht sind (Häussermann, Siebel 1996). Des Weiteren sind Zuwanderer und ethnische Minderheiten Ausgrenzungsprozessen ausgesetzt, weil bei ihnen fehlende politische Rechte und soziale bzw. kulturelle Marginalisierung zusammentreffen (Bremer 2000).

Der Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsökonomie ist vermutlich mit einer stärkeren Einkommensdifferenzierung verbunden (Häussermann, Siebel 1996). Die Realeinkommen eines grossen Teils der Bevölkerung sinken. Auf der anderen Seite gibt es aber auch eine wachsende Zahl von Beschäftigten, die sehr hohe Einkommen beziehen. Wir haben es also mit einer Spreizung der Einkommensverteilung und – weil die mittleren Segmente quantitativ an Bedeutung verlieren – mit einer Polarisierung der Einkommensstruktur zu tun (Alisch, Dangschat 1998; Koll-Schretzenmayer et al. 2005: 51 ff.).

Neben den sozialen Risiken ist in jüngerer Zeit in den Städten die Herausbildung von sozialräumlichen Konstellationen zu beobachten, die selbst zur Ursache für Benachteiligung und Ausgrenzung werden können. Damit ist eine weitere Verstärkung der räumlichen Segregation verbunden, die zu einer Konzentration von marginalisierten Bevölkerungsgruppen in bestimmten Quartieren führt. Die soziale Entwicklung in den westlichen Grossstädten wird seit einigen Jahren mit Begriffen wie Dualisierung bzw. Spaltung gekennzeichnet (Fainstein et al. 1992). Durch selektive Migration und durch die Verarmung der Bewohner können in einem

Quartier Prozesse in Gang kommen, die zu einer kumulativ sich selbst verstärkenden Spirale der Abwärtsentwicklung führen (Alisch, Felde 1990).

Basierend auf den dargelegten theoretischen Befunden lassen sich sowohl für marginalisierte als auch für gentrifizierte Quartiere Hypothesen ableiten. Marginalisierte Quartiere weisen demnach folgende Charakteristika auf (Häussermann, Siebel 2004):

- hohe Bevölkerungsfuktuation,
- hohe und zunehmende Ausländeranteile, insbesondere bei Kindern und Jugendlichen,
- hohe Arbeitslosigkeit und hohe Sozialhilfedichte,
- hoher Zuzug von Zuwanderern aus dem Ausland,
- Überwiegen des Wegzugs von Familien mit Kindern (negativer Wanderungssaldo),
- Überwiegen des Wegzugs von Erwerbstätigen (negativer Wanderungssaldo).

Im Gegensatz dazu ist der Aufwertungsprozess in Quartieren verbunden mit:

- Überwiegen des Zuzugs von ausserhalb der Stadt,
- Überwiegen des Zuzugs der so genannten «neuen urbanen Mittelschicht»,
- Überwiegen des Wegzugs von Ausländerinnen und Ausländern, Arbeitslosen und anderen sozial benachteiligten Gruppen,
- erhöhter Renovationstätigkeit,
- steigenden Mieten,
- hohen Anteil privater und institutioneller Vermieter.

Die meisten der hier aufgeführten Hypothesen konnten bislang nur mittels Stichproben oder periodisch erhobenen Vollerhebungen überprüft werden. Da für die Stadt Zürich neben den Volkszählungsdaten sämtliche Umzüge zwischen 1990 und 2000 zur Verfügung stehen, können diese Hypothesen vertieft analysiert werden. Diese einzigartige Datenbasis ermöglicht also die Kombination einer Längs- und Querschnittsanalyse und führt zu einem vertieften Verständnis der stattgefundenen Prozesse.

3. Methodik

3.1 Datenbasis und Raumeinheiten

Zur Analyse der sozialräumlichen Entwicklung wird in diesem Artikel auf Indizes zurückgegriffen, die auf Basis der Personen- und Haushaltsdaten der Volkszählungen von 1990 und 2000 und der Statistik zur direkten Bundessteuer der Eidgenössischen Steuerverwaltung (ESTV) der

Steuerperioden 1989/91 und 1999/2000 für die Schweiz entwickelt wurden (Hermann et al. 2005a).

Für die Analyse der Migrationsmuster steht die Umzugsstatistik der Stadt Zürich zur Verfügung, die alle Umzüge in Verbindung mit der Stadt Zürich seit 1990 enthält. Diese Vollerhebung der real stattgefundenen Weg-, Zu- und Umzüge lässt die Charakterisierung der Umziehenden nach Stand im Lebenszyklus, Haushaltsform und Nationalität auf Individualebene zu.

Als Raumeinheiten werden die 34 Quartiere der Stadt Zürich verwendet. Quartiere mit weniger als 1000 Einwohnern wurden zu Quartiergruppen mit einer Mindestgrösse von 1000 Einwohnern zusammengefasst. Somit entstehen 32 Raumeinheiten. Die Einwohnerzahl zwischen den Quartieren schwankt zwischen 1000 und 30 000.

3.2 Analyse der sozialräumlichen Veränderung

Das in diesem Artikel verwendete System von Kennzahlen wurde zur Beschreibung der soziokulturellen Bevölkerungsstruktur und der damit verbundenen räumlichen Disparitäten in der Schweiz entwickelt. Dabei wird die Bevölkerung durch vier Indizes charakterisiert, die den sozialen Status, die Lebensformen, die Altersstruktur und die Fremdsprachigkeit beschreiben² (Hermann et al. 2005a).

Der Statusindex³ wird mit Indikatoren zu Einkommen, Bildung und zur Stellung im Beruf berechnet. Der Statusindex bildet regionale Unterschiede der vertikalen sozialen Schichtung ab. Er ist ein Mass für die relativen Bevölkerungsanteile der Oberschicht und der Unterschicht an einem Ort. Der Individualisierungsindex⁴ steht für den Grad der Abweichung vom bürgerlich-traditionellen Lebensmodell. Grundlage für den Individualisierungsindex bilden Indikatoren zu Familienmodellen und Haushaltstypen. Mit dem Fremdsprachigkeitsindex⁵ wird der Anteil der Bevölkerung gemessen, der sich aufgrund von sprachlichen Barrieren in der Aufnahmegesellschaft schlecht verständigen kann. Der Fremdsprachigkeitsindex misst also den Personenanteil der Gesamtbevölkerung, der aufgrund von Sprachbarrieren bei der Integration ein Handicap aufweist. Der Altersindex⁶ ist eine Kennzahl für die altersmässige Zusammensetzung der Bevölkerung. Der Anteil der Personen im Rentenalter wird stärker gewichtet, da die Binnenmobilität die Bedeutung der Kinder und Jugendlichen für die Alterung eines Orts relativiert (vgl. Hermann et al. 2005a).

Die Indizes wurden normiert, so dass die verschiedenen Indizes untereinander vergleichbar sind. Referenzpunkt für alle vier Indizes bildet der Indexwert der gesamten Schweiz, der auf 50 Punkte gesetzt wurde. Die Varianz der einzelnen Werte wurde auf eine fixe Standardabweichung von 8 normiert, so dass sich die meisten Indexwerte in einem Zahlenbereich zwischen 0 und 100 befinden. Die Gewichtung und Normierung der Indexwerte erfolgte anhand der Werte des Jahres 2000, die Daten für 1990 wurden mit denselben Parametern normiert und sind damit mit jenen von 2000 direkt vergleichbar (Hermann et al. 2005a).

Die Indizes dienen der Quantifizierung der sozialräumlichen Veränderungen zwischen 1990 und 2000. Zum einen soll in dieser Arbeit untersucht werden, wie die verschiedenen Dimensionen sich zueinander in der Stadt Zürich zwischen 1990 und 2000 verhalten. Ferner dienen die Indizes dazu, diejenigen Quartiere auszuwählen, die in diesem Zeitraum eine Gentrifizierung oder eine Marginalisierung erfahren haben.

3.3 Bebauungsstruktur

Gentrifizierung und Marginalisierung werden in der Theorie mit unterschiedlicher Bebauungsstruktur in Zusammenhang gebracht (vgl. Kap. 2). Dieser Zusammenhang soll in dieser Arbeit überprüft werden. Die Gentrifizierung vollzieht sich der Theorie nach vor allem in zentrumsnahen Quartieren mit Blockrandbebauung, Marginalisierung in Stadtrandquartieren mit Wohnsiedlungen in Zeilenbauweise aus den 1960er- und 1970er-Jahren. Damit müsste ein Zusammenhang des Statusindex mit der Bauperiode und der Anzahl der Stockwerke bestehen. Als positive Folge der Gentrifizierung wird die Erneuerung der Bebauungsstruktur durch Sanierung und Ersatzneubau beschrieben, was als negative Folge die Verdrängung der Bevölkerung durch steigende Mieten nach sich zieht.

In dieser Arbeit wird daher der Zusammenhang des Statusindex und seiner Veränderung mit folgenden Charakteristika der Bebauungsstruktur analysiert:

- Bauperiode
- Anzahl Geschosse pro Haus
- Renovation (oder Sanierung)
- Eigentümerstruktur
- Mietpreis/Quadratmeter

Ein besonderer Fokus wird auf die ausgewählten gentrifizierten und marginalisierten Quartiere gerichtet.

3.4 Umzüge

Der Theorie nach sind bestimmte Bevölkerungskategorien aktiv und andere passiv an den Prozessen der Gentrifizierung und Marginalisierung beteiligt (vgl. Kap. 2). Zunächst wird in dieser Arbeit der Zusammenhang zwischen sozialräumlicher Entwicklung und Fluktuationsraten überprüft. In einem weiteren Schritt werden die Wanderungssaldi verschiedener Bevölkerungskategorien in den gentrifizierten und marginalisierten Quartieren verglichen. Dabei werden zum einen Familien und Einzelpersonen betrachtet. Zum anderen werden zwei Nationengruppen analysiert: Angehörige nord- und westeuropäischer Staaten sowie Angehörige von südeuropäischen Staaten⁷. Es gibt nicht nur grosse Unterschiede in der sozialen Stratifikation zwischen der schweizerischen und ausländischen Bevölkerung, sondern auch zwischen den zwei Nationengruppen. Generell ist die ausländische Bevölkerung in der Agglomeration Zürich in den statusniedrigen Berufen über- und in den statushohen Berufen untervertreten. Erwerbstätige mit nord- und westeuropäischer Staatsangehörigkeit sind in statushohen Berufen signifikant übervertreten, Erwerbstätige aus südeuropäischen Ländern hingegen in statusniedrigen Berufen (Heye, Leuthold 2004). Daher wird nicht nur zwischen schweizerischer und ausländischer Bevölkerung unterschieden, sondern auch nach süd- sowie nord- und westeuropäischer Herkunft.

4. Ergebnisse für Zürich

4.1 Sozialräumliche Entwicklung in Zürich

Die beiden Dimensionen⁸ «sozialer Status» und «Lebensform» bilden zusammen einen zweidimensionalen Raum, in dem die wichtigsten Gegensätze der Gesellschaft zum Ausdruck kommen. Es handelt sich dabei um eine Repräsentation des «sozialen Raums» von Pierre Bourdieu (1987). Diese Repräsentation des sozialen Raums wird als Status-Individualisierungs-Diagramm, kurz S-I-Diagramm, bezeichnet (vgl. Hermann et al. 2005a). Abbildung 1 zeigt die Agglomeration Zürich mit ihren Umlandgemeinden und Kernstadtquartieren im hier definierten sozialen Raum. Eine Zeitspur markiert die Veränderung zwischen 1990 und 2000 (vgl. Abb. 1).

Wie die Abbildung zeigt, unterscheiden sich Kernstadt und suburbanes Umland hauptsäch-

lich in Bezug auf ihren Individualisierungsgrad. Die Stadtquartiere verteilen sich auf der rechten Hälfte des S-I-Diagramms, während die Agglomerationsgemeinden links davon positioniert sind. In den meisten Kernstadtquartieren – auch in denen mit einem hohen Statuswert – dominieren individualisierte Lebensformen, während in der Agglomeration das traditionell-bürgerliche Lebensmodell noch weit stärker verbreitet ist. Die Unterschiede zwischen Kernstadt und Agglomerationsgürtel sind also nicht primär sozioökonomischer Natur. Disparitäten im sozialen Status bestehen weniger zwischen als innerhalb der beiden Siedlungstypen.

Die hier dargestellten Ergebnisse zeigen, dass die bis in die 1990er-Jahre feststellbare Entwicklung einer durch Abwanderung der bürgerlichen Schicht entstandenen A-Stadt (vgl. Kap. 2) eine grundlegende Änderung erfahren hat. Ein hoher sozialer Status ist heute nicht mehr an einen bürgerlichen Lebensstil geknüpft. In urbanen Kernzonen existiert eine breite Bevölkerungsschicht von gut Ausgebildeten und beruflich gut Situierten mit individualisierten Lebensformen, seien es Personen in Einzelhaushalten oder Doppelverdiener (noch) ohne Kindern (vgl. Heye, Leuthold 2004). Somit kann davon ausgegangen werden, dass sich – auch aufgrund von Reurbanisationsprozessen – heute neben hohen Anteilen von Personen mit einem tiefen Status das Segment statushöherer Personen deutlich verstärkt hat.

Zwischen 1990 und 2000 haben sich gesamtschweizerisch die Statuswerte erhöht und der Grad der Individualisierung hat zugenommen (Hermann et al. 2005a). Auch die in der Abbildung 1 dargestellten Zeitspuren der Agglomeration Zürich zeigen nach rechts oben, hin zu einem höheren Status und einer stärkeren Individualisierung. Dieser Prozess hat allerdings nicht in allen Gemeinden und Quartieren im gleichen Ausmass stattgefunden. In Zürich hat eine relative soziale Aufwertung der Kernstadtquartiere gegenüber den Umlandgemeinden stattgefunden. In diesen Verschiebungen im sozialräumlichen Gefüge kommt der Prozess der Reurbanisierung zum Ausdruck, d.h. die Wiederentdeckung der Kernstädte als attraktive Wohngebiete.

Insbesondere innenstadtnahe Quartiere, die 1990 einen ausgeprägt niedrigen Statusindex aufwiesen, haben einen überdurchschnittlich starken Statusanstieg⁹ erfahren. So haben die innenstadtnahen Wohngebiete Langstrasse (+12,1) und Gewerbeschule (+11,6), die aufgrund des Drogen- und Rotlichtmilieus in weiten Teilen der Bevölkerung negativ konnotiert

waren, einen deutlichen Anstieg des Statusindex zu verzeichnen. Sie können daher als «gentrifizierte Quartiere» bezeichnet werden. Auf der anderen Seite haben Stadtrandquartiere, die 1934 eingemeindet wurden und ebenfalls 1990

einen niedrigen Statusindex aufwiesen, zwischen 1990 und 2000 relativ zu den anderen Quartieren an Status verloren. Am ausgeprägtesten gilt dies für die Quartiere Saaten (+4,6), Schwamendingen (+4,1) und Hirzenbach (+2,8).

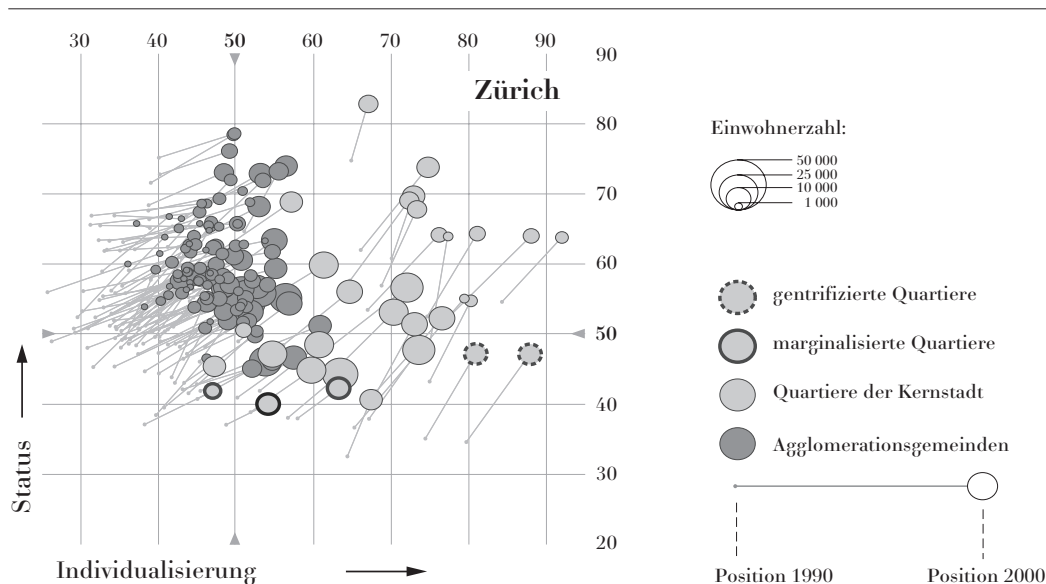


Abb. 1: Status-Individualisierungs-Diagramm der Agglomeration Zürich, 1990–2000.
(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

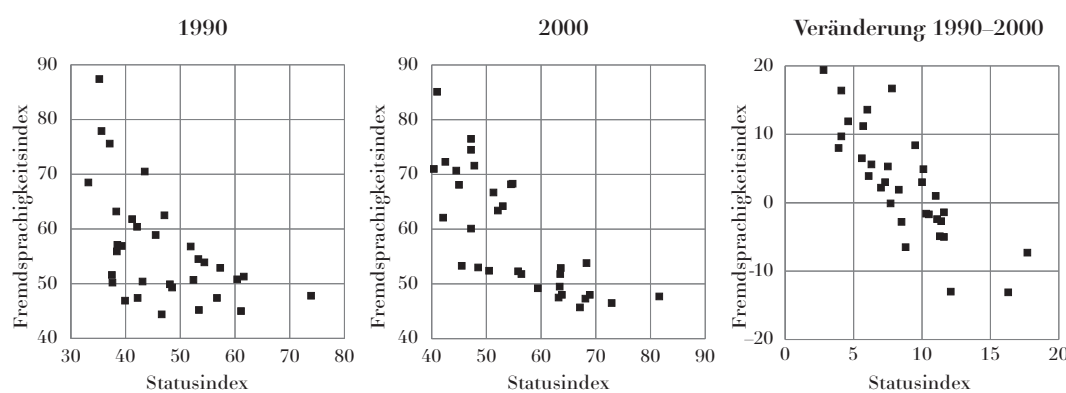


Abb. 2: Zusammenhang zwischen Status und Fremdsprachigkeit, Stadt Zürich, 1990–2000.
(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

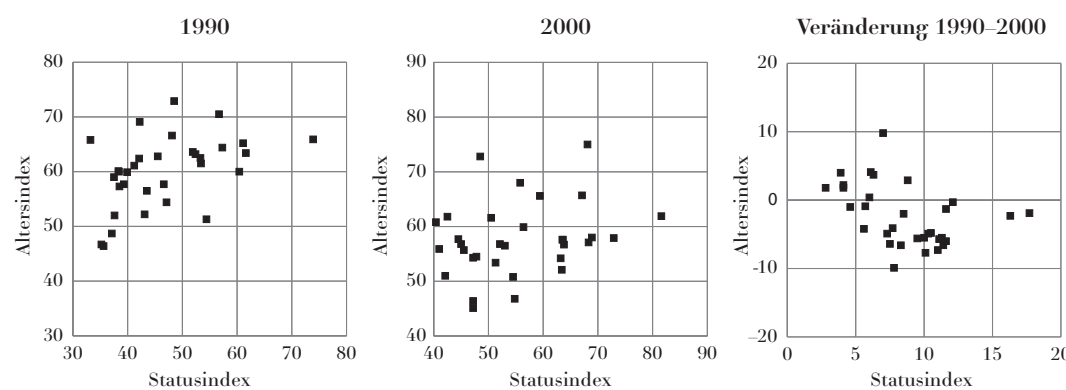


Abb. 3: Zusammenhang zwischen Status und Altersindex, Stadt Zürich, 1990–2000.
(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

Tab. 1: Indizes zu Status, Individualisierung, Fremdsprachigkeit und Alterung in der Stadt Zürich, 1990–2000.

(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

	Gentrifizierte Quartiere			Marginalisierte Quartiere		
	1990	2000	Delta	1990	2000	Delta
Statusindex	35,4	47,2	11,8	37,8	41,7	3,8
Individualisierungsindex	76,3	83,3	7,0	48,6	54,8	6,2
Fremdsprachigkeitsindex	82,7	75,5	–7,2	52,6	68,5	15,9
Altersindex	46,5	45,8	–0,8	57,0	57,8	0,8

(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

Deshalb werden diese «marginalisierte Quartiere» genannt. Sowohl die gentrifizierten als auch die marginalisierten Quartiere werden im Folgenden genauer analysiert.

Die Dimensionen Status und Individualisierung sind per Konstruktion für die Schweiz statistisch unabhängig. Dies ist auch weitestgehend für die Stadt Zürich der Fall. Mit einem Korrelationskoeffizienten¹⁰ von 0,777 zeigt sich allerdings ein deutlicher Zusammenhang zwischen Individualisierungsindex und Anstieg des Statusindex, d.h. diejenigen Quartiere, die einen hohen Individualisierungsindex aufweisen, haben einen starken Anstieg des Statusindex zu verzeichnen.

Ein weiterer Zusammenhang besteht zwischen Status- und Fremdsprachigkeitsindex. Die sprachlich schlecht integrierte Bevölkerung konzentriert sich in den Wohngebieten mit einem tiefen sozialen Status. Unterschichtquartiere sind heute zugleich Migrationsquartiere. Die sozioökonomische Belastung einer materiell benachteiligten Bevölkerung kumuliert sich dabei, mit der Belastung, die sich aus der schlechten sprachlichen Integration eines Teils der Bevölkerung ergibt. Diese Entwicklung hat sich zwischen 1990 und 2000 noch deutlich verstärkt. Denn mit der Aufwertung der Quartiere ging eine Verringerung des Fremdsprachigkeitsindex einher. Man kann also davon ausgehen, dass die Aufwertung mit der Verdrängung von ausländischer Bevölkerung einhergeht, die sprachlich schlecht integriert ist (vgl. Abb. 2).

Der Zusammenhang zwischen Alterung und Status fällt deutlich geringer aus (vgl. Abb. 3). 1990 konzentrierte sich die ältere Bevölkerung noch eher in den Quartieren mit einem niedrigen Statusindex. Dies hat sich zwischen 1990 und 2000 aufgelöst. Die ältere Bevölkerung konzentriert sich im Jahr 2000 stärker am Stadtrand. Dies betrifft sowohl statushohe als auch statusniedrige Stadtrandquartiere (Heye, Leuthold 2006).

Die Zusammenhänge werden noch deutlicher, wenn man die Indizes zu Status, Individu-

alisierung, Fremdsprachigkeit und Alterung der gentrifizierten Quartiere mit denen der marginalisierten Quartiere vergleicht¹¹ (vgl. Tab. 1). Die gentrifizierten Quartiere sind sehr viel stärker durch individualisierte Lebensformen geprägt, während in den marginalisierten Quartieren der bürgerlich-traditionelle Lebensstil weiter vorherrschend ist. Grosse Unterschiede sind auch bezüglich des Fremdsprachigkeitsindex erkennbar. In keinem anderen Quartier der Stadt Zürich war der Fremdsprachigkeitsindex 1990 so hoch wie in den gentrifizierten Quartieren. Während des Aufwertungsprozesses zwischen 1990 und 2000 ist der Anteil sprachlich schlecht integrierter Bevölkerung deutlich zurückgegangen, auch wenn der Anteil in den gentrifizierten Quartieren im Jahr 2000 weiterhin deutlich überdurchschnittlich bleibt. Die marginalisierten Quartiere weisen eine entgegengesetzte Entwicklung auf. 1990 hatten sie einen im Vergleich zur Stadt Zürich noch leicht unterdurchschnittlichen Anteil sprachlich schlecht integrierter ausländischer Personen. Dort ist der Fremdsprachigkeitsindex zwischen 1990 und 2000 deutlich gestiegen, so dass sich die ehemals sehr grossen Unterschiede beim Fremdsprachigkeitsindex zwischen den gentrifizierten und marginalisierten Quartieren angeglichen haben. Ein Blick auf den Alterungsindex zeigt, dass die marginalisierten Quartiere überdurchschnittlich stark und die gentrifizierten Quartiere aufgrund der Dominanz der Aktivbevölkerung besonders wenig von der Alterung der Bevölkerung betroffen sind.

4.2 Sozialräumliche Entwicklung und Bebauungsstruktur

Die Auswertung zeigt einen deutlichen Zusammenhang zwischen den sozialräumlichen Prozessen und der Bauperiode der Gebäude, die ein Quartier prägen. Dabei ist eine soziale Aufwertung mit einem hohen Anteil an Gebäuden, die vor 1919 gebaut wurden, verbunden. Dies wird auch beim Vergleich der gentrifizierten mit den marginalisierten Quartieren deutlich.

Während in den gentrifizierten Quartieren die Mehrheit der Gebäude vor 1919 gebaut wurde, ist dies in den marginalisierten Quartieren nur eine verschwindend geringe Minderheit. Diese Quartiere wurden erst 1934 eingemeindet und sind in der Folge in der Periode zwischen 1946

und 1960 mehrheitlich mit Wohnsiedlungen in Zeilenbauweise überbaut worden. In der gesamten Stadt Zürich ist ein deutlicher Zusammenhang zwischen einer relativen Statusabwertung und den Bauperioden von 1946 bis 1980 verbunden. Beim Neubau ist hingegen kein Zu-

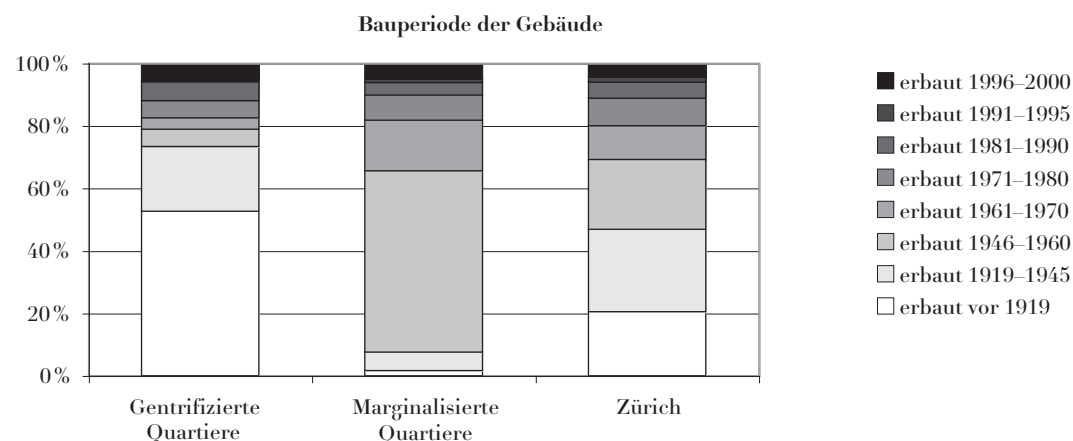


Abb. 4: Bauperiode der Gebäude in den ausgewählten gentrifizierten und marginalisierten Quartieren in der Stadt Zürich, 2000.
(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 2000)

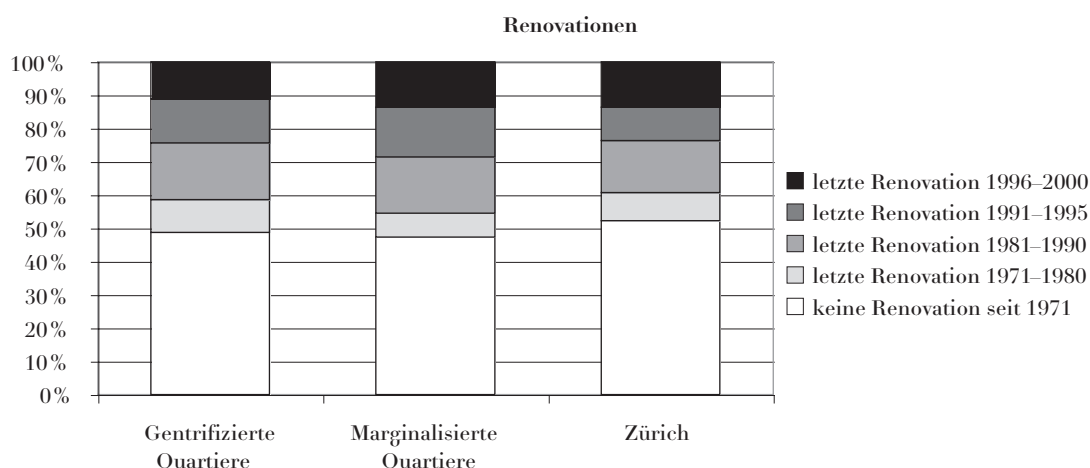


Abb. 5: Renovierung der Gebäude in den ausgewählten gentrifizierten und marginalisierten Quartieren in der Stadt Zürich, 2000.
(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 2000)

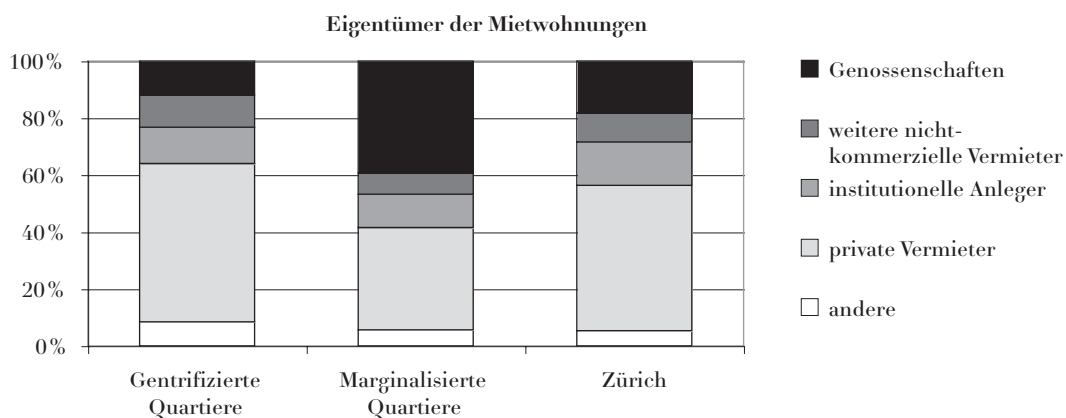
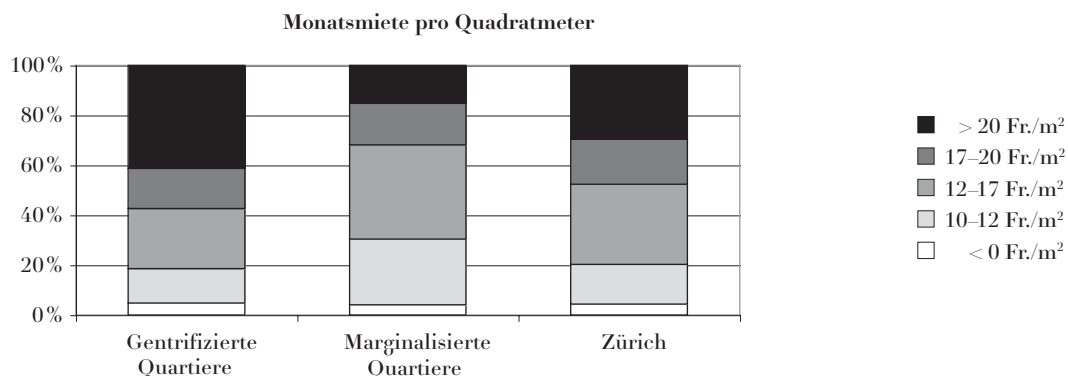


Abb. 6: Eigentümerstrukturen in den ausgewählten gentrifizierten und marginalisierten Quartieren in der Stadt Zürich, 2000.
(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 2000)

Abb. 7: Mieten pro Quadratmeter in den ausgewählten gentrifizierten und marginalisierten Quartieren in der Stadt Zürich, 2000.
(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 2000)



sammenhang zu Auf- oder Abwertungsprozessen erkennbar. So ist auch in den gentrifizierten Quartieren der Anteil neu gebauter Häuser nur geringfügig über dem städtischen Mittel. Man kann also festhalten, dass die Aufwertung zwar mit einem Altbaubestand zusammenhängt, eine Verbesserung der Baustruktur durch (Ersatz-)Neubau ist allerdings nicht erkennbar.

Erstaunlicherweise führte die soziale Aufwertung der beiden Quartiere Langstrasse und Gewerbeschule bislang aber nicht zu einer vermehrten Renovierungstätigkeit (vgl. Abb. 5). Dies könnte an dem schlechten Image dieser Quartiere liegen, das diesen bis vor kurzem anhaftete. Bis 1995 war in der unmittelbaren Nähe dieser Quartiere die offene Drogenszene lokalisiert. Diese wurde erst 1995 mit der Räumung des Gebietes und dessen Umnutzung durch eine Badeanstalt aufgelöst. Unter Umständen folgen die Sanierungen und Ersatzneubauten mit einer grösseren zeitlichen Verzögerung, so dass sich aktuell bereits ein anderes Bild zeigen könnte. Ein weiterer Grund könnte das Schweizer Steuersystem sein. In der Schweiz besteht ein steuerlicher Anreiz zum kontinuierlichen, werterhaltenden Gebäudeunterhalt. Einerseits sind dadurch die Gebäude auch in sozial abgewerteten Quartieren i.d.R. in einem guten Zustand, andererseits werden Totalsanierungen oder Ersatzneubauten lange nicht in Betracht gezogen (Van Wezemael 2005: 110).

Sozialräumliche Prozesse hängen stark von den Eigentümerverhältnissen ab. Soziale Aufwertungsprozesse finden vor allem in denjenigen Quartieren statt, in denen die Wohnungen im Besitz von Privatpersonen sind. Dies gilt für 50 % der Wohnungen in den gentrifizierten Quartieren. Die Quartiere, in denen der Mietwohnungsmarkt von gemeinnützigen Trägern dominiert wird, ist der Statusindex sowohl 1990 als auch 2000 unterdurchschnittlich hoch. Zudem haben sie relativ zu den übrigen Stadt-

quartieren an Status verloren. Damit erfüllt der gemeinnützige Wohnungsbau in Zürich seine Aufgabe, bezahlbaren Wohnraum für auf dem Wohnungsmarkt benachteiligte Gruppen bereitzustellen (Odermatt 1997: 191 ff.). Gleichwohl sind die ausländischen Haushalte, die ja zu den schwächeren Wohnungsmarktteilnehmern gehören, in den Wohnungen der Genossenschaften unterrepräsentiert (Odermatt 1997, 295).

Als eine wichtige Folge der Aufwertungsprozesse werden in der Theorie die steigenden Mietpreise in den aufgewerteten Quartieren angeführt, die den Motor der damit verbundenen Verdrängungsprozesse darstellen. Dies kann für Zürich bestätigt werden. Es herrscht eine stark positive Korrelation zwischen dem Statusindex und den Quadratmetermieten in den Quartieren. Dies gilt im gleichen Masse für den Zusammenhang zwischen sozialer Aufwertung und steigenden Mieten. In keinem anderen Quartier in der Stadt Zürich sind die Mieten so stark gestiegen wie in den gentrifizierten Quartieren. In den eher stagnierenden Quartieren blieben die Mieten hingegen auf einem konstant niedrigen Niveau, was mit dem hohen Anteil an Genossenschaftswohnungen in diesen Quartieren in Verbindung steht. So sind in den marginalisierten Quartieren Quadratmetermieten zwischen 10 und 17 Franken üblich, während in den gentrifizierten Quartieren bereits im Jahr 2000 über 40 % der Bewohner über 20 Franken pro Quadratmeter bezahlen (vgl. Abb. 7).

4.3 Sozialräumliche Entwicklung und Umzüge

Die sozialräumlichen Umschichtungen innerhalb der Kernstadt Zürich stehen in einem engen Zusammenhang mit den Zu- und Wegzügen in die bzw. aus der Stadt sowie den innerstädtischen Umzügen. Die Migrationsverläufe in der

Zusammenhang zwischen
Statusveränderung und Fluktuationsrate

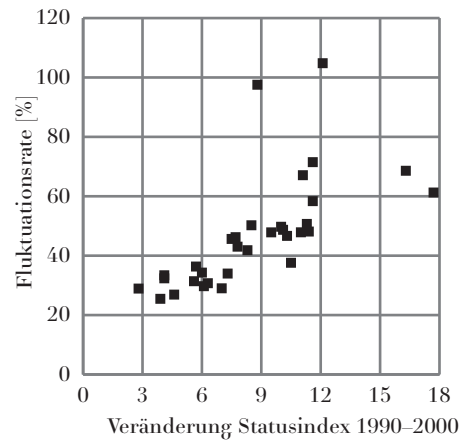


Abb. 8: Zusammenhang zwischen Veränderung des Statusindex und Fluktuationsrate, Stadt Zürich, 1990–2000.
(Quelle: BFS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

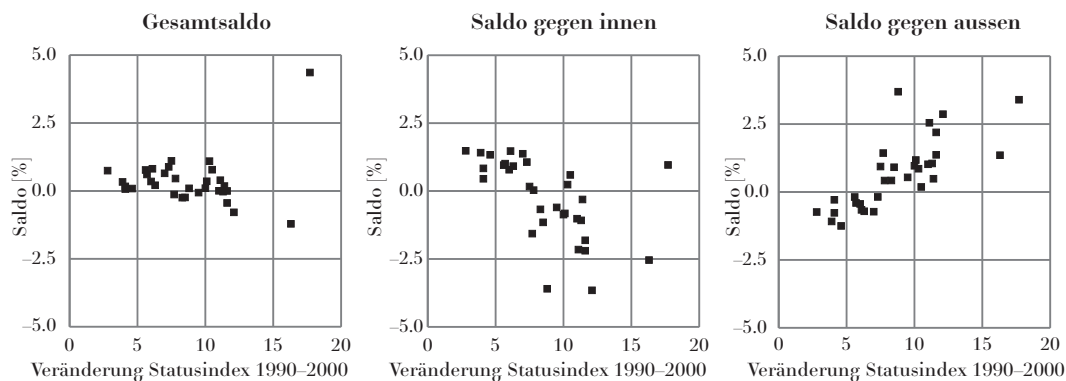


Abb. 9: Zusammenhang zwischen Veränderung des Statusindex und Wanderungssaldi, Stadt Zürich, 1990–2000.
(Quelle: BFS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

Stadt folgen insgesamt einem recht deutlichen Muster: Die Innenstadtquartiere sind die hochdynamischen Quartiere mit einer hohen Fluktuationsrate, die gleichzeitig die Funktion von Ankunftsquartieren für Zuziehende von aussen innehaben. Von diesen Ankunftsquartieren diffundiert die Bevölkerung durch innerstädtische Umzüge in die Quartiere am Stadtrand. Die Stadtrandquartiere ihrerseits fungieren als Abwanderungsquartiere und haben eine relativ geringe Dynamik.

Es besteht ein klar linearer Zusammenhang zwischen sozialer Auf- bzw. Abwertung und den Fluktuationsraten. Je höher die Fluktuationsraten bezogen auf die Wohnbevölkerung in den Jahren 1990 bis 2002 waren, desto stärker fiel die soziale Aufwertung in einem Quartier zwischen 1990 und 2000 aus, und je geringer die Fluktuationsrate war, desto geringer war die Erhöhung des Statusindex (vgl. Abb. 8, Tab. 2). Somit kann entgegen den gängigen Annahmen im Rahmen der sozialökologischen Debatte eine

hohe Fluktuationsrate mit einer Statusaufwertung verknüpft sein und ist nicht zwingend mit einer Marginalisierung verbunden.

Wanderungsgewinne oder -verluste in einem Quartier zwischen 1990 und 2000 hatten dagegen keinen Einfluss auf die sozialen Auf- bzw. Abwertungsprozesse (vgl. Abb. 9). Es ist allerdings von Bedeutung, ob ein Quartier die Wanderungsgewinne von anderen Stadtquartieren oder von ausserhalb der Stadt Zürich erhält. Für die Quartiere der Stadt Zürich besteht ein linearer Zusammenhang zwischen Wanderungsgewinnen von ausserhalb, Wanderungsverlusten zu anderen Stadtquartieren und sozialer Aufwertung. Diejenigen Stadtquartiere, die dagegen Wanderungsgewinne von anderen Stadtquartieren erhalten und wiederum ihre Bevölkerung an das Umland verlieren, weisen stagnierende Statusindexwerte auf.

Die Stärke der Umzugsdynamik und die Richtung des Wanderungsgewinns (von aussen oder von innen) stehen also in enger Beziehung

Tab. 2: Korrelationskoeffizienten zwischen Statusindex und Fluktuationsraten und Wanderungssaldi der ausgewählten Quartiere, Stadt Zürich, 1990–2000.
(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

	Status 1990	Status 2000	Delta Status
jährliche Fluktuation	–0,03	0,19	0,66
Saldo	–0,16	–0,11	0,13
Saldo gegen aussen	0,06	0,30	0,76
Saldo gegen innen	–0,15	–0,33	–0,58

(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

Tab. 3: Fluktuationsraten und Wanderungssaldi der ausgewählten Quartiere, Stadt Zürich, 1990–2000.
(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

	Gentrifizierte Quartiere	Marginalisierte Quartiere	Stadt Zürich
jährliche Fluktuation	88,6 %	30,1 %	43,0 %
Saldo	–4,9 %	4,6 %	3,8 %
Saldo gegen aussen	30,5 %	–8,2 %	3,8 %
Saldo gegen innen	–35,3 %	12,8 %	0,0 %

(Quelle: BfS: Eidgenössische Volkszählung 1990 und 2000)

mit der sozioökonomischen Auf- bzw. Abwertung der Stadtquartiere. Die gentrifizierten Innenstadtquartiere fallen in die Kategorie der hochdynamischen Ankunftsquartiere, die eher marginalisierten Quartiere sind Abwanderungsquartiere mit geringer Fluktuation. Marginalisierung steht im beobachteten Zeitraum also im Zusammenhang mit einer Nettoabwanderung aus der Stadt, Gentrifizierung dagegen mit Zuwanderung von ausserhalb.

Die Wanderungssaldi nach Bevölkerungskategorien weisen grosse Unterschiede zwischen den gentrifizierten und marginalisierten Quartieren auf. An den Auf- bzw. Abwertungsprozessen sind also bestimmte Bevölkerungskategorien durch Zu- oder Wegzüge beteiligt.

Seit 1995 gibt es eine Nettozuwanderung von Schweizern in die gentrifizierten Quartiere. Diese Nettozuwanderung findet von ausserhalb der Stadt statt, während der Saldo gegen innen über den Zeitraum konstant negativ ist. Damit ziehen zum einen Schweizer von ausserhalb in die gentrifizierten Quartiere, und zum anderen diffundiert die Schweizer Bevölkerung von diesen Quartieren in andere Quartiere der Stadt. Genau umgekehrt verhält sich der Wanderungssaldo der ausländischen Bevölkerung. Die gentrifizierten Quartiere haben über den gesamten Zeitraum eine Nettoabwanderung von ausländischen Personen. Diese Abwanderung geht vor allem in Richtung der anderen Stadtquartiere und nicht aus der Stadt hinaus. Die ausländische Bevölkerung bildet allerdings diesbezüglich keine homogene Einheit. In den gentrifizierten Quartieren findet eine überdurchschnittliche Nettozuwanderung der

nord- und westeuropäischen Bevölkerung bei gleichzeitig überdurchschnittlicher Nettoabwanderung der südeuropäischen Bevölkerung statt. Diese Entwicklung hat sich seit Ende der 1990er-Jahre deutlich verstärkt. Es ist also zu erwarten, dass sich das zahlenmässige Verhältnis der süd- zur nord- und westeuropäischen Bevölkerung in den gentrifizierten Quartieren weiterhin stark zugunsten der nord- und westeuropäischen Bevölkerung verschieben wird.

Die Aufwertung der Quartiere geht weiter mit einer Verdrängung von Familien einher. Die Nettoabwanderung von Familien, die in der gesamten Stadt stattfindet, ist in den gentrifizierten Quartieren deutlich höher als in den restlichen Stadtquartieren. Zielorte der aus den gentrifizierten Quartieren wegziehenden Familien sind vor allem die Stadtrandquartiere. Die starke Abwanderung von Familien der aufgewerteten Quartiere vor allem in andere Stadtquartiere findet in gleichem Masse von ausländischen und schweizerischen Familien statt.

Die marginalisierten Quartiere zeigen ein vollständig komplementäres Bild zu den gentrifizierten Quartieren. So wandern die Schweizer Personen aus den marginalisierten Quartieren überdurchschnittlich stark ab. Der leicht überdurchschnittlich positive Wanderungssaldo der ausländischen Bevölkerung resultiert aus einer Zuwanderung sowohl von aussen als auch aus anderen Stadtquartieren. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Nationengruppen fallen in den marginalisierten Quartieren deutlich geringer aus als bei den gentrifizierten Quartieren. Die Marginalisierung bewirkt im Gegensatz zur Aufwertung keine Abwanderung der Fami-

lien. Kaum andere Quartiere weisen eine geringere Nettoabwanderung von Familien aus. In den marginalisierten Quartieren resultiert dies aber vor allem aus einer Nettozuwanderung von ausländischen Familien, die in erster Linie aufgrund innerstädtischer Umzüge entsteht, und nicht durch Zuzüge von aussen.

5. Diskussion

In dieser Arbeit wurden vier Indizes zur Beschreibung von räumlichen Disparitäten der Bevölkerungsstruktur und ihre Veränderung zwischen 1990 und 2000 zur Analyse verwendet. Die vier Indizes beschreiben den sozialen Status, die Lebensformen, die Altersstruktur und die Fremdsprachigkeit. Mittels dieser Indizes konnten zunächst die verschiedenen sozialräumlichen Prozesse genauer quantifiziert werden, welche durch die Reurbanisierung ausgelöst wurden. Ferner konnten diejenigen Quartiere identifiziert werden, die einen Prozess der Gentrifizierung auf der einen Seite und der Marginalisierung auf der anderen Seite erlebt haben.

Es konnte gezeigt werden, dass soziale Aufwertungsprozesse vor allem in Quartieren stattfinden, die durch individualisierte Lebensstile geprägt sind. Diese individualisierten Lebensstile sind charakteristisch für die so genannte «neue urbane Mittelschicht». Damit konnte nachgewiesen werden, dass der Gentrifizierungsprozess mit einem besonderen Lebensstil der beteiligten Akteure verbunden ist. Die soziale Aufwertung von Quartieren ist zudem mit einer Verringerung der Konzentration derjenigen Personen verbunden, die aufgrund fehlender Sprachkompetenzen am Integrationsprozess behindert sind. Dies kommt auch in einer klaren Abwanderung in Richtung anderer Stadtquartiere ausländischer Bevölkerung zum Ausdruck. Ziele dieser Wanderung sind die Stadtrandquartiere, die sowohl 1990 als auch 2000 sehr niedrige Statusindizes aufweisen. In diesen Stadtrandquartieren war der Anteil ausländischer Personen allerdings 1990 noch deutlich unterdurchschnittlich. Auch der Fremdsprachigkeitsindex und damit der Anteil von Personen, die aufgrund fehlender Sprachkompetenzen am Integrationsprozess behindert sind, war 1990 in diesen marginalisierten Quartieren klar unter dem städtischen Mittelwert. Damit hat die Aufwertung zu einer Angleichung zwischen den Innenstadtquartieren und Stadtrandquartieren bezüglich der Fremdsprachigkeit und der Segregation dieser Bevölke-

rungskategorie geführt. Auf der anderen Seite ist die Abhängigkeit zwischen Fremdsprachigkeits- und Statusindex in der Stadt Zürich im Jahr 2000 sehr viel stärker ausgeprägt als noch 1990. So müssen sich die Integrationsanstrengungen nun verstärkt auch auf Quartiere mit niedrigem Statusindex am Stadtrand konzentrieren.

Es konnte ein starker Zusammenhang der Auf- bzw. Abwertungsprozesse innerhalb der Kernstadt Zürich mit den Zu- und Wegzügen in die bzw. aus der Stadt sowie den innerstädtischen Umzügen nachgewiesen werden. Die Stärke der Umzugsdynamik und die Richtung des Wanderungsgewinns (von aussen oder von innen) stehen in enger Beziehung mit der sozioökonomischen Auf- bzw. Abwertung der Stadtquartiere. Die zwischen 1990 und 2000 stark aufgewerteten Innenstadtquartiere fallen in die Kategorie der hochdynamischen Ankunftsquartiere, die eher abgewerteten marginalisierten Quartiere sind Abwanderungsquartiere mit geringer Dynamik und Fluktuation. Eine Abwertung steht im beobachteten Zeitraum also im Zusammenhang mit einer Nettoabwanderung aus der Stadt, eine Aufwertung dagegen mit Zuwanderung von ausserhalb. An den sozialen Auf- bzw. Abwertungsprozessen sind unterschiedliche Bevölkerungskategorien beteiligt. Eine Aufwertung ist mit einer überdurchschnittlichen Zuwanderung von Bevölkerung aus der Schweiz sowie aus Nord- und Westeuropa verbunden, bei einer überdurchschnittlich hohen Abwanderung jener aus Südeuropa. Die Migrationsmuster der marginalisierten Quartiere sind vollständig komplementär dazu. Mit der relativen sozioökonomischen Abwertung geht eine verstärkte Zuwanderung von ausländischen, meist südeuropäischen Familien und eine starke Abwanderung von Schweizer Einzelpersonen einher. Es ist daher anzunehmen, dass sich die Polarisierung zwischen aufgewerteter Innenstadt und marginalisiertem Stadtrand weiter verstärkt.

Des Weiteren konnte nachgewiesen werden, dass die speziellen Prozesse der Marginalisierung und Gentrifizierung mit einer bestimmten Bebauungsstruktur in Verbindung stehen. So findet Gentrifizierung in Innenstadtquartieren statt, die mehrheitlich vor 1919 bebaut wurden und durch 5- bis 6-geschossige Blockrandbebauung geprägt sind. Trotz der sozialen Aufwertungsprozesse ist entgegen den Erwartungen bislang noch keine verstärkte Neubau- oder Sanierungstätigkeit in diesen Quartieren nachweisbar. Damit kann die These, dass mit Gentrifizierungsprozessen eine bauliche Auf-

wertung der Quartiere erfolgt, aber noch nicht widerlegt werden. Dies könnte erst durch eine Analyse neuerer Daten erfolgen. Aber es bleibt festzuhalten, dass die baulichen Veränderungen – wenn überhaupt – mit einer grossen zeitlichen Verzögerung der sozialen Aufwertung folgen. Ursache hierfür könnte auch der steuerliche Anreiz zum kontinuierlichen Gebäudeerhalt in der Schweiz sein.

Marginalisierung findet hingegen vor allem in Stadtrandquartieren, die zwischen 1946 und 1970 mit 3- bis 4-geschossigen Wohnsiedlungen in Zeilenbauweise überbaut wurden, statt. In diesen Quartieren wird der Mietmarkt von Wohngenossenschaften dominiert, die zudem die geringen Fluktuationsraten in diesen Quartieren erklären. Im selben Zeitraum gab es einen grossen Anstieg des Anteils der ausländischen Bevölkerung, die zudem sprachlich schlecht integriert ist. Es könnte dadurch in diesen Quartieren ein problematisches Nebeneinander von stabilen Zonen des gemeinnützigen Wohnungsbaus, die eher dem Schweizer bürgerlich-traditionellen Milieu angehören, und dynamischen Zellen des privaten Mietmarktes mit einem hohen Anteil ausländischer Bevölkerung entstehen.

Anmerkungen

- 1 Der Begriff der «A-Stadt» hat in der Schweizer Fachliteratur breit Eingang gefunden (vgl. z.B. Janos et al. 1997; Schneider-Sliwa, 1998). Auch im Raumentwicklungsbericht der Schweiz (ARE, UVEK 2005) ist dieses Argumentationsmuster eingeflossen.
- 2 Die theoretische Begründung und genaue Herleitung der Indizes ist in der Studie Soziokulturelle Unterschiede in der Schweiz – Vier Indizes zu räumlichen Disparitäten, 1990–2000 (Hermann et al. 2005a) beschrieben.
- 3 Statusindex = $2.5 \cdot TER - 2 \cdot PRI + OMF - NST + 4 \cdot HEK - 2 \cdot NEK$ mit TER = Tertiäre Bildung (über 25-Jährige), PRI = Primäre Bildung (über 25-Jährige), OMF = Oberes Management & freie Berufe (Erwerbstätige), NST = Ungelernte Arbeiter und Angestellte (Erwerbstätige), HEK = Reineinkommen über 75 000 Franken im Jahr 1990 bzw. über 93 000 Franken im Jahr 2000 (Steuerpflichtige), NEK = Reineinkommen unter 40 000 Franken im Jahr 1990 bzw. unter 50 000 Franken im Jahr 2000 (Steuerpflichtige) (Hermann et al. 2005a: 25).
- 4 Individualisierungsindex = $3 \cdot EPH + 1.2 \cdot WG + 2.5 \cdot FOK + 3 \cdot MER - 1.5 \cdot TBM$ mit EPH = Einpersonenhaushalte (30- bis 50-Jährige), WG = Wohngemeinschaften (30- bis 50-Jährige), MER = Erwerbstätige Mütter (25- bis 44-Jährige), FOK = Frauen ohne Kinder (35- bis 44-Jährige), TBM = traditionell-bürgerliches Familienmo-

dell (Vollerwerbstätiger Vater, Mutter Hausfrau) (Hermann et al. 2005a: 32).

- 5 Fremdsprachigkeitsindex = $RNH + RNU + NLE + NRG$ mit RNH = Regionalsprache wird zuhause nicht gesprochen, RNU = Regionalsprache wird weder zuhause noch im Erwerbsleben gesprochen, NLE = Weder Landessprachen noch Englisch werden gesprochen, NRG = Hauptsprache ist keine germanische oder romanische Sprache (Hermann et al. 2005a: 40).
- 6 Altersindex = $3 \cdot REN - 1 \cdot JUK$ mit REN = Personen im Rentenalter (über 65 Jahre), JUK = Jugendliche und Kinder (unter 20 Jahre) (Hermann et al. 2005a: 47).
- 7 Zu Südeuropa zählen die Staaten Albanien, Ex-Jugoslawien, Griechenland, Italien, Portugal, Spanien, Türkei sowie verschiedene Kleinstaaten wie Andorra, Malta, San Marino, Vatikanstadt, Zypern. Bei der Ländergruppe Nord- und Westeuropa handelt es sich um die EU- und EFTA-Staaten ohne die erwähnten südeuropäischen Länder und ohne die neuen EU-Staaten aus Osteuropa (Heye, Leuthold 2004: 19).
- 8 Aufgrund der Konstruktion sind diese beiden Indizes für die gesamte Schweiz statistisch unabhängig (vgl. Hermann et al. 2005a).
- 9 Den stärksten Aufwertungsprozess hat in Zürich das stadtnahe Entwicklungsgebiet Escher-Wyss (+17.7) erlebt. Es stellt aufgrund der grossen Neubautätigkeit einen Sonderfall dar und wird hier daher nicht weiter betrachtet.
- 10 Es wurde der Pearson'sche Korrelationskoeffizient r verwendet. Dieser Koeffizient ist ein dimensionsloser Index mit dem Wertebereich $-1,0 \leq r \leq 1,0$ und ein Mass dafür, inwieweit zwischen zwei Datenmengen eine lineare Abhängigkeit besteht.
- 11 Die prozentualen Anteile der Indikatoren sind in den Studien zu den sozialräumlichen Prozessen in der Schweiz (Hermann et al. 2005a) und der Agglomeration Zürich (Heye, Leuthold 2004) publiziert.

Literatur

- ALISCH, M.; DANGSCHAT, J. (1998): *Armut und soziale Integration*. Opladen.
- ALISCH, M.; FELDE, W. ZUM (1990): «Das gute Wohngefühl ist weg!» Wahrnehmungen, Bewertungen und Reaktionen im Vorfeld der Verdrängung. In: BLASIUS, J.; DANGSCHAT, J. (Hg.): *Gentrification. Die Aufwertung innenstadtnaher Wohnviertel*. Frankfurt am Main, S. 277–300.
- ARE; UVEK (2005): *Raumentwicklungsbericht 2005*. Bern.
- ATKINSON, R. (2003): Introduction: Misunderstood Saviour or Vengeful Wrecker? The Many Meanings and Problems of Gentrification. *Urban Studies*, Vol. 40, Nr. 12, S. 2343–2350.
- BEAUREGARD, R. A. (1990): Trajectories of Neighbourhood Change: The Case of Gentrification. *Environment and Planning*, No. 22, S. 855–874.

- BLASIUS, J. (1993): *Gentrification und Lebensstile*. Wiesbaden.
- BOURDIEU, P. (1987): *Die feinen Unterschiede: Kritik an der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main.
- BREMER, P. (2000): *Ausgrenzungsprozesse und die Spaltung der Städte. Zur Lebenssituation von Migranten*. Opladen.
- BRÜHL, H.; ECHTER, C.-P.; FRÖLICH VON BODELSCHWINGH, F.; JEKEL, G. (2005): Wohnen in der Innenstadt – eine Renaissance? *Difu-Beiträge zur Stadtforschung* No. 41.
- DA CUNHA, A.; BOTH, J.-F. (2004): *Metropolisierung, Städte und Agglomerationen. Soziodemographische Struktur und Dynamik von urbanen Räumen*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- CLARK, E. (1992): On Blindness, Centrepieces and Complementarity in Gentrification Theory. *Transactions of the Institute of British Geographers*, No. 17, S. 358–362.
- DANGSCHAT, J. S.; BLASIUS, J. (Hg.) (1994): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen.
- DANGSCHAT, J. S. (1994): Lebensstile in der Stadt. Raumbezug und konkreter Ort von Lebensstilen und Lebensstilisierungen. In: DANGSCHAT, J. S.; BLASIUS, J. (Hg.): *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen, S. 335–354.
- EDER SANDTNER, S. (2005): Neuartige residentielle Stadtstrukturmuster vor dem Hintergrund post-moderner Gesellschaftsentwicklungen. Eine geographische Analyse städtischer Raummuster am Beispiel von Basel. *Basler Beiträge zur Geographie*, Band 50.
- FAINSTAIN, S.; GORDON I.; HARLOE, M. (1992): *Divided Cities: New York and London in the Contemporary World*. Cambridge.
- FREY, R. L. (1990): *Städtewachstum. Städtewandel. Eine ökonomische Analyse der schweizerischen Agglomerationen*. Basel, Frankfurt am Main.
- FRIEDRICHS, J. (1995): *Stadtsoziologie*. Opladen.
- FRIEDRICHS, J. (2000): Gentrification. In: Häussermann, H. (Hg.): *Grossstadt. Soziologische Stichworte*. Opladen, S. 57–67.
- FRIEDRICHS, J.; KECSKES, R. (1996): *Gentrification. Theorie und Forschungsergebnisse*. Opladen.
- GAEBE, W. (2004): *Urbane Räume*. Stuttgart.
- GLATTER, J. (2005): *Gentrification in Ostdeutschland – untersucht am Beispiel der Dresdner Äusseren Neustadt*. Dissertation an der Technischen Universität Dresden.
- HAMNETT, C.; RANDOLPH, B. (1986): Tenorial Transformation and the Flat Break-up Market in London. The British Condo Experience. In: SMITH, N.; WILLIAMS, P. (Hg.): *Gentrification of the City*. London, S. 121–152.
- HÄUSSERMANN, H.; SIEBEL, W. (1996): *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*. Weinheim, München.
- HÄUSSERMANN, H.; SIEBEL, W. (2004): *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt, New York.
- HERLYN, U. (1990): *Leben in der Stadt. Lebens- und Familienphasen in städtischen Räumen*. Opladen.
- HERMANN, M.; HEYE, C.; LEUTHOLD, H. (2005a): *Soziokulturelle Unterschiede in der Schweiz - Vier Indizes zu räumlichen Disparitäten, 1990–2000*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- HERMANN, M.; HEYE, C.; LEUTHOLD, H. (2005b): Boomende Zentren, unwirtliche Ränder. *Tages-Anzeiger*, 23. November 2005, S. 12.
- HEYE, C.; LEUTHOLD, H. (2004): *Segregation und Umzüge in Stadt und Agglomeration Zürich*. Statistik Stadt Zürich.
- HEYE, C.; LEUTHOLD, H. (2006): Sozialräumlicher Wandel in der Agglomeration Zürich. Konsequenzen von Suburbanisierung und Reurbanisierung. *disP*, Nr. 164, Vol. 41 (4), S. 50–73.
- JANOS, E.; ODERMATT, A.; WACHTER, D. (1997): Sozioökonomische Strukturen im Raum Zürich. Soziale und funktionale Entmischung im Raum Zürich: Ursachen, Probleme Handlungsmöglichkeiten. *Wirtschaftsgeographie und Raumplanung*, Vol. 27.
- KOLL-SCHRETZENMAYR, M.; RITTERHOFF, F.; SIEBEL, W. (2005): Wie global ist die Weltstadthypothese? Sozial und räumliche Polarisierung in der europäischen Stadt. Das Beispiel Zürich. *disP*, Nr. 163, Vol. 42 (1), S. 16–29.
- LEY, D. (1996): *The new middle class and the re-making of the central city*. Oxford.
- ODERMATT, A. (1997): *Eigentümerstrukturen des Wohnungsmarktes*. Münster.
- ODERMATT, A. (2001): Mehr Wohneigentum in der Stadt? Wandel der Wohnungsmarktpolitik in der Stadt Zürich als Reaktion auf selektive Zu- und Abwanderung und Steuererosion. *Dresdner Geographische Beiträge*, H. 7, S. 115–130.
- SCHNEIDER-SLIWA, R. (1998): Städte unter neuen Rahmenbedingungen: Trends und Chancen. *Regio Basiliensis*, 39. Jg., H. 2, S. 111–121.
- SMITH, N. (1979): Towards a Theory of Gentrification: A Back-to-the-City Movement by Capital, not by People. *Journal of the American Planners Association*, No. 45, S. 538–548.
- VAN WEZEMAE, J. E. (2005): *Investieren im Bestand. Eine handlungstheoretische Analyse der Erhaltungs- und Entwicklungsstrategien von Wohnbauinvestoren in der Schweiz*. St. Gallen.
- VAN WESSEP (1994): Gentrification as a Research Frontier. *Progress in Human Geography*, No. 18, 1, S. 74–83.

Corinna Heye
Wissenschaftliche Assistentin
Geographisches Institut der
Universität Zürich
Abteilung Wirtschaftsgeographie
Winterthurerstrasse 190
CH-8057 Zürich
cheye@geo.unizh.ch

Dr. André Odermatt
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Geographisches Institut der
Universität Zürich
Abteilung Wirtschaftsgeographie
Winterthurerstrasse 190
CH-8057 Zürich
odermatt@geo.unizh.ch

Manuskript 5:

Heye, C. & J.E. Van Wezemaal (2007):

**Herausforderungen des sozio-demographischen Wandels für
die Wohnbauindustrie.**

In: disP Nr. 169. Vol. 43 (2). Im Druck.

Herausforderungen des sozio-demographischen Wandels für die Wohnbauindustrie

disP 169 · 2/2007 **41**

Corinna Heye und Joris E. Van Wezemael

Abstract: Regional development is best understood as an assemblage of physical flows, such as ageing housing stocks, which demand physical and conceptual renewal; social aggregations, which change in age patterns and collective aspirations; economic organizations, which search profitable modes of capital accumulation. This article focuses on one possible assemblage and asks how the connection of changing social constructions of age, demographic trajectories, spatial patterns of the built environment and demographic segregation, and the decision-making processes of real estate investors can open up the potential to tackle the dissatisfactory housing situation of elderly people in the rental housing market.

After a brief introduction into our area under investigation and our research problem, section two outlines the qualitative and quantitative methods we use to analyze both the demand and the supply in the rental housing market segment for elderly people. Furthermore, it introduces the investigation region, which is the central metropolitan area of Zurich in Switzerland. Section three discusses the changing housing needs of elderly people. Section four introduces the empirical findings in the above-mentioned fields of investigation. These individual results are integrated in section five in order to map an assemblage of social, physical and economic facts and tendencies that define the potential to address the problem under investigation in new ways.

1. Einleitung

Die demographische Alterung wird gängig als Megatrend bezeichnet. Zu Recht, gilt gemäss Giger (2003: 387) doch eine mächtige, sich selbst schaffende gesellschaftliche Strömung, die in allen persönlichen und gesellschaftlichen Bereichen ausgeprägte Konsequenzen bewirkt, als Megatrend. Die öffentliche und politische Debatte betont sowohl die quantitativen Aspekte wie die relative Verschiebung der Mächtigkeit von Kohorten und das Ansteigen der Absolutzahlen der betreffenden Altersklassen als

auch ihre Auswirkungen etwa auf die Systeme der sozialen Sicherung in Europa. In diesem Artikel soll die Auswirkung auf den Bereich des Wohnens analysiert werden.

Der Bedarf an Wohnraum für ältere Menschen ist in jüngerer Zeit angestiegen und wird in den kommenden beiden Jahrzehnten weiter zunehmen (vgl. Tabelle 2). Weil der demographische Wandel dynamischer ist als das Mengenwachstum des Wohnungsbestandes, kann die steigende Nachfrage nur zu einem geringen Masse durch den Wohnungsneubau abgedeckt werden (Van Wezemael 2004: 42–45). Die Wohnungsnachfrage darf allerdings nicht auf das zahlenmässige Wachstum der Kohorten in den entsprechenden Alterskategorien reduziert werden. Denn nicht nur mehr, sondern auch «andere» ältere Menschen fragen Wohnraum nach. Die aktuelle Nachfrage älterer Menschen ist im Zuge der Individualisierung (Beck 1986: 131) geprägt vom Verlangen, ein Höchstmass an Autonomie in der Lebensführung beizubehalten und diese in einer wenig alters-segregierten Wohngegend zu realisieren (Höpflinger, Stuckelberger 1999: 262; Höpflinger 2004: 517). Das Bedürfnisbündel, welches sich im Zusammenhang mit der Aufwertung des Autonomiewunsches ergibt, wird in der Literatur als *ageing in place* bezeichnet (Chapman, Howe 2001; Houben 1997; Houben 2001). Es beinhaltet notwendigerweise Kombinationen des Wohnraumangebots mit Dienstleistungen, welche die Autonomie unterstützen. Da der grösste Teil der Wohnungen, in denen ältere Menschen in den kommenden Jahrzehnten wohnen werden, heute schon gebaut ist, sieht sich die Wohnungswirtschaft hinsichtlich der Bestandesentwicklung den grössten Herausforderungen gegenüber (Van Wezemael, Huber 2003). Die Betrachtung der Wohnraumversorgung älterer Menschen führt also auf ein multidimensionales Feld, welches von physischen Flüssen (Wohnbausubstanz, die physisch und konzeptionell altert), Populationsdynamiken (demographische Alterung und alters-reliertes Umzugsverhalten), gesellschaftlichen Veränderungen (gewandelte soziale Wohnbedürfnisse) und wirtschaftlichen Strategien (Definition von Möglichkeitsräumen

Corinna Heye ist Wissenschaftliche Assistentin am Geographischen Institut der Universität Zürich, Abteilung Wirtschaftsgeographie.

Dr. sc. nat. Joris E. Van Wezemael is Senior Researcher in Housing and Urban Development at the Centre for Cultural Studies in Architecture, ETH Zürich.

und Selbstbilder von Wohnbauinvestoren) aufgespannt wird.

Wir wählen die Diskrepanz zwischen dem statischen Bestandesangebot und der dynamischen Nachfrageentwicklung im wachsenden Segment der älteren Menschen als Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung. Die Ageing Society stellt für die Anbieter von Wohnraum eine doppelte Herausforderung dar:

- Das Wachstum des Altensegments stellt die Investoren vor bedeutende *mengenmässige Herausforderungen* in der Bestandesentwicklung, denn die «Alterswohnungen» der kommenden Jahrzehnte sind grösstenteils gebaut.
- Die Entwicklung der Nachfrage im Zuge des gesellschaftlichen Wandels stellt die Adäquanz vieler bestehender Wohnbauten in Frage; die auf Autonomie ausgerichteten Wohnwünsche der heutigen Alten werden kaum befriedigt. Dies erfordert *konzeptionelle Entwicklungen* im aktuellen Wohnungsbestand und dessen Managements.

Sowohl die Wohnungsnachfrage als auch das Wohnungsangebot spiegeln historisch-spezifische und räumlich-soziale Tatsachen.

- Personen, die sich heute im Rentenalter befinden, haben ihre Familien gegebenenfalls in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren gegründet. Diese drei Jahrzehnte reflektieren die Suburbanisierungsphasen, in denen die Agglomerationsgürtel um die Kernstädte gebaut wurden. Da die Umzugsneigung in der Nachfamilienphase tief ist (Herlyn 1990: 78), persistieren die seinerzeit zugezogenen Kohorten an ihren Wohnstandorten. Dies führt zur These, dass die räumliche Verteilung der Kohorten die Agglomerationsgürtel im Sinne gegen aussen abnehmender Altersquotienten strukturieren. Dadurch entsteht ein räumlich differenziertes Entwicklungspotenzial für Wohnbauinvestoren.
- Dem Mietwohnungsmarkt kommt eine hervorragende Bedeutung für die Wohnraumversorgung in der Schweiz zu. Daher konzentriert sich der vorliegende Beitrag auf diesen¹. Die Wohnungsanbieter lassen sich Akteurekategorien zuordnen, die sich in ihrer Bewirtschaftungs- und Investitionspraxis unterscheiden (Van Wezemael 2005: 169). Ihre unterschiedlichen Strategien schlagen sich in differenzierten Standortanforderungen, und diese in einem räumlich strukturierten Immobilienportfolio nieder. Die geographische Verteilung von Objektklassen und das räumliche Muster von Eigentümerstrukturen der Mietwohnungen widerspiegeln sowohl die Urbanisierungsphasen der Nachkriegszeit als auch die jeweiligen Wohnbaupolitiken der öffentlichen Hand.

1.1 Zielsetzung und Fragestellung

Gemäss Samuelson gab Gott den Ökonomen zwei Augen: Eines für das Angebot, eines für die Nachfrage (Samuelson, Nordhaus 1998). Analysen zur Bevölkerungsverteilung und der Wohnstandortwahl hingegen weisen seit ihren Frühstudien im Rahmen der Chicagoer Schule eine beträchtliche Schieflage zu Gunsten einer Nachfrageorientierung auf. Sie blenden das Angebot entweder ganz aus oder betrachten es in einer idealisierten Sicht der Marktmechanismen als einen nachfrageinduzierten Aspekt (Van Wezemael 1999). Dabei ist die Wahl eines Wohnstandortes – für jene Haushalte, die eine Wahl haben – nur innerhalb eines realisierten Angebotes möglich. Besonders deutlich wird dies, wenn wir – wie im vorliegenden Artikel – den Mietsektor sowie die Wohnraumversorgung für spezifische Nachfragegruppen, in unserem Fall die älteren Personen betrachten.

Wir diskutieren zwei Fragenkomplexe:

- Welche räumlichen Muster zeichnet die Verteilung der älteren Wohnbevölkerung heute aus, welche Tendenz weist sie auf Basis demographischer und residenzieller Prozesse auf, und welche Herausforderungen ergeben sich hieraus für eine adäquate Wohnraumversorgung?
- Welche Entwicklungspotenziale ergeben sich bei verschiedenen Anbietertypen hinsichtlich eines Wohnraumangebots für heutige Alte, welche räumliche Verteilung weist deren Bestand auf, und inwiefern deckt sich dieses Angebotspotenzial mit dem in der ersten Frage diskutierten Nachfragepotenzial?

Der vorliegende Beitrag setzt sich zum Ziel, die räumliche Ausgestaltung und Entwicklung sowohl der Nachfrage als auch des Angebotes im Altensegment darzustellen. Das Angebot an adäquaten Wohngelegenheiten für die aktuelle Nachfrage im Segment der Haushalte der Älteren wird mit Hilfe einer Potenzialabschätzung nach Eigentübertypen diskutiert. Die räumliche Übereinstimmung (chorischer fit) von Angebot und Nachfrage schliesslich definiert, in welchem Masse die heutige Wohnraumversorgung und jene der kommenden Jahrzehnte in einem vom Bestande her dominierten Markt (Anbietermarkt) befriedigt werden kann.

2. Ansatz und Methoden

2.1 Analyse der Nachfrage

Die Bevölkerungsentwicklung ergibt sich aus der demographischen Entwicklung am Ort und den Migrationsprozessen (Bähr 1997: 277). Die räumliche Verteilung der jetzigen und zukünftigen Älteren kann mit Hilfe der Personen- und Haushaltsdaten der eidgenössischen Volkszählungen 1990 und 2000, die vom Bundesamt für Statistik (BFS) durchgeführt und veröffentlicht wird, analysiert werden. Um das Potenzial der Veränderung der räumlichen Verteilung in Zukunft abzuschätzen, wurde die Umzugsstatistik der Stadt Zürich, die alle Umzüge seit 1990 in Verbindung mit der Stadt Zürich enthält, verwendet. Sowohl die Daten der Volkszählungen als auch der Umzugsstatistik lagen als Individualdaten vor. In dieser Arbeit wird immer nur der wirtschaftliche und nicht der zivilrechtliche Wohnsitz betrachtet².

Die Ausweitung der nachberuflichen Phase durch vorzeitige Pensionierungen und verlängerte Lebenserwartung hat dazu geführt, dass eine reine Klassifizierung nach der Stellung im Lebenslauf oder Arbeitsmarkt zu grob geworden ist (Höpflinger 2004). Nach Lalive d'Epinay können zur Klassifikation grob vier Phasen im Lebenslauf älterer Erwachsener analytisch unterschieden werden, die als zweiten wichtigen Aspekt den funktionalen Gesundheitsstatus einbeziehen: «Letzte Berufsphase und nahende Pensionierung», «Autonomes Rentenalter», «Verstärkte Gebrechlichkeit» und «Abhängiges Rentenalter» (Lalive d'Epinay et al. 2000). Diese vier Lebensphasen spiegeln schematisch verschiedene Phasen von Autonomie- und Pflegebedürftigkeit wider.

Die Datenbasis der Volkszählung lässt allerdings nur eine Unterscheidung nach Alterskategorien zu, so dass in dieser Arbeit auf die Begrifflichkeit des 3. und 4. Lebensalters zurückgegriffen werden muss. Personen im 3. Lebensalter bezeichnen zwischen 65- und 80-Jährige, welche vereinfacht dem «Autonomen Rentenalter» zugewiesen werden. Die Personen im 4. Lebensalter (über 80-Jährige) werden den Phasen der «verstärkten Gebrechlichkeit» und «abhängiges Rentenalter» zugeschrieben. Die Kategorisierung dient dazu, die lebensweltlichen Veränderungen einer quantitativen Analyse und damit einer Potenzialabschätzung für die Investitionsplanung zugänglich zu machen, auch wenn diese Kategorisierung nur ein grobes Hilfsmittel darstellen kann: Gebrechen stellen sich nicht am 80. Geburtstag ein (Gilleard, Higgs 2000; Vincent 2003).

2.2 Analyse des Angebots

Die Analyse des Angebots verlangt eine Kombination aus quantitativen und qualitativen Methoden.

Das quantitative Wachstum der Altersklassen im dritten und vierten Lebensalter und die qualitativen Veränderungen der Wohnansprüche stellen die Investoren vor die Herausforderung, ihren heutigen Wohnungsbestand anzupassen. Wir wählen einen akteurzentrierten Lösungsweg und diskutieren das Entwicklungspotenzial von *ageing in place* auf Basis von Investitionsstrategien verschiedener Vermieter³ (Van Wezemaal 2004, 2005). Hierbei dient die Rekonstruktion von Handlungsorientierungen der Einschätzung des Potenzials zur Entwicklung adäquater Wohnraumangebote im Sinne von *ageing in place*. Das Potenzial zu einer Ausrichtung der Bewirtschaftungs- und Entwicklungsstrategie von Wohnbauinvestoren auf *ageing in place* als Bedürfnisbündel heutiger älterer Nachfrager wurde in einer Situations- und Handlungsanalyse untersucht (Van Wezemaal 2006, 2007). Dabei konnte auf eine empirisch fundierte Typologie der Entwicklungsstrategien von Wohnbauinvestoren in der Schweiz zurückgegriffen werden (Van Wezemaal 2005: 169).

Die Erforschung der Entwicklungsstrategien basiert empirisch im Wesentlichen auf der Analyse von 22 Schweizer Fallstudien über Erhaltungs- und Entwicklungsstrategien in der Wohnungswirtschaft. Als Basis für deren Auswahl wurden mit Hilfe der Merkmale Zielsetzung, Professionalität, Ressourcenverfügung und Organisationsstruktur Typen von Organisationen gebildet, welche die verschiedenen Segmente der Wohnungsindustrie qualitativ repräsentieren. Die Fallstudien umfassen neben ausführlichen Leitfadeninterviews mit Schlüsselpersonen im Management der untersuchten Wirtschaftseinheiten die Analyse der Organisationsstruktur von Unternehmen und Verwaltungseinheiten. Sie wurden von 10 Kontext-Interviews ergänzt. Die Untersuchung beruht auf einem Forschungsdesign, welches die Strukturations-theorie (Giddens 1984) als interpretativen Rahmen mit Elementen der Handlungstheorie als analytisches Instrumentarium verknüpft⁴ (Van Wezemaal 2004, 2005: 11–40).

Auf Basis dieser Daten wurde mittels einer Situationsanalyse (Popper 1993: 34) das Anbieterpotenzial eruiert. Das Potenzial basiert auf jenen Akteurstypen, die bei einer Bestandesentwicklung hinsichtlich des Bedürfnisbündels von *ageing in place* einen manifesten (ökonomischen) Vorteil erhalten und auch rea-

Agglomeration Zürich

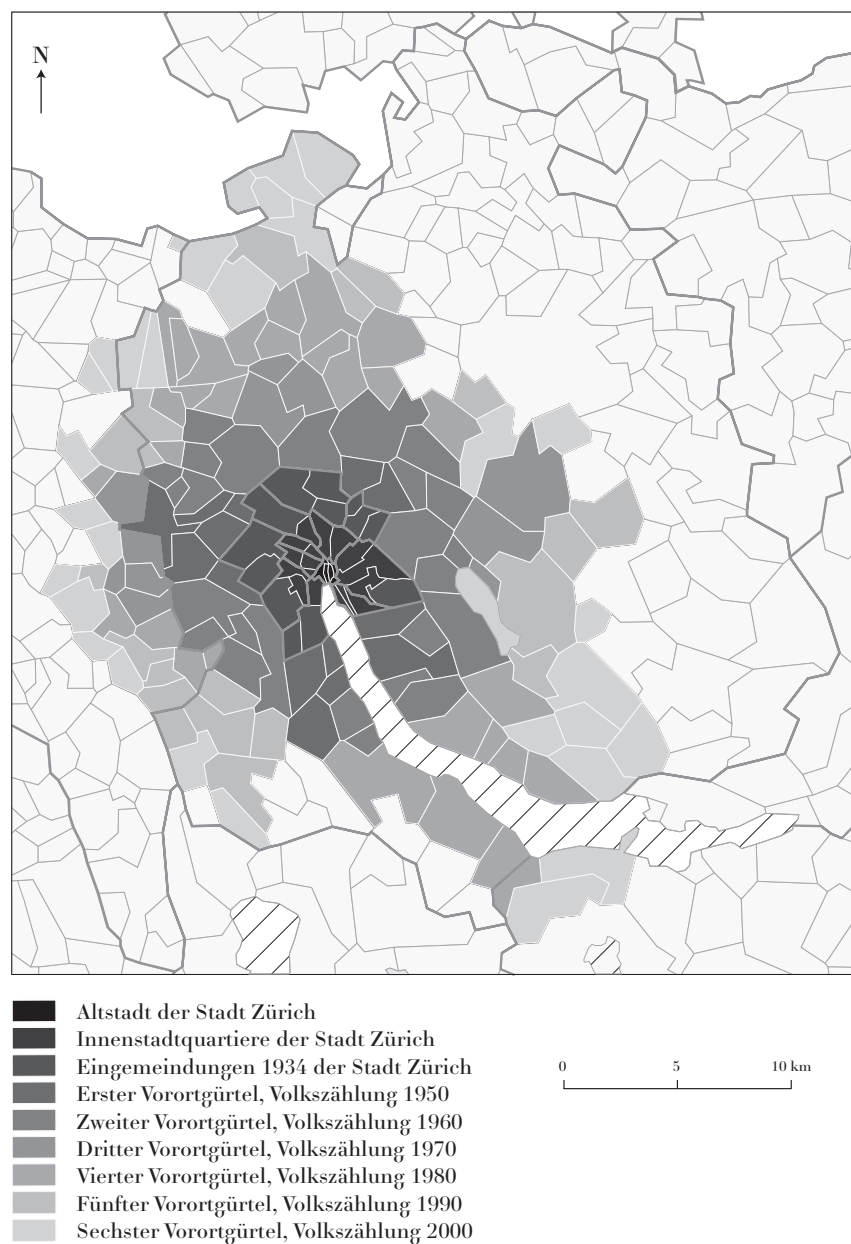


Abb. 1: Stadt- und Agglomerationsgürtel von Zürich.
(Eigene Darstellung)

lisieren können. Die Situationsanalyse berücksichtigte einerseits die Systemintegration der Organisationen und der Entscheidungsträger, die Unternehmenskultur, die Managementweise, Bewirtschaftungsziele und -prozeduren, Entwicklungsziele und das Daten-, Informations- und Wissensmanagement der Firmen. Andererseits wurden die Konzeptionen von Entscheidungsträgern hinsichtlich der Schlüsselbegriffe Alter, Wohnen und demographische Alterung analysiert (Van Wezemael 2006: 538).

Die Bestandesanteile der verschiedenen Investorentypen und deren geographische Vertei-

lung werden mit Hilfe der Volkszählungsdaten quantitativ erfasst.

2.3 Untersuchungsgebiet

Als Untersuchungsgebiet wird der urbane Raum Zürichs gewählt. Da sich dieser urbane Raum als soziales Aggregat und Konglomerat nicht auf das Territorium innerhalb der politischen Stadtgrenzen begrenzen lässt, ist das Untersuchungsgebiet nicht nur die Stadt Zürich, sondern die gesamte Agglomeration Zürich. Die Agglomeration ist als wirtschaftlicher und ge-

sellschaftlicher Interaktionsraum definiert und wird aufgrund von Volkszählungen jeweils neu bestimmt. Für die Zugehörigkeit zur Agglomeration spielen der bauliche Zusammenhang des Siedlungsgebietes mit der Kerngemeinde und die wirtschaftliche Orientierung der Erwerbstätigen die Hauptrolle (Schuler, Joye 1997).

Als Raumeinheiten dienen Gürtel von Gemeinden oder Quartieren, die die historische Stadtentwicklung widerspiegeln. Der innerste Gürtel umfasst das Gebiet der historischen Altstadt innerhalb der alten Befestigungsanlagen. Den zweiten Stadtgürtel bilden die Innenstadt- und innenstadtnahen Quartiere. Dieser Gürtel entspricht in etwa dem Gebiet, das zwischen 1830 und 1900 zusammenhängend überbaut wurde. Der dritte Gürtel wird gebildet durch die Stadtrandquartiere, die 1934 eingemeindet wurden. Die Agglomeration unterteilt sich in sechs mehr oder weniger konzentrische Gürtel, die jeweils diejenigen Gemeinden umfassen, die im gleichen Jahrzehnt zur Agglomeration gestossen sind (vgl. Abbildung 1). Diese Gürtel bilden damit das Wachstum der Agglomeration und den Verlauf der Suburbanisierung ab (Heye, Leuthold 2006: 24).

3. Gewandelte Wohnbedürfnisse im Alter

Der soziale und der demographische Wandel bilden ein Amalgam und sind daher nur analytisch zu trennen (Van Wezemael 2005: 201-207), wie die Auseinandersetzung mit den aktuellen Wohnwünschen älterer Menschen verdeutlichen wird. Die Personen im 3. und 4. Lebensalter prägen die entsprechenden Lebensphasen als heterogene und in wachsendem Mass individualisierte Abschnitte (Höpflinger 2004: 517). Die Individualisierung in den westlichen Gesellschaften wird in einem altersbezogenen Bedürfnisbündel verdichtet, das als *ageing in place* betitelt wird (Chapman, Howe 2001: 501; Reindl, Novak 1997: 516). *Ageing in place* ist Ausdruck eines Autonomie-orientierten Lebensentwurfs, welcher die Auffassung von «gebrechlichen Alten», die sich vor allem durch das Fehlen von Kompetenzen und Fähigkeiten auszeichnen, in zunehmendem Masse als unangemessen zurückweist (Van Wezemael 2006). Jede Generation definiert ihre (altersbezogenen) Lebensstile von neuem. *Ageing in place* lässt sich in einer Aussensicht definieren als das Erschaffen von Möglichkeiten, länger in der angestammten Umgebung zu verweilen: ein Umzug in eine Pflegeanstalt kann somit hinausgeschoben oder gar verhindert werden (Houben 2001: 651). Aus

der Sicht der Bewohnerinnen und Bewohner bezieht sich *ageing in place* idealerweise auf eine schwellenfreie Wohnung, in der sie Besuch empfangen können, auf eine vertraute Umgebung, in der man die Nachbarn kennt und auch trifft, und wo soziale und medizinische Dienstleistungen, welche eine autonome Lebensführung erleichtern, bei Bedarf beansprucht werden können⁵.

Bei Wohnungserneuerungen gilt es im Auge zu behalten, dass sich die Wohnwünsche älterer Menschen nicht grundlegend von denjenigen jüngerer Menschen unterscheiden. Das «Alter» bildet eine zunehmend verwischte Variable im multidimensionalen Raum der Identitäten. Daher kann es bei der Bestandesentwicklung nicht darum gehen, «Alterswohnungen» zu bauen. Vielmehr ist danach zu fragen, wie Wohnangebote auf Basis des baulichen Bestandes organisiert werden können, damit sie so genannte Wohnleistungen (Schacht 1976: 559) für eine breite Palette von Haushalten generieren. Die Orientierung an Wohnleistungen ist deshalb angebracht, weil bei einer auf die baulichen Aspekte fixierten Sicht des Wohnens ein dem Konzept von *ageing in place* inhärenter Widerspruch aufklafft: er liegt darin, dass der Wunsch nach dem Verbleib in der angestammten Umgebung/Wohnung mit neu gewichteten Wohnbedürfnissen einhergeht. Dieses Konfliktpotenzial kann durch die Bereitstellung von Serviceleistungen moderiert werden. Diese substituieren Fähigkeiten, die im Alter eingeschränkt werden können, und befriedigen neue oder neuerdings stärker gewichtete Wohnwünsche. *Ageing in place* fordert die Investoren auch deshalb in besonderem Masse heraus, weil sie mit baulichen Mitteln alleine nicht zu befriedigen sind und somit das Selbstverständnis von Immobilienunternehmern als ausschliessliche Anbieter von Infrastruktur in Frage stellen (Van Wezemael 2006).

Die Realisierung eines autonomen Verbleibs in vertrauter Umgebung hängt also nicht nur von passendem Wohnungsdesign ab, sondern auch von der Verfügbarkeit sozialer und medizinischer Dienstleistungen. Die Frage, ob eine Person entweder autonom oder betreut wohnt, verweist heute auf ein Kontinuum unterstützter Autonomie, dessen Eckpunkte volle Autonomie und betreutes Wohnen darstellen. Folglich ist *ageing in place* ein multidimensionales (Nachfrage-)Konzept, welches eine multidimensionale (Angebots-)Lösung erfordert.

In den meisten europäischen Ländern gibt es spital- und heimexterne Pflegedienstleistungen, die ein breites Angebot zur Autonomieun-

terstützung umfassen können. In der Schweiz werden diese Dienstleistungen vor allem von der Spitex erbracht. So genannte Kerndienstleistungen, zu denen medizinische Beratung, kassenpflichtige Dienstleistungen (Schweizerische Bundeskanzlei 2006) und hauswirtschaftliche Unterstützung gehören, werden von jeder Spitexstelle angeboten und stellen somit ein flächendeckendes Angebot dar. Zumeist grössere Organisationen in metropolitenen Regionen bieten zusätzliche Leistungen wie Mahlzeitendienst, Hilfsmittelerleih, Autofahrdienste, Sozialberatung, Ernährungsberatung und Weiteres an (Spitex 2006). Die zusätzlichen Dienstleistungen, die im Sinne eines Leistungsbeitrags im Konzept von *ageing in place* von besonderer Relevanz sind, folgen einer zentralörtlichen Verteilung.

4. Empirische Ergebnisse

4.1 Segregationsmuster der Betagten

Der demographische Wandel prägt die Schweiz genauso wie andere westeuropäische Gesellschaften. Dabei sind nur geringfügige Unterschiede zwischen der Schweiz und den EU-15-Staaten erkennbar. In den EU-15-Staaten ist der Anteil der über 65-Jährigen zwischen 1990 und 2000 von 15% auf über 16% gestiegen (EUROSTAT), während die Schweiz im selben Zeitraum einen Anstieg von gut 14% auf gut 15% zu verzeichnen hat. Entsprechend diesem allgemeinen Trend kann auch in der Agglomeration Zürich mit einem Anstieg des Anteils der Personen im 3. und 4. Lebensalter von knapp 14% auf 15% eine zunehmende Alterung der Bevölkerung konstatiert werden. Die demographische Alterung betrifft nicht alle Regionen in der Agglomeration im gleichen Masse. Die ländlichen und die städtischen Regionen sind von diesem Phänomen stärker geprägt als die suburbanen Regionen (Wanner et al. 2005). Diese regionalen Unterschiede sind hauptsächlich durch intraregionale Wanderungsströme verursacht.

Betrachtet man die Verteilung der Personen im 3. und 4. Lebensalter in der Zürcher Agglomeration, so fällt der starke Altersgradient zwischen dem Kern und den Rändern auf, der auch noch im Jahr 2000 zu beobachten ist. Der Anteil der Personen im dritten Lebensalter ist an den Agglomerationsrändern am geringsten und in der Innenstadt am höchsten. Die räumliche Verteilung der Personen im vierten Lebensalter zeigt kein regelmässiges Muster. Während im

3. Lebensalter etwa 3% in Alters- oder Pflegeheimen untergebracht sind, sind dies im 4. Lebensalter knapp ein Viertel (Höpflinger 2004). Damit wird die Verteilung der Personen in dieser Lebensphase sehr viel stärker durch die Standorte der Pflege- und Altersheime geprägt.

Im Vergleich zu 1990 hat sich das Gefälle zwischen der «überalterten Stadt» und dem «jungen Umland» jedoch ausgeglichen. Der Anteil der Betagten an der Gesamtbevölkerung ist in der Stadt gesunken und in den Agglomerationsgemeinden gestiegen. Im Jahr 2000 war der Anteil der über 80-Jährigen in der Innenstadt noch immer höher als im 1. Agglomerationsgürtel. Es handelt sich bei dieser Altersgruppe gegenwärtig um die Vorkriegsgeneration, die während und nach dem 2. Weltkrieg in der Kernstadt geboren wurde oder zuwanderte und Anfang der sechziger Jahre, zur Zeit des Bevölkerungsmaximums in der Stadt, die Personen im Erwerbsleben stellte. Der Anteil der Personen im so genannten 3. Lebensalter zwischen 65 und 79 Jahren ist 2000 im 1. Agglomerationsgürtel bereits grösser als in der gesamten Stadt, und er ist selbst in den Stadtrandquartieren nur unwesentlich gestiegen. In 15 Jahren werden diese Kohorten dem so genannten 4. Lebensalter zugerechnet werden, und somit wird auch der Anteil der Personen im 4. Lebensalter im 1. Agglomerationsgürtel grösser sein als in der Kernstadt. Die am stärksten «überalterten» Gebiete der Agglomeration sind im Jahr 2000 nicht mehr die Innenstadtquartiere, sondern die Stadtränder und stadtnahen Gemeinden des ersten Agglomerationsgürtels. Es scheint, als folge die «Welle der Überalterung» mit 50-jähriger Verzögerung ringförmig der Suburbanisierungswelle von der Stadt ins Umland. Dieser passive Prozess entsteht dadurch, dass die Generation der ehemaligen «Suburbanisierer» älter wird und nun ins Betagtenalter eintritt (Heye, Leuthold 2004).

Da die Umzugstätigkeit statistisch stark altersabhängig ist und die Betagten eine sehr geringe Umzugsmobilität aufweisen, ist zu erwarten, dass sich der Trend der Verjüngung der Kernstadt und der Überalterung der inneren Agglomerationsgürtel noch fortsetzen wird. Die altersabhängige Umzugshäufigkeit zeigt, dass die Personen zwischen 20 und 30 Jahren am häufigsten umziehen. Diese Umzugstätigkeit sinkt dann bis zu einem Alter von 75 Jahren stetig und wird nur durch eine leichte Steigerung zum Renteneintritt unterbrochen (vgl. Abbildung 3). Damit ist die Segregation nach Alterskategorien sehr stabil. Wohnstandorte der heute 50-Jährigen decken im Wesentlichen die

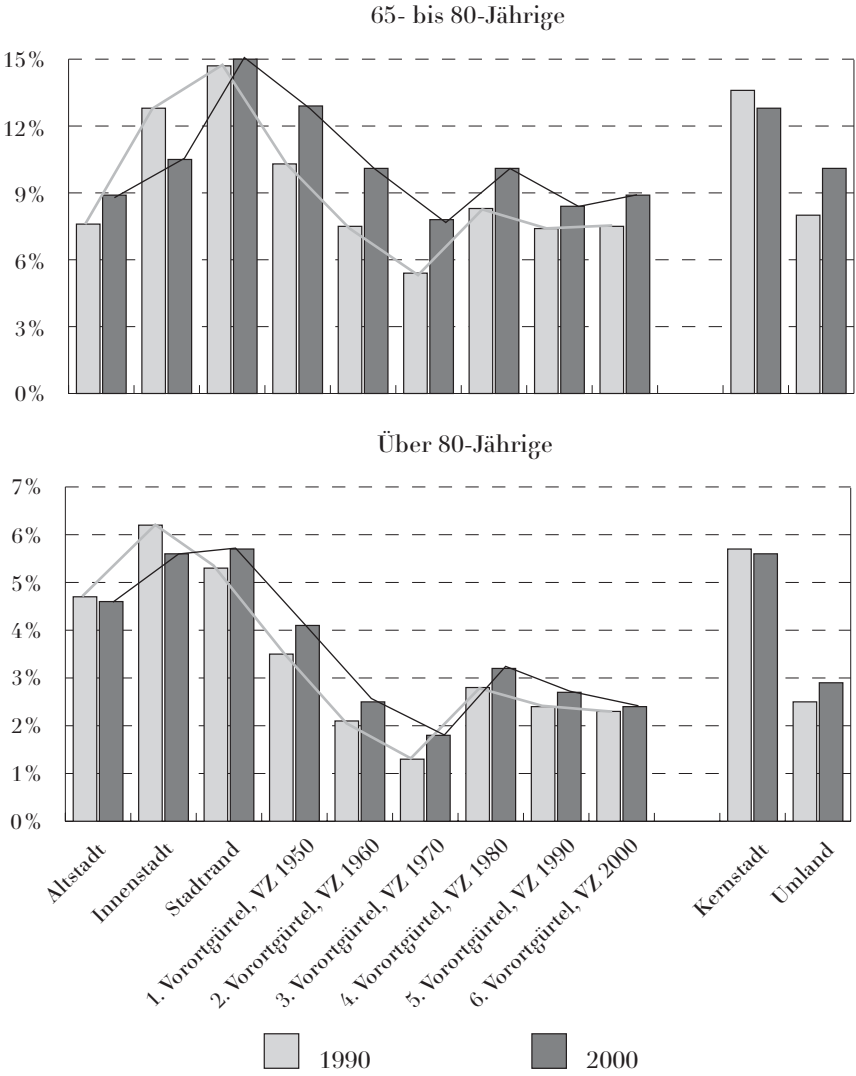


Abb. 2: Jüngere Betagte nach Agglomerationsgürteln. Relative Anteile bezogen auf die Gesamtbevölkerung 1990 und 2000. (Quelle: Heye, Leuthold 2006)

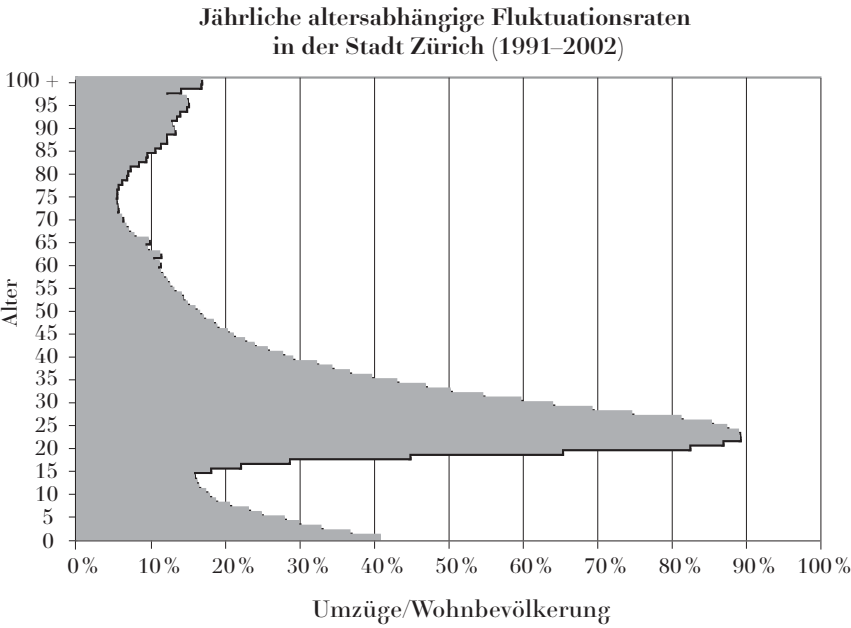


Abb. 3: Altersabhängige Umzugshäufigkeit. (Quelle: eigene Berechnung, Daten: Statistik Stadt Zürich)

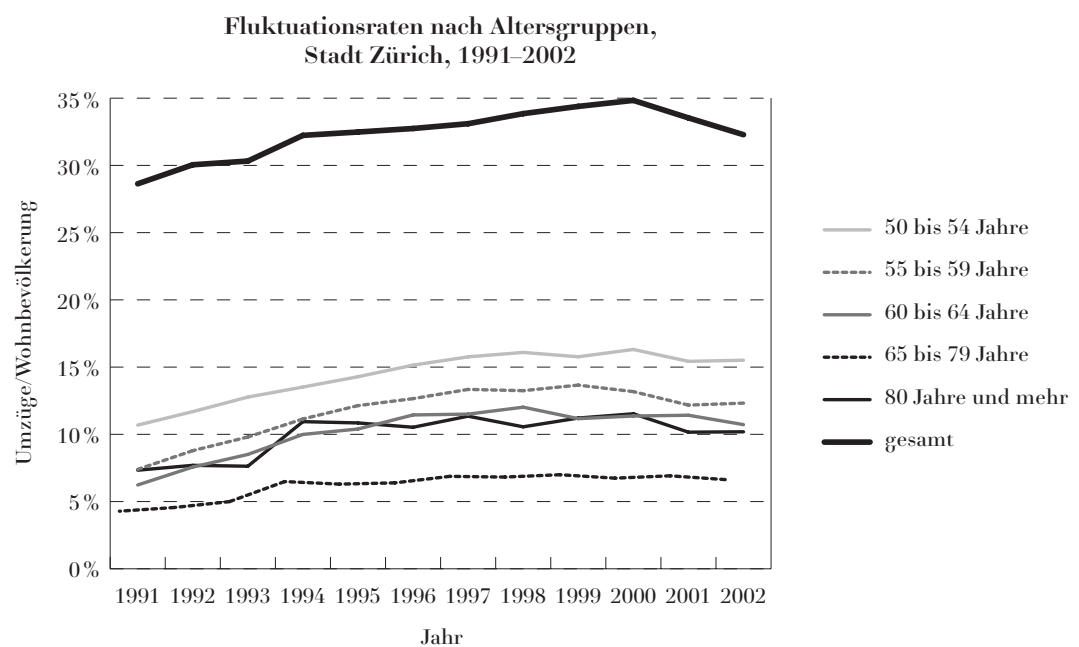


Abb. 4: Veränderung der altersabhängigen Umzugshäufigkeit. (Quelle: eigene Berechnung, Daten: Statistik Stadt Zürich)

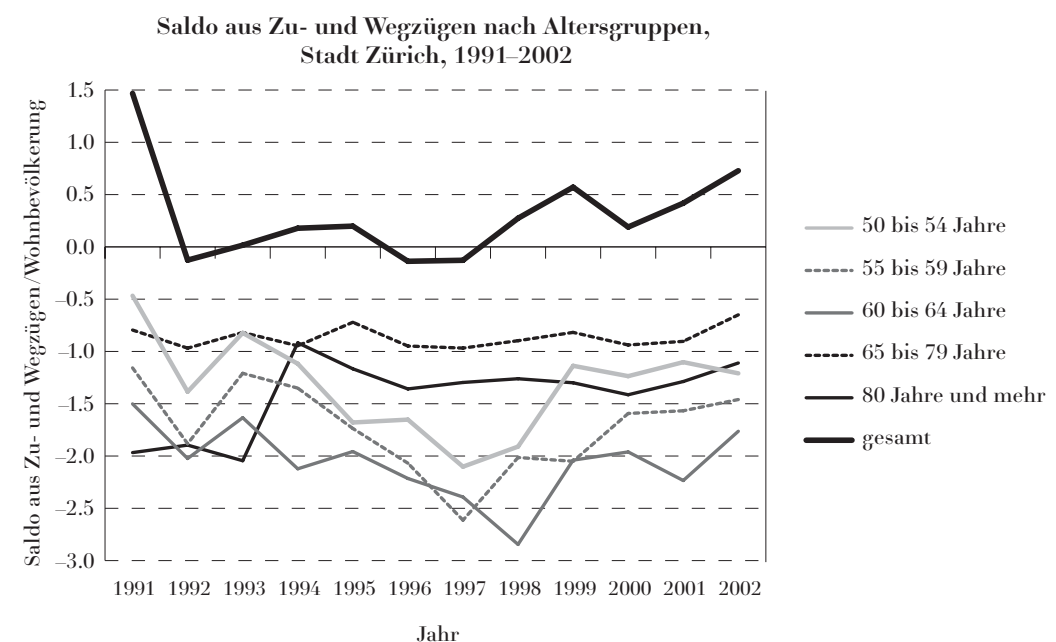


Abb. 5: Saldo aus Zu- und Wegzügen, Stadt Zürich 1991–2002. (Quelle: eigene Berechnung, Daten: Statistik Stadt Zürich)

Wohnstandorte der Betagten in der Zukunft ab. Nach einem Alter von 75 Jahren steigt die Umzugstätigkeit der Personen deutlich an. Dieser Anstieg der Umzugshäufigkeit im hohen Alter wird wahrscheinlich mit der Pflegebedürftigkeit der Personen zusammenfallen. Diese Umzugshäufigkeit im hohen Alter wird im Falle eines adäquaten (multidimensionalen) Angebots hinsichtlich gegenwärtiger Wohnwünsche älterer Menschen sinken – ist dieser Umzug in

eine Alters- und Pflegeeinrichtung doch häufig unfreiwillig.

Die Analyse der Um-, Zu- und Wegzüge Zürichs zeigt aber auch, dass die Umzugstätigkeit in der Stadt Zürich zwischen 1991 und 2002 deutlich gestiegen ist. Die Umzüge haben zwischen 1991 und 2002 von knapp 29% auf gut 32% zugenommen. Dies entspricht einer relativen Zunahme von knapp 13%. Auch wenn die Anzahl der Umzüge bei den höheren Al-

	Schweiz			Agglomeration Zürich		
	Anzahl Personen	Anzahl Personen in Vermietung	Mieter- quote	Anzahl Personen	Anzahl Personen in Vermietung	Mieter- quote
Unter 65-Jährige	6 133 879	3 610 489	58.9 %	914 235	666 069	72.9 %
Über 65-Jährige	1 115 135	543 371	48.7 %	158 675	99 097	62.5 %
Über 80-Jährige	297 411	131 826	44.3 %	40 880	22 543	55.1 %
Gesamt	7 249 014	4 153 860	57.3 %	1 072 910	765 166	71.3 %

(Quelle: BFS, eigene Berechnungen)

Tab. 1: Personen in Vermietung, nach Alter differenziert, 2000.

tersklassen auch 2002 noch deutlich geringer als im Durchschnitt ist, so beginnen sich aber die Unterschiede zwischen den Altersklassen auszugleichen. Mit Ausnahme der Personen im 4. Lebensalter haben sämtliche Altersklassen der über 50-Jährigen einen relativen Zuwachs von über 45 % zu verzeichnen. Besonders gross ist der Anstieg bei den 60–64-Jährigen. 1991 zogen jährlich nur gut 6 % der 60–64-Jährigen um, 2003 waren dies bereits gut 10 %. Dies entspricht einem relativen Zuwachs von über 70 %. Dabei stellt sich die Frage, ob die Umzugstätigkeit die Verlagerung der Konzentration des demographischen Wandels in die ersten Agglomerationsgürtel ausgleicht oder sogar noch verstärkt.

Die über 50-Jährigen weisen wie die Familien einen negativen Umzugssaldo mit dem Umland aus. Die über 50-Jährigen ziehen also mehr aus der Stadt ins Umland als umgekehrt. Insbesondere die stadtnahen Gemeinden, die bereits durch das Älterwerden der «Suburbanisierer» der Nachkriegszeit heute und in Zukunft überproportional von der Alterung der Gesellschaft geprägt sind, weisen einen deutlichen Wanderungsgewinn der über 50-Jährigen auf. Die Wohngebiete der heutigen Personen im 3. Lebensalter decken sich mit denjenigen Regionen, die einen Wanderungsgewinn der über 50-Jährigen aufweisen. Die Alterung betrifft in naher Zukunft also nicht mehr so sehr die Innenstadtquartiere, die eine Altersstruktur mit einer Mehrheit an Personen im Erwerbsalter bei gleichzeitig wenig Betagten, Jugendlichen und Kindern aufweisen, sondern vor allem die Stadtränder und stadtnahen Gemeinden. Damit haben sich im Zuge der Reurbanisierung nicht die Segregationsmuster der Status- und Lebensstilgruppen verändert, sondern auch die der älteren Personen (Heye & Leuthold 2004: 26).

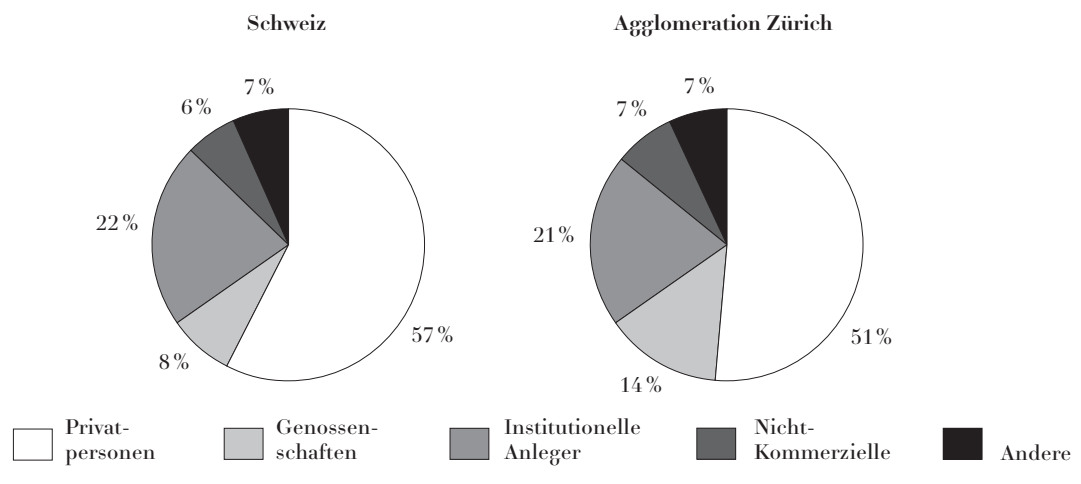
4.2 Ageing in Place
als Entwicklungspotenzial

In der Schweiz spielt der Mietwohnungsmarkt eine besondere Rolle für die Wohnraumversorgung in metropolitanen Regionen und für die altersgerechte Entwicklung der Bestände. 57 % aller Personen, die in der Schweiz wohnhaft sind, wohnen zur Miete, in der Agglomeration Zürich sind dies sogar 71 %. Zwar ist der Anteil bei den über 65-Jährigen etwas geringer, aber in der Agglomeration wohnen mit 62.5 % fast zwei Drittel aller über 65-Jährigen zur Miete. Bei den über 80-Jährigen wohnten im Jahr 2000 mehr als die Hälfte selbständig zur Miete, die meisten in Einpersonenhaushalten (Höpflinger 2004: 52).

Die Neigung, in den angestammten vier Wänden (*ageing in place*) zu bleiben, bildet bereits heute einen Haupttrend für ältere Nachfrager/innen auf dem Wohnungsmarkt. Eine adäquate Befriedigung dieser gewandelten Wohnwünsche durch entsprechende Angebote hingegen ist gegenwärtig noch weitgehend ein Wunschdenken. Gemäss Van Wezemaal (2005: 201–204) scheint das Verlangen nach einem (unterstützt) autonomen Verbleib in vertrauter Umgebung ein so gewichtiges Bedürfnis darzustellen, dass vielfach grosse Belastungen, die aus einer unbefriedigenden Wohnsituation heraus resultieren, in Kauf genommen werden.

Ein adäquates Wohnangebot für Ältere beinhaltet eine Kombination von Infrastruktur und Dienstleistungen. Wie die Investoren die Herausforderungen in der Entwicklung ihrer Wohnbaubestände meistern, bestimmt das Ausmass der Altengerechtigkeit zukünftiger Wohnraumversorgung älterer Menschen. Wie Giger (2003) bemerkt, ist die ageing society zwar ein Megatrend, den man nicht stoppen, wohl aber nutzen könne. Das Wachstum der Alterssegmente kann für Investoren eine gute Nachricht

Abb. 6: Eigentümer von Mietwohnungen, 2000.
(Quelle: Eigene Darstellung,
Daten: BFS)



sein, vorausgesetzt, dass sie adäquate Konzepte entwickeln, um den gewandelten (Wohn-)Bedürfnissen der heutigen Alten gerecht zu werden. Wie Houben (1997) ausführt, stellen die Bereiche Wohnen, Gesundheitsdienstleistungen und soziale Dienstleistungen die drei relevanten Policy-Sektoren bezüglich einer Realisierung von *ageing in place* dar.

Hinsichtlich der gewandelten Wohnwünsche älterer Personen rückt der Mietwohnungssektor als Schlüsselbranche in den Vordergrund. Hinsichtlich der Formulierung eines Lösungsbeitrags im Sinne einer auf *ageing in place* ausgerichteten Investitions- und Bewirtschaftungsstrategie wird zunächst die einzelbetriebliche Perspektive eingenommen. Aus der Rekonstruktion der Handlungsorientierungen und dem Vergleich der unterschiedlichen Handlungssituationen der verschiedenen Anbieter-typen kann abgeleitet werden, welche Akteure ein Lern- und Veränderungspotenzial aufweisen. Auf dieser Basis lässt sich einschätzen, ob eine Neuinterpretation der aktuellen Situation eine Basis für ein verbessertes Angebot hinsichtlich *ageing in place* darstellt.

Die Befunde der Handlungsanalyse zeigen, dass die Entscheidungsträger in den Unternehmen von der Wohnung als physischem Produkt ausgehen und bislang keine Kombination von Infrastruktur und Dienstleistungsangebot im Wohnbereich erwägen. Aus Sicht der bisherigen Argumentation verpassen sie damit nicht nur eine ernsthafte Geschäftsoption, sondern das Wohnangebot entwickelt sich ungenügend. Zudem wird der Wunsch nach autonomer Lebensführung im vertrauten Umfeld von den Akteuren nicht als Lebensentwurf wahrgenommen. Obgleich festgestellt wird, dass ältere

Menschen ungern umziehen, wird dieser Umstand eher als Unvermögen oder Behinderung der Alten, nicht aber als Lebensentwurf und schon gar nicht als ökonomisches Potenzial interpretiert. Die Nichtbeachtung der sich manifestierenden Wohnwünsche im aktuellen Alterssegment korrespondiert mit dem Befund, dass kein einziger Akteur es bisher erwogen hat, sein Wohnungsangebot in strategischer Weise durch die Organisation von altersbezogenen Dienstleistungen zu erweitern (Van Wezemael 2005).

Die Analyse der Konzeptionen des demographischen Wandels zeigen, dass die ageing society nur von untergeordneter Bedeutung im Handeln der Investoren sind, obgleich die demographische Alterung seit Jahren auf der politischen Agenda steht und prominent in den Medien vertreten ist. Die marginale Bedeutung dieses Megatrends in der Entscheidungsfindung der Investoren wird auch von quantitativen Analysen bestätigt (Suter, Eckert 2004: 21). Die Befunde deuten darauf hin, dass die Akteure nur durch eine gezielte Beratung auf das Entwicklungspotenzial des Wunsches nach *ageing in place* hingewiesen werden können, um in der Folge dessen Voraussetzungen zu verbessern (Van Wezemael 2005).

Zur Beurteilung des Potenzials zur Verbesserung der Situation sind die Unterschiede auf Basis einer Akteurstypisierung von Bedeutung. Genossenschaften beherbergen heute den höchsten Anteil älterer Bewohnerinnen und Bewohner. Bei Problemen älterer Mieterinnen und Mieter, welche aufgrund der dichteren Kommunikationsbeziehungen zwischen Management und Wohnerschaft öfter als bei anderen Akteurstypen wahrgenommen werden, suchen die Genossenschaften neben baulichen Massnah-

men auch organisatorische Lösungen in Form von Umzügen von unpassenden in passendere Wohnungen innerhalb des Genossenschaftsbestandes. Institutionelle Akteure setzen in ihrer Managementpraxis vielfach Informationen von Beratern, aus Berichten und von Experten im Hause ein. Institutionelle Akteure gewichten die Rendite höher als genossenschaftliche. Nur wenn Investitionen rentabel erscheinen, werden solche Erneuerungen realisiert, die der Konzeption von älteren Menschen als mehr oder minder Behinderte entsprechen. Andererseits messen institutionelle Akteure dem Image in ihrem Bezugsrahmen der Orientierung eine grosse Bedeutung bei, was sich bislang meist im Zusammenhang mit einer defensiven Strategie bei Mietpreissteigerungen oder Abbrüchen äussert. Der Bereich von *ageing in place* bietet nun aber die Möglichkeit einer pro-aktiven Image-Orientierung. Diese Chance bietet sich vor allem für solche Akteure an, die Gelder mit einem Bezug zum Alter anlegen, wie dies bei Personalvorsorgeeinrichtungen, Anlagestiftungen, Lebensversicherungen oder Immobilienfonds der Fall ist. Da sich die Klientel mit dem Produkt – zeitgemässes, autonomes Wohnen im Sinne von *ageing in place* – identifizieren wird, ist ein hohes Mass an Zielkongruenz und somit ein positives Feedback zu erwarten. Vermietende Privatpersonen schliesslich greifen kaum auf Informationen aus Trendberichten, statistischen Analysen oder von Beratern zu⁶.

Die Befunde der Handlungsanalyse identifizieren damit die institutionellen Anleger und die (grösseren) Wohnbaugenossenschaften als jene Organisationstypen, die aus einer Ausrichtung auf *ageing in place* Profit schlagen und diese auf Basis ihrer Managementpraxis auch umsetzen könnten.

4.3 Angebot der verschiedenen Akteuertypen

In der Schweiz sind mit 57 % gut die Hälfte der Mietwohnungen im Besitz von Privatpersonen und gut ein Fünftel im Besitz von institutionellen Anlegern. Die Besitzverhältnisse sind in der Agglomeration recht ähnlich, mit dem Unterschied, dass die Genossenschaften zu Lasten der Privatpersonen mit 14 % einen sehr viel grösseren Anteil an Mietwohnungen anbieten als schweizweit (vgl. Abbildung 6).

Investitionsstrategien von Anlegern beinhalten räumliche Handlungskomponenten im Sinne von Regionalisierungsweisen auf strategischer und operativer Ebene. Als Nächstes kann auf Basis der Strategie-Analysen (einzelbetriebliche Perspektive) durch räumliche Aggregation auf eine regionale Perspektive gewechselt werden. Als Ergebnis zeigt sich eine Eigentumsverteilung, die sich hinsichtlich Standorteigenschaften und also auch Standorttypen charakterisieren lässt (vgl. Van Wezemael 2004: 468, 2005: 169). Die regional ungleiche Verteilung

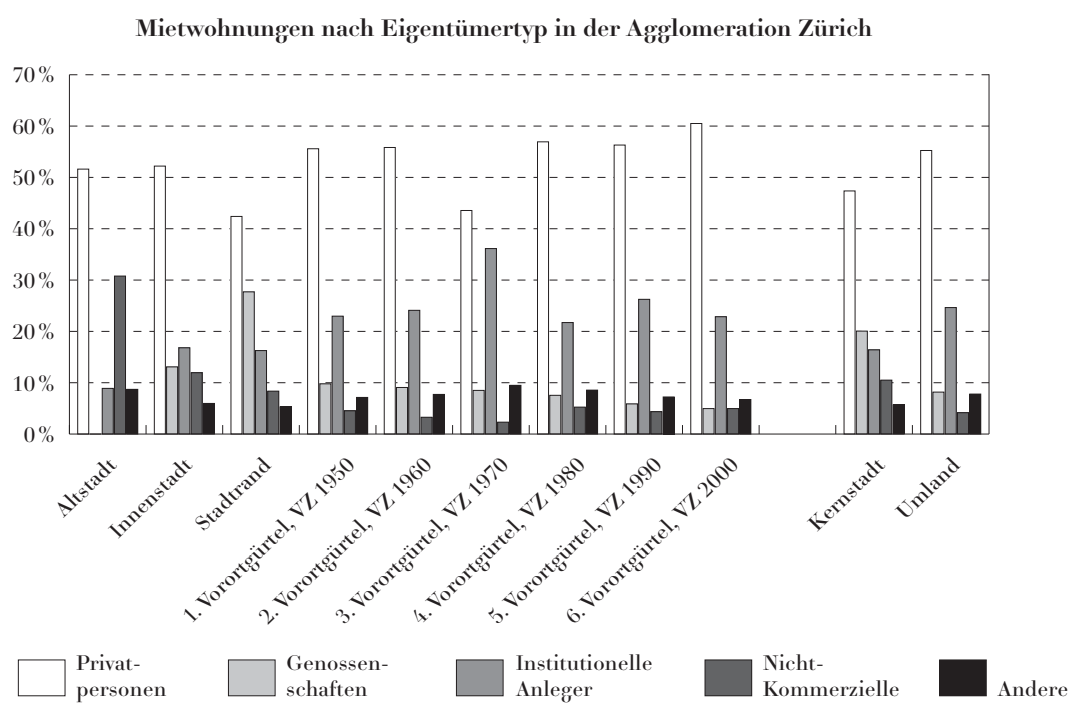


Abb. 7: Mietwohnungen nach Eigentübertyp in der Agglomeration Zürich, 2000. (Quelle: Eigene Darstellung; Daten: BfS)

der Eigentümerkategorien wird deutlich, wenn wir die regionalen Unterschiede der Eigentümerzusammensetzung vergleichen (vgl. Abbildung 7).

Die Wohnbaugenossenschaften erreichen mit fast 28 % ihren höchsten Angebotsanteil in den Stadtkreisen der zweiten Eingemeindung, also den heutigen Stadtrandquartieren, wo vor allem während der wirtschaftlichen Hausse nach dem Zweiten Weltkrieg städtisches Land für die Bereitstellung der stark zunehmenden Nachfrage nach Wohnraum in erster Linie an die gemeinnützig orientierten Genossenschaften vergeben wurde. Während auch die innenstadtnahen Kreise der ersten Eingemeindung einen durchschnittlichen Genossenschaftsanteil von immerhin 13 % aufweisen, nimmt deren Einfluss im Angebotsmuster vom ersten bis zum sechsten Agglomerationskreis sukzessive von knapp 10 % auf 5 % ab. Ein umgekehrtes Bild zeichnen die institutionellen Anbieter, indem sie in den Stadtgebieten der Eingemeindungen zwischen 16 % und 17 % der Mietwohnungen halten, in den ersten beiden Agglomerationsgürteln beinahe ein Viertel der Wohnungen anbieten und im dritten Gürtel mit 36 % nahe an den wichtigsten Vermietertypus, denjenigen der Privatpersonen, herankommen. Auch in den äusseren drei Agglomerationsgürteln gehört in etwa jede vierte Wohnung einem institutionellen Investor.

Die Privatpersonen prägen im Vergleich mit den anderen Anbietertypen ein relativ ausgewogenes Bild ihrer geographischen Asset-Verteilung. Einzig in den Stadtkreisen der zweiten Eingemeindung und im dritten Agglomerationsgürtel werden sie von den wohnungspolitisch geförderten Wohnbaugenossenschaften respektive durch die in der entsprechenden Ausdehnungsphase der Zürcher Agglomeration (1960–1970) in grösserem Masse in den Markt einsteigenden institutionellen Anlegern zurückgedrängt. Ihre Dominanz in den ländlichen Gebieten wird mit Anteilen von über 60 % im äussersten Agglomerationsgürtel angekündigt.

Das mengenmässige Potenzial eines adäquaten Wohnraumangebots für ältere Personen ergibt sich aus der Summe institutioneller und genossenschaftlicher Anteile, wobei in der Statistik bei den Gemeinnützigen auch *kleinere* Genossenschaften berücksichtigt sind. Daher wird das Potenzial in dieser Rechnung überschätzt. Im Total ergibt sich ein Wohnungsanteil von über 40 % in den Stadtrandquartieren und im dritten Agglomerationsgürtel, von über 30 % im 1., 2. und 5. Agglomerationsgürtel und von über 25 % in den Stadtquartieren der ersten

Eingemeindung sowie dem 4. und 6. Agglomerationsgürtel.

5. *Synthese*

5.1 *Verschneidung von Angebot und Nachfrage*

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass sich sowohl das residenzielle Muster älterer Personen aus demographischen und migrativen Gründen als auch die qualitative Wohnungsnachfrage älterer Personen stark gewandelt haben. Zur Diskussion einer adäquaten und marktwirtschaftlich basierten – das heisst vom allgemeinen Mietwohnungsmarkt befriedigten – Wohnraumversorgung, können nun die Angebots- und Nachfragepotenziale chorisch miteinander verschneiden werden. Die räumliche Perspektive umrahmt also die in der Einleitung genannten Dimensionen des Feldes der Wohnraumversorgung älterer Menschen. Da es sich hier um eine Überlagerung von Potenzialen handelt, stellen die Angaben absolute Obergrenzen dar.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt weisen die Genossenschaften mit einem Marktanteil von 15 % heute deutlich überproportionale Anteile von Personen im 3. Lebensalter (24.1 % oder 23889 Personen) und im 4. Lebensalter (25.5 % oder 5751 Personen) auf. Eine Strategie eines auf *ageing in place* abgestimmten und folglich mit Dienstleistungen ergänzten Angebotes liegt für einen bedeutenden Anteil der Anbieter in ihrem Möglichkeitsraum (Van Wezemael 2006). Die zweite Anbieterkategorie mit Entwicklungspotenzial für *ageing in place* umfasst das institutionelle Segment. Die Anteile der älteren Bevölkerung in ihren Beständen liegen mit knapp 19 % für Personen im 3. und knapp 16 % im 4. Lebensalter leicht unterhalb ihres durchschnittlichen Marktanteils von 21 %. Wenn sie ihr Potenzial zur Bereitstellung adäquaten Wohnraums ausschöpfen würden, wären gegenwärtig 18445 Personen im 3. Lebensalter und 3582 Personen im 4. Lebensalter mit adäquaten Wohnleistungen versorgt. Gemäss den demographischen Prognosen wird sich die Mächtigkeit der Kohorten in den kommenden Jahren und Jahrzehnten weiter in Richtung der älteren Bevölkerung verschieben.

Hinsichtlich des Lösungspotenzials einer Umsetzung von *ageing in place* durch Entwicklungsstrategien von Wohnbauinvestoren hat die Analyse weiter gezeigt, dass die relevanten Anbietertypen räumlich ungleich verteilt sind.

	Gesamt	Privat- personen	Genossen- schaften	Institutionelle Anleger	Nicht- Kommerzielle	Andere
Unter 65-Jährige	666 069 (84,6 %)	342 864 (51,5 %)	90 795 (13,6 %)	139 021 (20,9 %)	46 702 (7,0 %)	46 687 (7,0 %)
Über 65-Jährige	99 097 (12,6 %)	41 318 (41,7 %)	23 889 (24,1 %)	18 445 (18,6 %)	10 057 (10,1 %)	5 388 (5,4 %)
Über 80-Jährige	22 543 (2,8 %)	8 733 (38,7 %)	5 751 (25,5 %)	3 582 (15,9 %)	3 356 (14,9 %)	1 121 (5,0 %)
Gesamt	765 166 (100 %)	384 182 (50,2 %)	114 684 (15,0 %)	157 466 (20,6 %)	56 759 (7,4 %)	52 075 (6,8 %)

(Quelle: BfS, eigene Berechnungen)

Tab. 2: Mietende nach Alter und Investortypen in der Agglomeration Zürich.

Ebenso zeigt die residenzielle Segregation von Personen im dritten und vierten Lebensalter ein deutliches räumliches Muster der Nachfrage nach einem adäquaten Angebot für eine autonome Lebensführung im Alter, welches sich durch die Ummzugsmuster älterer Personen weiter verstärkt. Legt man die beiden Verteilungen übereinander, so gelangt man zur Bestimmung des Lösungspotenzials der auf Basis in der Handlungsanalyse vorgebrachten Bewirtschaftungs- und Entwicklungsstrategie. Dieses ist erheblich, weil sich Angebot und Nachfrage in einem nahezu kongruenten Muster decken.

Die Stadtrandquartiere weisen stark überdurchschnittlich hohe Anteile von Personen im 3. Lebensalter auf. Wie die Analyse der räumlichen Verteilung der verschiedenen Anbieter-typen für Mietwohnungen gezeigt hat, sind in diesen Stadtrandquartieren überdurchschnittlich viele Wohnungen im Besitz von Wohnbaugenossenschaften. Aktuell können also vor allem die Wohnbaugenossenschaften auf ein grosses Nachfragepotenzial in den Stadtrandquartieren zurückgreifen. Während die Wohnbaugenossenschaften bereits heute mit einer sehr grossen Nachfrage an ihren Standorten konfrontiert sind, trifft dies für die institutionellen Anbieter in der nahen Zukunft zu. Die stadtnahen Agglomerationsgürtel sind sowohl die Wohnstandorte als auch die Zuzugsregionen der heute 50–64-Jährigen. Diese Personen sind die potenziellen Nachfrager von morgen nach adäquatem Wohnraum, um *ageing in place* realisieren zu können. In genau diesen stadtnahen Regionen im suburbanen Raum sind überdurchschnittlich viele Mietwohnungen im Besitz von institutionellen Anbietern. D.h. die institutionellen Anbieter mit ihren bedeutenden Wohnbaubeständen im dritten Agglomerationsgürtel können sich im Laufe der kommenden Jahre auf eine wachsende Nachfrage einstellen.

Man kann also feststellen, dass bereits die jetzigen Segregationsmuster auf ein grosses Lösungspotenzial schliessen lassen. Die Ummzugsmuster scheinen die Potenziale weiter zu erhöhen, da die potenziellen zukünftigen Nachfrager nach adäquatem Wohnraum zur Realisation von *ageing in place* entweder bereits dort wohnen oder in diejenigen Gebiete zuziehen, in denen viele Wohnungen im Besitz von institutionellen Anbietern sind. Damit lohnen sich nicht nur Investitionen in diesem Bereich in besonderem Masse, sondern es bliebe auch noch Zeit, um dies in der Realität umzusetzen.

5.2 Diskussion

Der vorliegende Beitrag hat sich zum Ziel gesetzt, das multidimensionale Feld der Wohnraumversorgung für ältere Menschen mit Hilfe der Analyse der räumlichen Ausgestaltung der Wohnraumnachfrage als auch des -angebots hinsichtlich des Bedürfnisbündels *ageing in place* darzustellen. Insbesondere wurde die Frage diskutiert, ob *ageing in place* im Sinne eines Bedürfnisbündels älterer Personen durch ein auf marktwirtschaftlicher Basis geschaffenes Wohnleistungsangebot befriedigt werden kann. Der soziale Wandel bedeutet auch für ältere Menschen eine Aufwertung von Autonomie und eine Ausdifferenzierung von Lebensweisen. Die demographische Alterung unterstreicht die Bedeutung dieser Veränderungen und weist darauf hin, dass der Wandel – gerade im Wohnbereich – eine relevante Grösse für die Siedlungsentwicklung und die Wohnbauindustrie darstellt.

Hinsichtlich der Bevölkerungsentwicklung konnte gezeigt werden, dass die Reurbanisierung nicht nur für Status- und Lebensstilgruppen veränderte Segregationsmuster hervorbringt (Heye, Leuthold 2006). Das Vexierbild der A-Stadt wird auch in der Dimension «Alter»

modifiziert, überlagert und letztlich deutlich abgeschwächt. Die räumliche Verteilung der Nachfrage in diesem Segment ist dadurch deutlich differenzierter geworden. Die Personen im 3. und 4. Lebensalter konzentrieren sich nicht länger in der Stadt, sondern verteilen sich in der Agglomeration. Diese empirischen Ergebnisse scheinen im Widerspruch dazu zu stehen, dass neben einer altersgerechten Wohnung auch das Vorhandensein einer guten Infrastruktur wie Nahverkehr, Einkaufsmöglichkeiten und medizinische Versorgung sowie eine adäquate Ausgestaltung von öffentlichen und halböffentlichen Räumen von grosser Bedeutung für altersgerechtes Wohnen sind (Höpflinger 200; Grosshans 2001). Offenbar schlägt sich aber die polyzentrische Strukturierung der Agglomeration in einer gleichmässigeren Verteilung der Älteren innerhalb der Agglomeration nieder.

Die Nachfragemuster wandeln sich also sowohl in ihrer räumlichen Ausprägung als auch hinsichtlich der von der Wohnbauindustrie angebotenen Produkte. Das Gut «Wohnen» wird multidimensional, das Backstein-und-Mörtel, Bild weist lediglich auf die physischen Aspekte hin, die im Sinne von Wohnleistungen durch persönliche und soziale Dienstleistungen zu ergänzen sind.

Die Handlungsweisen der Anbieter und die in diesem Aufsatz diskutierte geographische Verteilung der Wohnbaubestände relevanter Anbietertypen als auch der Nachfrage weisen sowohl auf ein bedeutendes Entwicklungspotenzial als auch auf dessen Grenzen hin. Zunächst weist die obige Diskussion auf ein Handlungspotenzial hin, welches durch geeignete Information und Beratung durch die Verbände (Hauseigentümer-, Treuhand- und Investorenverbände, Spitex, Mieterverbände), Behörden oder der Beratungsindustrie⁷ erst noch verfügbar gemacht werden muss. Dann ist neben der Realisierung entsprechender multidimensionaler Entwicklungsstrategien besondere Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass Neubauten für alle Bevölkerungs- und Altersgruppen nutzbar sind und bei entsprechender Nachfrage mit Dienstleistungen ergänzt werden können. Und letztlich weist gerade die Anbieterdifferenzierung darauf hin, dass in von Privateigentümern dominierten ländlichen Wohnungsmarktregionen andere Ansätze entwickelt werden müssen.

Anmerkungen

- 1 Eine fundierte Studie zu den Entwicklungsstrategien von Eigentümern und Financiers im Eigentumssegment steht bislang aus.
- 2 Der wirtschaftliche Wohnsitz einer Person ist in jener Gemeinde, deren Infrastruktur sie am häufigsten beansprucht, dies unabhängig vom Ort, wo sie ihre Papiere hinterlegt hat. Wird der zivilrechtliche Wohnsitz betrachtet, so wird die faktische Umzugshäufigkeit in der Schweiz statistisch unterschätzt, weil ein Umzug in eine Alters- und Pflegeeinrichtung zivilrechtlich keinen Wohnwechsel einschliesst.
- 3 Diese Analyse erfolgte im Rahmen der Dissertation «Investieren im Bestand – Eine Handlungstheoretische Analyse der Erhalts- und Entwicklungsstrategien von Wohnbau-Investoren in der Schweiz» von Joris E. Van Wezemael. In diesem Rahmen kann die Methodik nur kurz behandelt werden und nur auf die für die Fragestellung relevanten Ergebnisse eingegangen werden. Für detaillierte Informationen sei auf die Dissertation direkt verwiesen (Van Wezemael 2005).
- 4 Die Strukturationstheorie vermag den Dualismus von Handeln und Struktur in theoretischer Hinsicht elegant zu lösen, verschiebt ihn jedoch forschungspraktisch auf die methodologische Ebene und letztlich in die Empirie (daher wird die Strukturationstheorie des Öfteren als ein metatheoretischer Ansatz verstanden). Im Forschungsdesign der zitierten Forschung wird daher eine Analyse wirtschaftlichen Handelns mittels zweckrationalen Handlungsmodellen eingefügt (ausführlich s. Van Wezemael 2005: 11–30).
- 5 In einer breit angelegten «Altersstudie» in der Region Basel konnte gezeigt werden, dass «Wohnformen, in denen der Raum zu klein ist, um mit dem Partner zu leben, Gäste zu bewirten und einen eigenen kleinen Haushalt zu bewirtschaften» als inakzeptabel gelten (Schneider-Sliwa 2004: 306).
- 6 Für eine ausführlichere Diskussion siehe Van Wezemael 2005.
- 7 Schliesslich handelt es sich bei unserer Diskussion um eine potenziell Gewinn bringende Geschäftsstrategie, die mit der Vermittlung von Know-how verbunden ist.

Literatur

- BÄHR, J. (1997): *Bevölkerungsgeographie: Verteilung und Dynamik der Bevölkerung in globaler, nationaler und regionaler Sicht*. Stuttgart.
- BECK, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a/M.
- CHAPMAN, N.J.; HOWE, D.A. (2001): Accessory Apartments: Are They a Realistic Alternative for Ageing in Place? *Housing Studies*, 16(5), S. 637–650.
- GIDDENS, A. (1984): *The constitution of society. Outline of the theory of structuration*. Cambridge, Mass.
- GIGER, A. (2003): Vom Umgang mit dem Megatrend Reife: Kein Seniorenmarketing, bitte! *Thesis Fachzeitschrift für Marketing*. Universität St. Gallen, I, Nr. 11, S. 19–21.
- GILLEARD, C.; HIGGS, P. (2000): *Cultures of ageing: self, citizen and the body*. London.
- GROSSHANS, H. (2001): *Wohnumfeld und Quartiersgestaltung. Für das Wohnen im Alter im Generationenverbund*. Stuttgart.
- HERLYN, U. (1990): *Leben in der Stadt. Lebens- und Familienphasen in städtischen Räumen*. Op-laden.
- HEYE, C.; LEUTHOLD, H. (2004): *Segregation und Umzüge in Stadt und Agglomeration Zürich*. Statistik Stadt Zürich.
- HEYE, C.; LEUTHOLD, H. (2006): Sozialräumlicher Wandel in der Agglomeration Zürich. Konsequenzen von Suburbanisierung und Reurbanisierung. *disP* Nr. 164, vol. 42 (1), S. 16–29.
- HÖPFLINGER, F.; STUCKELBERGER, A. (1999): *Demographische Alterung und individuelles Altern. Ergebnisse aus dem nationalen Forschungsprogramm Alter, Vieillesse*. Zürich.
- HÖPFLINGER, F. (2004): *Traditionelles und neues Wohnen im Alter*. Zürich.
- HOUBEN, P.P.J. (1997): Challenges in the modernisation of Dutch housing and care for the elderly. *Housing Studies*, 12(3), S. 355–366.
- HOUBEN, P.P.J. (2001): Changing housing for the elderly and co-ordination issues in Europe. *Housing Studies*, 16(5), S. 651–673.
- LALIVE d'EPINAY, C.; BICKEL, J.-F.; MAYSTRE, C.; VOLLENWYDER, N. (2000) *Vieillesse au fil du temps 1979–1994. Une révolution tranquille*. Collection «Âge et société», Lausanne: Réalités Sociales.
- POPPER, K.R. (1993): *Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf*. Hamburg.
- REINDL, B.; NOVAK, S. (1997): Individuelle Lösungen. *Häusliche Pflege*, 3, S. 66–70.
- SAMUELSON, A.P.; NORDHAUS, W. D. (1998): *Volkswirtschaftslehre*, Übersetzung der 15. Auflage. Wien/Frankfurt.
- SCHACHT, P. (1976): Ein mikroökonomisches Simulationsmodell zu einem städtischen Wohnungsmarkt – dargestellt am Beispiel Hamburgs. *Beiträge zur Stadt- und Regionalforschung*, Heft 10, Göttingen.
- SCHNEIDER-SLIWA, R. (2004): Städtische Umwelt im Alter. Präferenzen älterer Menschen zum altersgerechten Wohnen, zur Wohnumfeld- und Quartiergestaltung. *Geographica Helvetica*. Jg. 59 2004/Heft 4, S. 300–312.
- SCHULER, M.; JOYE, D. (1997): *Die Raumgliederungen der Schweiz*. 2. veränderte Auflage. Bundesamt für Statistik, Bern.
- SCHWEIZERISCHE BUNDESKANZLEI (2006): *Systematische Sammlung des Bundesrechts*. <http://admin.ch/ch/d/sr/sr.html>
- SPITEX (2006): *Spitex. Hilfe und Pflege zu Hause*. auf: <http://www.spitex.ch>.
- SUTER, R.; ECKERT, J.P. (2004): *Immo-Survey 2004. Das Anlageverhalten schweizerischer institutioneller Immobilieninvestoren*. Zürich.
- VAN WEZEMAE, J.E.; HUBER, A. (2003): Wohnen im Alter: Alternde Bevölkerung – Fluch oder Segen? *Wohnen*, Heft 5, 2003, S. 42–45
- VAN WEZEMAE, J.E. (1999): *Markt und Wohnen. Ein Beitrag zur Marktmiete-Debatte aus sozial- und wirtschaftsgeographischer Sicht*. Diplomarbeit, Zürich.
- VAN WEZEMAE, J.E. (2004): Dynamisierung einer binnenorientierten Branche: Die Schweizer Wohnimmobilienwirtschaft im Umbruch. *Geographische Zeitschrift*, 92(1/2), S. 59–75.
- VAN WEZEMAE, J.E. (2005): *Investieren im Bestand. Eine handlungstheoretische Analyse der Erhaltungs- und Entwicklungsstrategien von Wohnbau-Investoren in der Schweiz*. St. Gallen.
- VAN WEZEMAE, J.E. (2006): Wohnbaurneuerung unter den Bedingungen des demographischen Wandels. Eine lösungsorientierte Analyse am Beispiel der Schweiz. *Berichte zur Deutschen Landeskunde*, 80/3.
- VAN WEZEMAE, J.E.; GILROY, R. (2007): The significance of democratic change in the Swiss approach to private rented housing – A potential for ageing in place? *Housing Studies*, 22(4), S. 619–636.
- VINCENT, J. (2003): *Old Age*. London.
- WANNER, P., SAUVAIN-DUGERDIL, C., GUILLEY, E. & HUSSY, C. (2005): *Alter und Generationen. Das Leben in der Schweiz ab 50 Jahren*. Bundesamt für Statistik, Neuchâtel.

Quellen

- BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS): Eidgenössische Volkszählung 2000.
- BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS): Eidgenössische Volkszählung, harmonisiert 1970–2000.
- EUROSTAT (2006): <http://epp.eurostat.ec.europa.eu/>
- STATISTIK STADT ZÜRICH: Umzugsstatistik der Stadt Zürich 1991–2002.

Corinna Heye
Geographisches Institut der
Universität Zürich
Abteilung Wirtschaftsgeographie
Winterthurerstrasse 190
CH-8057 Zürich
corinna.hey@geo.uzh.ch

Dr. Joris E. Van Wezemael
Centre for Cultural Studies in
Architecture
Wolfgang-Pauli-Strasse 15
ETH Zürich
CH-8093 Zürich
vonwezemael@arch.ethz.ch

Curriculum Vitae

Name: HEYE

Vorname: Corinna

Geburtsdatum: 5. Februar 1974

Nationalität: deutsch

1994 Abitur, Oberschule zum Dom, Lübeck (Deutschland)

1994-2001 Studium der Geographie und Mathematik, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (Deutschland)

Auslandsstudium in Geographie, Università degli Studi di Cagliari, Italien (Oktober 1999-Juni 2000)

Staatexamensarbeit:

Tourismus als Beitrag zur nachhaltigen Entwicklung untersucht am Beispiel der Region Gennargentu (Sardinien)

Februar 2001 1. Staatsexamen in Geographie und Mathematik

seit 2001 Wissenschaftliche Assistentin und Doktorandin, Geographisches Institut, Universität Zürich

